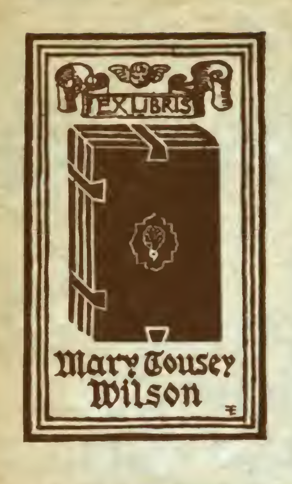
Jerusalem

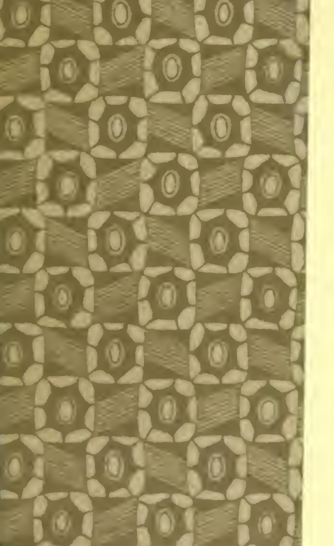
Erzählung von

Selma Lagerlöf

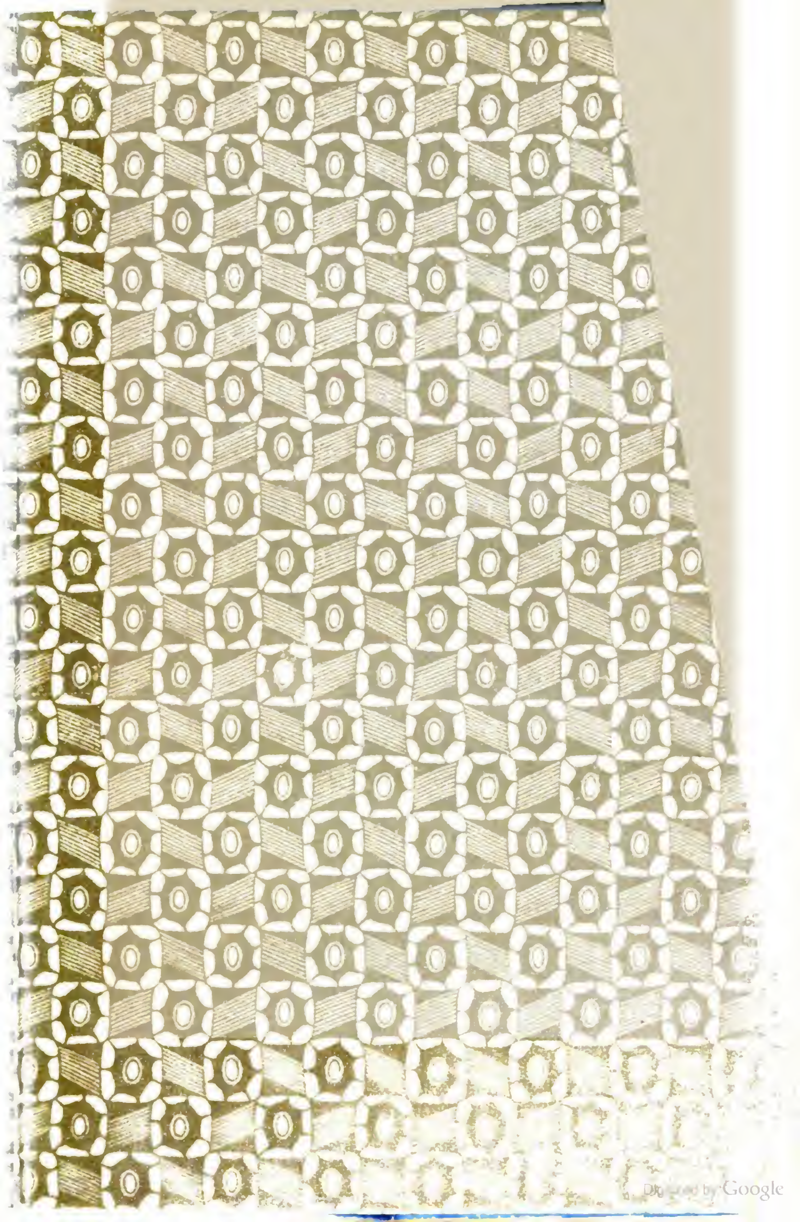



EX LIBRIS
Mary Tousey
Wilson






UNIVERSITY OF VIRGINIA
1819



Jerusalem II

Im heiligen Lande

Erzählung

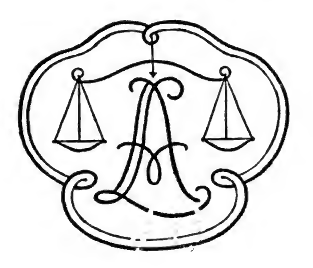
von

Selma Lagerlöf

Einzige berechtigte Übersetzung

aus dem Schwedischen von **Pauline Klaiber**

Siebentes und achtes Tausend



Albert Langen

Verlag für Litteratur und Kunst

München 1906

Von Selma Lagerlöf erschienen im Verlage von Albert Langen:

Jerusalem I (In Dalarne) Roman 10. Tausend

Jerusalem II (Im heiligen Land) Roman 8. Tausend

Eine Herrenhofsage Roman 3. Tausend

Die Königinnen von Kungahälla Novellen 2. Auflage

Gösta Berling Roman 5. Tausend

Christuslegenden 6. Tausend

Herrn Arnes Schatz Erzählung 3. Tausend

Die Wunder des Antichrist Roman 3. Tausend

Unsichtbare Bande Novellen 3. Tausend

Erste Abteilung

Der heilige Stein und das heilige Grab

Der August war heiß in Palästina. Jeden Tag wanderte die Sonne hoch oben am Himmel über den Köpfen der Menschen hin. Nirgends zeigte sich eine Wolke, und seit April war kein Regen gefallen. Dies war durchaus nicht schlimmer als in jedem andern Jahr, aber jedenfalls war es beinahe unerträglich. Man wußte nicht recht, was man beginnen sollte, um die Hitze ertragen zu können, oder wohin man fliehen sollte, um ihr zu entgehen.

Am besten war es vielleicht drunten in Jaffa; wenn auch nicht gerade in der Stadt selbst, die sich mit ihren zusammengebauten Häusern auf den schroffen Felsen wie eine riesige Festung ausnimmt, und wo aus den unsaubern Straßen und den großen Seifensiedereien ein unerträglicher Geruch aufstieg. Aber die Stadt liegt dicht am Meere, und von dort kam doch etwas Kühlung. Und in der Umgebung war es sogar ziemlich angenehm, denn Jaffa ist von wenigstens fünfhundert Orangengärten umgeben, wo die unreifen Apfelsinen unter harten, dunkelgrünen Blättern hängen, auf die der Sonnenschein durchaus keine Wirkung ausübt.

Aber welche Hitze herrschte doch auch in Jaffa!

Die riesigen Blätter der hohen Ricinuspflanzen waren eingeschrumpft und vertrocknet; selbst die widerstandsfähigen Pelargonien trieben keine Blüten mehr, sondern lagen mit hängenden Zweigen auf Steinhaufen und in Gruben beinahe ganz begraben unter Sand. Und wenn man die roten Blüten der Kaktushecken betrachtete, dann kam es einem vor, als ob die Wärme, die die dicken Stämme während des Sommers eingesogen hatten, nun in großen roten Flammen herausschlüge. Wie heiß es war, verstand man erst recht, wenn man sah, daß die Kinder, die über den Strand hinliefen, um im Meere zu baden, die Füße hoch aufhoben und jammerten, weil der schöne weiße Sand sich so heiß anfühlte wie glühende Kohlen.

Wenn man es nun in Jaffa nicht aushalten konnte, wohin sollte man dann gehen? Hier war es wenigstens noch besser, als auf der meilenbreiten Ebene von Saron, die vor der Stadt zwischen dem Meer und dem Gebirge liegt. Es gab zwar in den kleinen Städten und Dörfern, die auf der Ebene zerstreut liegen, auch noch Menschen, man konnte aber nur schwer begreifen, wie sie es anstellten, um bei der Hitze und Trockenheit am Leben zu bleiben. Sie wagten sich auch nur selten aus ihren fensterlosen Wohnstätten heraus und verließen niemals die Ortschaften, wo die Mauern der Häuser und einige einzelstehende Bäume ihnen ein wenig Schutz gegen die Sonne boten.

Draußen auf der freien Ebene aber hätte man

ebensowenig einen grünen Halm als einen Menschen finden können. Alle die prachtvollen Blüten des Frühlings, die roten Anemonen und Klatschrosen, alle die kleinen Tausendschönchen und Nelken, die den Boden mit einem dichten rotweißen Teppich bedeckt hatten, waren vernichtet. Auch war die Roggen-, Gersten- und Weizenernte, die auf den urbar gemachten Feldern in der Nähe der Ortschaften wuchs, schon eingeheimst, und die Schnitter mit ihren Ochsen und Eseln, mit ihren Sängern und Tänzern waren in ihre Dörfer heimgezogen. Die einzige Spur, die noch von der Herrlichkeit des Frühlings zu sehen war, waren die hohen Stauden, die nun vertrocknet aus der verbrannten Erde aufragten, die aber einmal schöne, duftende Lilien getragen hatten.

Es gab indes wirklich eine ganze Menge Menschen, die behaupteten, daß sie den Sommer am allerbesten in Jerusalem selbst ertragen könnten. Sie gaben zwar zu, daß die Stadt eng und mit Menschen überfüllt sei, meinten aber doch, da sie auf dem Kamme des langen Bergrückens liege, der sich durch ganz Palästina hinzieht, könne nicht ein einziges Lüftchen, von welcher Himmelsrichtung es auch komme, durchs Land ziehen, ohne daß dessen erfrischender Hauch die heilige Stadt erreiche.

Aber wie es sich auch immer mit den gepriesenen Winden und der leichten Bergluft verhalten mochte, so war doch auch in Jerusalem die Hitze groß genug. Die Leute schliefen bei Nacht auf den Dächern und schlossen sich bei Tag in die Häuser ein; sie mußten

sich an dem übelriechenden Trinkwasser genügen lassen, das während des Winterregens in unterirdischen Zisternen gesammelt wird, und dessen Versiegen man mit Angst befürchtete. Der allergeringste Wind wirbelte den Kalkstaub in dicken Wolken auf, und wenn jemand auf den weißen Wegen außerhalb der Stadt wandelte, versank der ganze Fuß in diesem dichten, weichen Staube.

Aber das Schlimmste war, daß die Sommerhitze die Menschen am Schlafen verhinderte. Es schlief zwar jedermann schlecht, aber viele lagen Nacht für Nacht wachend da, und diese Schlaflosigkeit war schuld daran, daß die Bewohner Jerusalems bei Tage niedergeschlagen und reizbar waren, bei Nacht aber beängstigende Erscheinungen hatten und von qualvoller Verzweiflung geplagt wurden.

In solch einer Nacht lag eine amerikanische Frau, die seit mehreren Jahren in Jerusalem wohnte, ruhelos auf ihrem Lager und warf sich unruhig hin und her, ohne einschlafen zu können. Sie trug ihr Bett aus dem Zimmer auf die obere Galerie hinaus, die rings um das Haus lief, und legte sich kalte Umschläge um den heißen Kopf, aber es half alles nichts.

Diese Dame wohnte ungefähr fünf Minuten vor dem Damaskustor in einem großen, palastähnlichen Haus, das einsam und verlassen dalag. Da hätte sich also eigentlich reine, frische Luft finden müssen, aber in dieser Nacht war es ihr, als ob sich der Qualm der ganzen Stadt um das Haus her gelagert hätte. Ein ganz leichter Wind wehte zwar wirklich, aber er

kam aus der Wüste und war heiß und scharf, als sei er mit unsichtbaren Staubkörnern erfüllt. Überdies hatte sich eine Schar Straßenhunde auf einen Streifzug vor die Mauern der Stadt begeben, und diese erfüllten die Luft mit einem jämmerlichen, ununterbrochenen Gebell.

Nachdem die Amerikanerin mehrere Stunden lang wach gelegen hatte, wurde sie von einer unendlichen Niedergeschlagenheit ergriffen. Sie versuchte, sich ins Gedächtnis zurückzurufen, daß ihr, seit sie infolge einer göttlichen Offenbarung nach Jerusalem gekommen war, alles geglückt sei. Sie hatte eine Gemeinde gegründet und mannigfaltige Verfolgungen und Schwierigkeiten überwunden. Aber nichts konnte sie beruhigen, ihre Angst nahm mit jedem Augenblick zu.

Allmählich bildete sie sich ein, daß sie und ihre Glaubensgenossen ermordet würden, daß ihre Feinde das Haus anzündeten, nachdem sie vorher alle Ausgänge verrammelt hätten. Es war ihr, als lasse die Stadt Jerusalem alle ihre Fanatiker auf sie los, daß diese sie überfielen mit ihrem ganzen Haß und allem Zerstörungstrieb, der sich innerhalb ihrer Mauern fand.

Sie versuchte ihre gewohnte frohe Zuversicht wieder zu gewinnen. Warum sollte sie gerade jetzt verzweifeln, jetzt, wo ihre Sache so großen Erfolg gewonnen hatte, jetzt, wo die Gordonistische Kolonie durch etwa fünfzig prächtige schwedische Bauern verstärkt worden war, die von Amerika gekommen waren, und wo noch mehr von diesen guten, zuverlässigen Menschen aus Schweden

erwartet wurden. In der Tat hatte sich ihr Unternehmen noch nie so hoffnungsvoll ausgenommen, als gerade jetzt.

Um der Angst zu entgehen, stand sie schließlich auf und warf einen langen, weißen Mantel über, um auszugehen. Sie öffnete eine kleine Hintertür und wanderte in gerader Richtung auf Jerusalem zu. Bald jedoch bog sie vom Weg ab und bestieg einen kleinen, steilen Hügel. Von dessen Gipfel konnte sie in der mondhellen Nacht die Stadt mit ihren zackigen Mauern sehen, sowie die unzähligen großen und kleinen Kuppeln, die sich vom klaren Nachthimmel abhoben.

Obgleich sie noch immer mit ihrer Angst und Unruhe kämpfte, fühlte sie sich doch von der feierlichen Schönheit der Nacht angezogen.

Die ganze Landschaft ringsumher war von dem grünlich-weißen Mondschein Palästinas, der allem ein wunderbares, geheimnisvolles Gepräge verleiht, wie übergossen. Da überkam sie plötzlich eine merkwürdige Vorstellung, und sie dachte: „Gleich wie es in alten Schlössern bestimmte Gespensterzimmer gibt, so wäre es wohl möglich, daß diese altertümliche Stadt mit ihren öden Hügeln der Aufenthalt der Gespenster der alten Welt wäre, ein Ort, wo man darauf gefaßt sein müßte, vergangene Größe von den Bergen herabsteigen und die Toten der Vorzeit in der Dunkelheit der Nacht umherschleichen zu sehen.

Mrs. Gordon wurde nicht von Entsetzen ergriffen, als diese Vorstellungen in ihr aufstiegen; sie erfüllten

sie im Gegenteil mit froher Erwartung. Seit der Nacht, wo sie auf L'Univers Schiffbruch gelitten und die Stimme Gottes vernommen hatte, die mit ihr redete, war es wiederholt vorgekommen, daß ihr eine Botschaft aus einer andern Welt geworden war. Sie begann zu glauben, daß ihr etwas ähnliches in diesem Augenblick bevorstehe. Ihr Gehirn schien sich zu erweitern, und ihre Gedanken arbeiteten mit unerhörter Klarheit und Leichtigkeit. Ihre Sinne waren geschärft, sie empfand, daß die Nacht nicht still war, sondern voll von Stimmen und wunderbaren Lauten.

Ehe sie sich die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, klar machen konnte, hörte sie eine mächtig brausende Stimme, die aus einer sehr alten und rauhen Kehle zu kommen schien, die Worte aussprechen:

„Wahrlich, stolz kann ich meine Stirn aus dem Staube erheben, ich habe nicht meinesgleichen in Macht und Anbetung und Heiligkeit."

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als sich ein mächtiger Glockenschlag von der Kirche des heiligen Grabes vernehmen ließ. Es war nur ein einziger Schlag der großen Glocke, aber er klang stolz und scharf wie ein Widerspruch.

Die erste Stimme fuhr fort:

„Bin nicht ich es, der die Welt mit Gottesfurcht erfüllt hat? Bin nicht ich es, der den Weltstrom in seinem Lauf eingedämmt und ihn in eine neue Bahn geleitet hat?"

Mrs. Gordon sah sich um; die Stimme kam von

Osten her, von der Seite der Stadt, wo Salomos Tempel einst gestanden hatte, und wo sich nun die Omarmoschee von dem graugrünen Nachthimmel abzeichnete. Konnte es wohl einer der Gebetsrufer der Moschee sein, der, auf das Minaret gestiegen, auf diese Weise sein Loblied in die stille Nacht hinausrief?

„Höre," fuhr die Stimme von dem alten Tempelplatz fort; „ich kann mir diesen Ort denken, lange, ehe hier auf dem Berge eine Stadt errichtet war. Ich kann ihn mir als einen schwierigen und unzugänglichen Bergrücken denken. Im Anfang war hier nur ein einziger zusammenhängender Felsen, aber von all dem Wasser, das seit der Erschaffung der Welt darüber hinströmte, ist er in unendlich viele Hügel zersplittert worden.

„Etliche von diesen Hügeln hatten sanft aufsteigende Abhänge, andere waren breite Hochebenen mit steilen Wänden, wieder andere waren so schmal und abgestumpft, daß sie kaum zu etwas anderem als zu Brücken zwischen den verschiedenen Anhöhen dienen konnten."

Als die tiefe Stimme diese Schilderung beendigt hatte, erklangen wieder einige kurze Glockenschläge von der Stelle her, wo sich die Kuppel des heiligen Grabes erhebt, und Mrs. Gordon, deren Ohr sich nun an die Laute, die die Nacht durchströmten, gewöhnt hatte, begann zu begreifen, daß auch diese eine Stimme waren, die vernehmliche Worte aussprach. Sie vermeinte den kurzen Ausspruch zu unterscheiden:

„Auch ich habe dies gesehen."

Die erste Stimme erklang aufs neue:

„Ich erinnere mich, daß sich auf dem höchsten Punkt dieses Bergrückens ein Hügel befand, der den Namen Moria trug. Er hatte ein düsteres, abstoßendes Aussehen, wie er mit seinen steilen Abhängen und seinem scharfabgeschnittenen Gipfel aus tiefen, dunklen Tälern aufstieg, in deren Gründen wilde Ströme hervorbrausten. Gegen Osten, Süden und Westen ragte der Berg Moria senkrecht und unzugänglich empor, nur gegen Norden war er durch eine breite Landstrecke wie durch eine Brücke mit den Höhen verbunden, die sich jenseits der tiefen Täler auftürmten."

Mrs. Gordon ließ sich auf einem kleinen Schutthaufen nieder. Sie senkte die Stirne auf die Hände und lauschte.

Sobald die erste Stimme wie vom Sprechen ermattet schwieg, erklang es von der andern Seite:

„Auch ich erinnere mich an das erste Aussehen des Berges."

„Eines Tages geschah es," ließ es sich aufs neue vom Tempelplatz vernehmen, „daß ein paar Hirten, die mit ihren Herden die Berggegend durchstreiften, diesen Hügel erblickten, der so gut beschützt zwischen Tälern und Bergen lag, als würden da große Schätze oder wunderbare Geheimnisse aufbewahrt. Sie erkletterten seinen breiten Gipfel und fanden hier einen Gegenstand von allergrößter Heiligkeit."

Doch nun wurde der Sprechende ganz jäh von der Glockenstimme unterbrochen:

„Sie fanden nichts weiter als einen Felsblock, der auf der östlichen Seite des Berges lag. Es war ein großer, runder, etwas abgeplatteter Stein, der von einem mitten darunter liegenden Block ein klein wenig vom Boden aufgehoben wurde und am ehesten dem Hute eines riesigen Pilzes glich."

„Aber die Hirten," fuhr die erste Stimme fort, „die alle heiligen Sagen seit dem Anbeginn der Welt kannten, wurden bei diesem Anblick von großer Freude ergriffen und sie riefen: ‚Dies ist der große schwebende Fels, von dem die Alten so viel zu berichten hatten. Dies ist der Stein, der das erste war, was Gott von der Welt geschaffen hat. Von hier dehnte er die Oberfläche der Erde nach Westen, Osten, Norden und Süden, von hier baute er die Berge auf und rollte das Meer aus bis hinan an des Himmels Feste.'"

Der Sprecher hielt einen Augenblick inne, als erwarte er einen Widerspruch, aber die Glockenstimme schwieg.

„Dies ist sonderbar," dachte Mrs Gordon, „es können keine Menschen sein, die da sprechen." Aber eigentlich kam es ihr gar nicht sonderbar vor. Der erstickende Wind und die grünlichbleiche Nacht ließen ihr das Wunderbarste als etwas ganz Natürliches erscheinen.

„Die Hirten stiegen in größter Eile vom Berge nieder," fuhr die alte Stimme fort, „um der ganzen Gegend kund zu tun, daß sie den Grundstein der Welt gefunden hätten. Und bald sah ich Haufen von Menschen

zu dem Berg Moria heraufziehen, um auf mir, dem schwebenden Felsen, dem Herrn zu opfern und ihm für seine herrliche Schöpfung zu danken."

Als dies gesagt war, erhob sich die Stimme zu einer Art Gesang, und in dem hohen, wimmernden Tonfall, mit dem die Derwische den Koran vorzutragen pflegen, rief sie:

„Da wurde mir zum erstenmal Anbetung und Opfer dargebracht! Das Gerücht von meinem Dasein verbreitete sich weit und breit. Beinahe jeden Tag sah man lange, sich dahinschlängelnde Karawanen von den weißgrauen Bergen herabsteigen und den Weg nach Moria suchen. Wahrlich, ich kann mit Stolz meine Stirne erheben! Durch mich hatte der schroffe Bergkegel aufgehört, einsam und verlassen dazuliegen. Um meinetwillen strömten so viele Leute nach dem Berg Moria, daß die Kaufleute es vorteilhaft fanden, mit ihren Waren hierherzuziehen und sie feilzubieten. Um meinetwillen bekam der Hügel bleibende Bewohner, die davon lebten, daß sie den Opfernden Brennholz und Wasser, Räucherwerk und Feuer, Tauben und Lämmer bereit hielten."

Die andere Stimme schwieg noch immer, aber Mrs. Gordon hob die Stirne mit überraschtem Ausdruck. Der so sprach, mußte der „heilige Stein" selbst sein. Das, was sie hörte, war die Stimme des großen Felsblocks, der unter dem prachtvollen Mosaikgewölbe in der Omarmoschee ruht.

Nun erklang es aufs neue:

„Ich bin der Erste und der Einzige, ich bin der, den anzubeten die Menschen nie aufhören werden!“

Kaum war dies gesagt, als die Antwort mit lauten Tönen von der heiligen Grabeskirche kam:

„Du vergißt zu erzählen, daß sich ungefähr in der Mitte derselben Hochebene, da wo du selbst ruhtest, ein kleiner, unbedeutender Hügel fand, der mit einem Hain von wilden Oliven bewachsen war. Und du möchtest sicherlich am liebsten vergessen, daß der alte Patriarch Sem, der Sohn Noahs, des zweiten Stammvaters der Menschen, eines Tages auf den Berg Moria kam. Er war altersschwach und näherte sich dem Rande des Grabes; langsam ging er und mit schleppenden Schritten. Zwei Diener begleiteten ihn, die solche Werkzeuge trugen, so man braucht, um ein Felsengrab auszuhauen.“

Nun war es die alte rauhe Stimme, die schwieg.

„Du tust, als ob du nicht wüßtest, daß Noah, der Vater Sems, den Schädel Adams, des ersten Menschen, als ein teures Andenken an den Stammvater der Menschheit, besessen und wohl aufgehoben hatte. Als er starb, hinterließ er den Schädel Sem und nicht einem seiner anderen Söhne, weil er voraussah, daß von Sem das höchste Volk aller Völker abstammen werde. Und als Sem seine letzte Stunde herannahen fühlte, entschloß er sich, das heilige Familienandenken auf dem Berg Moria zu begraben. Aber weil er die Gabe der Prophezeiung besaß, begrub er den Schädel nicht unter dem heiligen Felsen, sondern unter einem kleinen, unbedeutenden Hügel, der mit

Oliven bewachsen war, und der von diesem Tage an den Namen Golgatha oder Schädelstätte bekam."

„Ich erinnere mich wohl dieses Vorfalls," sagte die heisere Stimme, „und ich erinnere mich auch, daß die, so den Steinblock anbeteten, dies höchst sonderbar fanden. Sie glaubten, der Patriarch sei zu alt und zu sterbenskrank gewesen, um recht zu wissen, was er tat."

Ein einziger greller Ton erklang von der Kirche, und Mrs. Gordon dachte, er gleiche am ehesten einem kurzen Hohnlachen.

„Aber was bedeutet ein so geringes Vorkommnis!" ertönte es wieder von der Moschee her. „Der große Stein nahm immer zu an Macht und Heiligkeit. Fürsten und Völker wanderten zu ihm, um für Glück und Erfolg zu opfern. Ich erinnere mich auch an den Tag, wo ein Patriarch, der größer war als Sem, den Berg besuchte. Ich habe Abraham gesehen, wie er, weißbärtig und würdig, mit seinem Sohn Isaak neben sich daherwanderte. Und Abraham suchte nicht dich auf, o Golgatha, sondern auf dem schwebenden Felsen schichtete er den Scheiterhaufen und band den Knaben fest."

Hier kam eine zornige Unterbrechung von der Grabkirche. „Dies soll dir natürlich immer zur Ehre gerechnet werden, aber vergiß doch nicht, auch mir ein wenig Ehre davon zu teil werden zu lassen! Erinnerst du dich nicht, daß der Patriarch, nachdem ihm der Engel Gottes das Messer entwunden hatte und er auf dem Berge umher wanderte, um ein Opfertier zu suchen,

auf Golgatha einen Widder fand, der sich mit den Hörnern in einem Olivenbusch verfangen hatte?"

Mrs. Gordon lauschte fortgesetzt mit der größten Aufmerksamkeit. Aber je mehr sie von dem Streit der beiden Heiligtümer hörte, um so mutloser dachte sie an ihre eigene Berufung. „Ach mein Gott, warum hast du mir den Auftrag gegeben, die Botschaft der Einigkeit zu verkündigen? Streit und Zwietracht ist das einzig Bestehende seit der Erschaffung der Welt!"

Plötzlich begann die alte Stimme wieder:

„Ich vergesse nichts von all dem, was des Erinnerns wert ist. Deshalb vergesse ich auch nicht, daß schon zu Abrahams Zeiten die Hochebene durchaus keine Wüste mehr war. Eine Stadt gab es hier mit einem König, der der Hohepriester des heiligen Steins war und der über ein Volk von Priestern und sonstigen Dienern des heiligen Steins regierte. Dieser König war Melchisedek, und er war der erste, der regelmäßig wiederkehrende Opfer und schöne heilige Handlungen stiftete, die auf dem heiligen Fels dargebracht wurden."

Schnell kam Antwort von der andern Seite:

„Auch ich erkenne Melchisedek als einen heiligen Mann und einen Propheten an. Nichts beweist besser, daß er einer der Auserwählten Gottes war, als daß er in der Felsenhöhle unter Golgatha begraben werden wollte, an derselben Stelle, wo Adams Schädel ruhte. Hast du nie bedacht, welche weissagende Bedeutung darin liegt, daß sowohl der erste Sünder, als auch der erste Hohepriester an diesem Orte begraben wurden?"

„Ich habe es gehört, daß du diesem eine große Bedeutung beilegst,“ antwortete der heilige Fels, „aber ich kenne etwas, das von noch größerer Wichtigkeit ist Die Stadt auf dem Berge wuchs und dehnte sich aus. Die Täler und Höhen hier ringsum bevölkerten sich und bekamen ihre bestimmten Namen. Und bald hieß nur noch die östliche Seite des Bergkegels, da wo der heilige Stein lag, Moria. Die Anhöhe auf der südlichen Seite wurde Zion genannt, die nach Westen Gareb und die nach Norden Betzaida.“

„Es war aber doch immer nur eine kleine Stadt, die hier auf dem Berge lag,“ entgegnete die Stimme von der Kirche her. „Hier wohnten beinahe nur Hirten und Priester. Die Menschen hatten keine große Lust, in diese unfruchtbare Steinwüste herauszuziehen.“

Darauf wurde mit so scharfer und siegesstolzer Stimme geantwortet, daß Mrs. Gordon beinahe zusammenfuhr, während sie lauschte.

„Ich habe König David gesehen! Ich sah ihn in einem Scharlachrock und glänzendem Harnisch hier stehen und den Ort betrachten, ehe er den Königssitz hier aufschlug. Warum wählte er nicht das reiche, lachende Bethlehem, warum nicht Jericho in dem fruchtbaren Tal? Warum machte er nicht Gilgal, nicht Hebron zu Israels Hauptstadt? Ich sage dir, daß er diesen Platz um des schwebenden Felsens willen wählte. Er wählte ihn, damit die Könige Israels auf dem Berg wohnen müßten, der seit Jahrhunderten von meiner Heiligkeit überschattet worden war.“

2*

Und nun begann die Stimme zum zweitenmal mit langgezogenen Tönen einen Lobgesang herzusagen.

„Ich denke an die große Stadt mit ihren Mauern und Türmen. Ich denke an die Königsburg auf dem Berge Zion mit ihren tausend Wohnungen. Ich denke an Verkaufsbuden und Werkstätten, an beschützende Mauern und hohe Tore und Türme. Ich denke an die wimmelnden Straßen, an alle Schönheit und an allen Glanz der Stadt Davids!

„Und während ich an all dies denke, darf ich wohl sagen: Groß ist deine Macht, o Fels! Durch dich ist all dies hervorgerufen worden. Stolz kannst du deine Stirne erheben! Niemand ist dir gleich an Anbetung und Heiligkeit!

„Aber du, Golgatha, du warst nur ein kleiner Fleck auf der Erde, ein nackter Hügel außerhalb der Stadtmauer. Wer brachte dir Opfer dar, wer betete dich an, wer wußte etwas von deiner Ehre?"

In demselben Augenblick, wo dieser Lobgesang in der Nacht aufstieg, hörte man die Glockenstimme zornig reden, aber doch leiser als vorher, wie von Ehrfurcht gedämpft.

„Man merkt, daß du alt wirst, du übertreibst alles, was du in deiner Jugend gesehen hast, wie es so die Gewohnheit der Alten ist. Die Stadt Davids erstreckte sich einzig und allein auf der südlichen Seite. Sie erreichte nicht einmal die Mitte des Berges. Da war es ja ganz natürlich, daß ich außerhalb der Stadtmauern liegen bleiben mußte."

Aber die andre Stimme sang weiter, ohne sich unterbrechen zu lassen:

„Deine größte Ehre aber, o Fels, erreichtest du doch unter Salomo! Der Bergrücken um dich her wurde in einen flachen Boden umgewandelt und mit Steinplatten belegt. Und rund um diesen Boden baute man Säulengänge, wie um die Festsäle der Könige. In deren Mitte wurde der Tempel mit dem Heiligen und dem Allerheiligsten eingerichtet. Und über dir, o Stein, ward der Tempel gebaut, und auf dir, der du der Grundstein der Welt bist, ruhte die Bundeslade mit den Gesetzestafeln in dem Allerheiligsten!"

Nun vernahm man keinen Widerspruch von der Kirche, nur einen dumpfen Laut, der einer Klage glich.

„Und zur Zeit Salomos wurde das Wasser aus der Tiefe der Täler auf die Hochebenen um Jerusalem hinaufgeleitet, denn Salomo war der weiseste aller Könige. Da sproßten Bäume aus den trockenen, weißgrauen Bergen hervor und zwischen den Steinen wuchsen Rosen. Und im Herbst pflückte man in den Lustgärten, die die Berge bedeckten, Feigen und Weintrauben, Granatäpfel und Oliven zur Freude Salomos. Aber du, Golgatha, warst noch immer ein nackter Hügel außerhalb der Stadtmauer. Du warst so gering und unfruchtbar, daß keiner der reichen Männer zur Zeit Salomos dich in seinen Lustgarten eingefügt und kein Armer einen Weinstock auf dir gepflanzt hatte."

Als dieser neue Angriff kam, schien indes der Widersacher Mut zur Verteidigung gefaßt zu haben.

„Du vergißt gleichwohl, daß gerade zu jener Zeit etwas geschah, das Golgathas dauernden Glanz andeutete. Denn gerade damals kam die weise Königin von Saba, um Salomo zu besuchen, und der König empfing sie in seinem Palast, den man das „Haus des Libanonwaldes' nannte, weil es aus Balken von dem fernen Libanon errichtet war.

„Als Salomo der arabischen Königin dieses außergewöhnliche Gebäude, wie sie noch nie eins gesehen hatte, zeigte, wurde ihre Aufmerksamkeit von einem der in die Wände eingelassenen Balken in Anspruch genommen. Er war von ungewöhnlicher Dicke, und als man ihn näher betrachtete, sah man, daß er aus drei zusammengewachsenen Stämmen bestand.

„Die weise Königin wurde von Beben ergriffen, als sie sah, daß dieser Baum zum Palast des Königs gebracht worden war, und schnell berichtete sie dessen Geschichte. Sie erzählte dem König, daß der Engel, der nach der Austreibung der ersten Menschen das Paradies bewachte, einmal Set, den Sohn Adams, in den herrlichen Lustgarten hineingehen ließ.

„Er durfte so weit hineingehen, daß er den Baum des Lebens sehen konnte. Als nun Set sich wieder entfernen mußte, gab ihm der Engel zum Abschied drei Samenkörner von dem wunderbaren Baume. Diese Samenkörner legte Set in die Erde auf Adams Grab, dort auf dem Berge Libanon, und aus ihnen waren drei Stämme hervorgewachsen, die einen einzigen Baum bildeten.

‚Und dieser eine Stamm ist es,‘ sagte die Königin, ‚den die Holzhacker des Königs Hiram für dich gefällt haben, o König, und der nun in dein Königsschloß eingezimmert worden ist. Aber es ist gesagt worden, daß an diesem Stamm einmal ein Mensch sterben werde, und wenn dies geschehen sei, werde Jerusalem fallen und alle Geschlechter Israels werden zerstreut werden.‘

„Damit nun eine solche böse Prophezeiung nicht in Erfüllung gehen sollte, gab sie dem Könige den Rat, den Stamm zu vernichten, und Salomo ließ ihn aus der Wand in seinem Palast herausnehmen und befahl, daß er in den Teich Betesda geworfen würde.“

Nach dieser langen Rede trat vollkommenes Schweigen ein, und Mrs. Gordon glaubte beinahe, daß nichts mehr zu vernehmen sein werde.

Endlich begann die Glockenstimme wieder:

„Ich denke zurück an harte Zeiten. Ich erinnere mich, wie der Tempel zerstört und das ganze Volk in die Gefangenschaft fortgeführt wurde. Wo waren da deine Ehre und dein Glanz, o Stein?“

Erst nach einer Weile kam die Antwort von dem Felsblock:

„Bin ich wohl allmächtig! — Aber obgleich ich gefallen bin, habe ich mich doch immer wieder erhoben. Erinnerst du dich des Glanzes, der mich zur Zeit Herodes' bestrahlte? Erinnerst du dich an die drei Vorhöfe, die den Tempel umgaben? Erinnerst du dich an das Feuer auf dem Brandopferaltar, das bei Nacht

in einer hohen Lohe aufstieg, so daß es die ganze Stadt erhellte? Erinnerst du dich an die Tempelpforte des Herodes, die ‚die Schöne‘ genannt wurde, wo er mehr als hundert Porphyrpfeiler aufgerichtet hatte? Erinnerst du dich des Weihrauchduftes vom Tempel, der bei westlichem Wind bis drunten in Jericho unterschieden werden konnte? Erinnerst du dich des Getöses, wenn die kupfernen Tore geöffnet wurden? Erinnerst du dich, wie der babylonische Vorhang vor dem Allerheiligsten mit Rosen und gesponnenem Gold durchwebt war?"

Kurz und barsch erklang es von der Kirche:

„Ich erinnere mich all dessen, aber ich denke auch daran, daß zu jener Zeit Herodes den Teich Betesda reinigen ließ, und ich entsinne mich, daß seine Arbeiter auf dessen Grund den Baum des Lebens fanden, der einst in Salomos Palast eingefügt gewesen war, und daß sie den dicken Balken aufs Ufer warfen."

„Und entsinnst du dich noch," fuhr die Stimme von der Felsenkirche mit stolzem Jubel fort, „ja, entsinnst du dich der glänzenden Stadt, wo die Fürsten von Juda auf Zion wohnten, die Römer und die Fremden aber in der Gegend von Betzaida? Entsinnst du dich der Burg Mariamne und der Burg Antonia? Entsinnst du dich der starken Tore? Entsinnst du dich der turmgekrönten Ringmauern?"

„Ja, ich entsinne mich all dessen," erklang es von der Kirche, „aber ich denke auch daran, daß gerade zu jener Zeit der Ratsherr Joseph von Arimatia ein

Felsengrab aushauen ließ, draußen in seinem Lustgarten, der dicht neben Golgatha lag."

Die Stimme von der Moschee zitterte ein wenig, aber sie fuhr unverzüglich fort:

„Erinnerst du dich der ungeheuren Völkerwanderung zu den großen Festen nach Jerusalem? Weißt du noch, wie es auf allen Wegen in Palästina von Menschen wimmelte und wie die Bergabhänge vor der Stadt dicht mit Zelten besetzt waren? Erinnerst du dich der Männer von Rom, von Athen, von Damaskus und von Alexandria, die herbeiströmten, um die Herrlichkeit des Tempels und der Stadt zu besehen? Erinnerst du dich dieses stolzen Jerusalems?"

Der Glockenton antwortete mit unbeugsamem Ernst:

„Sicherlich erinnere ich mich all dessen, aber ich habe auch nicht vergessen, daß gerade zu jener Zeit die Henkersknechte des Pilatus den Baum des Lebens am Ufer des Teichs Bethesda fanden und ein Kreuz daraus machten, an dem ein zum Tode verurteilter Verbrecher hingerichtet werden sollte."

„Verachtet und übersehen bist du immer gewesen," tönte es bitter von der Moschee her. „Aber bis dahin warst du doch wenigstens nur ein unbemerkter Fleck auf der Erde. Allein zu jener Zeit widerfuhr dir die Schmach, daß die Henkersknechte dich als Richtplatz benutzten. Ich erinnere mich eines Tages, wo drei Kreuze auf dem Hügel Golgatha aufgerichtet waren."

„Verworfen wäre ich, wenn ich je dieses Tages

vergessen sollte!“ erwiderte die Kirche in feierlichem Ton, der in die Luft hinausströmte, als sei er von dem Lobgesang jauchzender Chöre begleitet. „Und ich erinnere mich sogar, daß zu derselben Zeit, wo das Holzkreuz auf der Felsenstirne Golgathas aufgerichtet wurde, das große Osteropfer auf dem Berge Moria vor sich ging. Festlich geschmückt betraten die Israeliten die von Säulen umgebenen Vorhöfe. In ihrer Mitte trugen sie lange Stangen, an denen die Opferlämmer hingen. Und als die Vorhöfe so mit Menschen angefüllt waren, daß niemand mehr Platz hatte, wurden die Tempeltore geschlossen, und Trompetenstöße verkündeten den Beginn der Feier.

„Dann wurden die Tiere an Stangen zwischen den Pfeilern aufgehängt und geschlachtet. Die Priester standen in einer langen Reihe quer über den Tempelhof und fingen das Blut der Opfertiere in silbernen und goldenen Schalen auf und gossen es auf den Brandopferaltar. Und so viel Blut wurde ausgegossen, daß es über den ganzen Hof hinfloß, und die Priester standen auf Schemeln, damit die Säume ihrer weißseidenen Gewänder nicht mit Blut getränkt würden. Aber in demselben Augenblick, wo der Gekreuzigte auf Golgatha starb, wurde das große Osterfest im Tempel unterbrochen. Eine mächtige Finsternis senkte sich über das Heiligtum, das ganze Gebäude erzitterte unter Erdbeben, und der babylonische Vorhang im Tempel zerriß in zwei Teile zu einem Zeichen, daß Macht und Anbetung und Herrlichkeit

von dieser Stunde an von Moria auf Golgatha übergehen sollten."

„Das Erdbeben erschütterte auch Golgatha," fiel die alte Stimme ein, „der ganze Hügel zerbarst."

„Ja, allerdings," nahm die Kirche mit demselben jubelnden Ton wieder das Wort. „Oben auf dem Berge Golgatha entstand eine tiefe Spalte, und durch diese floß das Blut von dem Kreuze tief hinunter bis in das Felsengrab, und verkündigte da dem ersten Sünder und dem ersten Hohenpriester, daß die Versöhnung vollbracht sei."

In diesem Augenblick erklang von der Kirche her ein heftiges und anhaltendes Geläute, während gleichzeitig von dem Minaret der Moschee die klagenden Töne aufstiegen, so die Gläubigen zum Gebet rufen. Mrs. Gordon begriff, daß eine der heiligen Stunden der Nacht angebrochen war, aber dies traf so augenblicklich nach der Rede von der Kreuzigung ein, daß es ihr fast vorkam, als hätten die beiden Alten die Gelegenheit benutzt, um dem Stolz und der Demütigung, die sie erfüllten, Luft zu verschaffen.

Kaum hatte das laute Getöse aufgehört, da begann die Moschee wieder in feierlichem Ton:

„Ich bin der große Fels, der ewig bestehende, aber was ist Golgatha? Ich bin der, der ich bin, niemand kann zweifeln, wo er mich suchen soll, aber wo findet sich Golgatha? Wo ist der Hügel, von dem das Kreuz in die Bergestiefe versenkt wurde? Niemand weiß es. Wo ist das Grab, worein Christus

gelegt wurde? Niemand kann mit Sicherheit den Platz angeben."

Schnell erklang die Antwort von Golgatha:

„Kommst auch du mit diesen Beschuldigungen? Du müßtest es doch besser wissen, du bist so alt, daß du dich der Lage Golgathas entsinnen kannst. Du hast Jahrtausende hindurch den Hügel auf seinem Platz vor dem Tor der Gerechtigkeit gesehen."

„Ja gewiß bin ich alt, ich bin sogar sehr alt," nahm die Moschee wieder das Wort. „Aber du hast ja gesagt, daß die Alten ein schlechtes Gedächtnis hätten. Es lagen viele kahle Hügel vor Jerusalem. Wie sollte ich mich entsinnen können, welcher davon Golgatha war? Und es gibt unendlich viele Gräber dort, die in den Felsen gehauen sind. Wie kann ich wissen, welches davon das richtige ist?"

Mrs. Gordon fühlte eine zunehmende Ungeduld in sich aufsteigen. Wahrlich, sie hatte beinahe Lust, sich in das Gespräch zu mischen. Diese wunderbaren Stimmen tönten ja nur an ihren Ohren, um ihr alte Sagen, die sie schon lange kannte, ins Gedächtnis zurückzurufen! Sie hätte ihnen gerne zugerufen, daß sie ihr die tiefen Geheimnisse des Reiches Gottes offenbaren sollten, während die beiden Alten nur daran dachten, auf ärmliche Weise um den Vortritt zu Ehre und Macht zu streiten.

Auch die Glockenstimme klang nun ungeduldig:

„Es ist hart, immer und immer wieder auf diese Anklage, daß ich nicht das sei, wofür ich mich ausgebe,

antworten zu müssen. Du erinnerst dich doch wohl, daß schon die ersten Christen mich zu besuchen pflegten, um die Erinnerung an die wichtigen Ereignisse, die rings um Golgatha her geschehen waren, aufzufrischen?"

„Ja," entgegnete die Moschee, „das mag wahr sein, aber ich bin beinahe überzeugt davon, daß die Christen dich zwischen den umgebauten Straßen und Häuserreihen verloren, damals als die Stadt sich ausdehnte und Herodes die neuen Ringmauern baute."

„Sie verloren mich nicht," antwortete das heilige Grab, „sie versammelten sich stets um Golgatha, bis die Belagerung Jerusalems aufhörte, wonach sie die Stadt verließen."

Hierauf antwortete der heilige Stein kein Wort. Er schien ganz überwältigt zu sein von den traurigen Erinnerungen, die hervorgerufen worden waren.

„Dein ganzer Tempel wurde niedergerissen!" rief die Kirche. „Die heilige Umgebung des Tempels war mit Trümmern bedeckt, und der Kaiser von Rom verbot, daß diese Trümmer fortgeschafft würden. Sechshundert Jahre lang lagst du, o Stein, unter Asche und Schutt verborgen!"

„Was sind sechshundert Jahre für mich?" entgegnete der Stein mit mürrischem Stolz. „Es kann doch niemand daran zweifeln, daß ich mich auf meinem Platz befinde, aber um dich streitet man sich immerfort."

„Wie kann man sich um mich streiten, um mich, der durch ein Wunder Gottes wiedergefunden wurde?" erwiderte die Kirche mit froher Demut. „Die Kaiserin

Helena war es, sie, die eine Christin und eine Heilige gewesen ist. In einem Traum erhielt sie den Befehl, ins heilige Land zu ziehen und auf dessen erinnerungsreichen Plätzen Heiligtümer zu errichten."

„Ach, ich erinnere mich wohl der Zeit, da die Kaiserin nach Jerusalem kam. Ich erinnere mich ihres Gefolges von frommen und gelehrten Männern. Ich erinnere mich, wie sie zuerst vergebens nach der richtigen Lage des heiligen Grabes forschte.

„Aber zu jener Zeit erhob sich beinahe mitten in der Stadt ein Venustempel, und die Kaiserin erfuhr, daß dieser von Hadrian auf einem Platz erbaut worden war, den die Christen einst heilig gehalten hatten. Sie ließ den Tempel niederreißen, und da zeigte es sich, daß er auf Golgatha errichtet worden war. Ganz unbeschädigt und auf diese Weise der Nachwelt aufbewahrt, fand sich unter dem Tempelgrunde das heilige Grab und der Hügel Golgatha mit Melchisedeks Felsengrab, sowie dem Spalt im Berge, von dem man behauptete, daß noch immer Blut herausflösse. Man fand auch den ..."

Nun unterbrach die Moschee mit einem langen, höhnischen Lachen.

„Aber höre nun den letzten und wichtigsten Beweis," fuhr die Kirche fort, ohne sich stören zu lassen. „Die Kaiserin hatte keinen größeren Wunsch, als auch das heilige Kreuz wiederzufinden, aber dieses war vollständig verschwunden, und erst nachdem sie lange und vergeblich gesucht hatte, kam eines Tages ein alter Weiser zu der

Kaiserin, der ihr mitteilte, daß das Kreuz tief in der Erde begraben liege, und ihr die Stelle beschrieb, wo sie es suchen müsse. Man müsse sehr tief hinuntergraben, sagte er, denn die Kriegsknechte hätten das Kreuz in einen Wallgraben geworfen, der bis an den Rand mit Erde und Steinen angefüllt worden sei. O ich erinnere mich der frommen Kaiserin wohl, wie sie am Rande des Grabens saß und ihre Arbeiter anfeuerte. Ich erinnere mich auch des Tages, wo das heilige Kreuz auf dem Grunde des alten Wallgrabens wiedergefunden wurde."

Die Kirche redete ganz allein weiter und ließ sich durchaus nicht dadurch stören, daß sich von der Moschee her halb höhnische Ausrufe und zweifelsüchtiges Gelächter vernehmen ließen.

„Ich erinnere mich der Reihe von Wundern, die der Wiederauffindung des Kreuzes folgte, und ich glaube, daß selbst du es nicht wagst, sie zu bestreiten. Auch du hast die Jubelrufe der Kranken gehört, die durch die heilige Reliquie geheilt worden waren. Auch du erinnerst dich des Pilgerzugs, der aus aller Herren Länder hierherströmte. Du erinnerst dich der wilden frommen Männer, die sich in Jerusalems Felsenhöhlen niederließen. Du erinnerst dich auch der Klöster und der Kirchen, die wie aus der Erde emporschossen.

„Oder hast du, o Fels, der herrlichen Gebäude vergessen, die Konstantin und seine Mutter über dem heiligen Grabe aufführen ließen? Über dem Platz, wo man das Kreuz gefunden hatte, ward eine Basilika er-

richtet, aber über der Felsengrotte des heiligen Grabes baute man eine schöne Rundkirche.

„Sicherlich erinnerst du dich, o Fels, der griechischen Baumeister, die diese Bauwerke mit ebensoviel Pracht aufführten, als wenn es die Gemächer eines Kaiserschlosses gewesen wären. Du wirst dich gewißlich der Karawanen entsinnen, die oben auf den Bergen erschienen, schwer belastet mit kostbaren Steinarten und mit dem Gold, das man zu dem Schmuck der Kirche nötig hatte. Du entsinnst dich der Porphyrpfeiler mit ihren silbernen Kapitälen in der Basilika, sowie des Mosaikgewölbes in der Grabeskirche, und du entsinnst dich sicherlich auch der schmalen Fenster, durch die das Licht hereinstrahlte, sich in Scheiben aus Alabaster und gefärbtem Glase brechend, so daß jeder Strahl glitzerte, als komme er aus einem Edelstein. Du entsinnst dich des geschnitzten Gitterwerks vor den Emporen und der doppelten Säulenreihen, sowie der Kuppel, die leicht und stark über dem Gebäude schwebte. Du entsinnst dich auch des heiligen Grabes selbst, mitten in dem Raume, das ungeschmückt und ungepflegt unter all diesem Glanz ruhte!

„Und dann die Zeit nach der Errichtung dieser Bauwerke! Recht wohl erinnerst du dich, daß alle Christen des Morgenlandes Jerusalem als ihre heilige Stadt betrachteten, daß es bald nicht nur kurz verweilende Pilger waren, die sie besuchten. Weißt du nicht mehr, wie Bischöfe mit ihrem Gefolge von Priestern kamen und rings um die Grabeskirche her ihre Paläste

und Kirchen bauten? Sahst du nicht den armenischen, den griechischen und den assyrischen Patriarchen ihre Throne hier errichten? Sahst du nicht Kopten aus dem alten Ägypten herbeikommen und Abessynier aus dem Herzen von Afrika? Du sahst Jerusalem wieder aufgebaut, eine Stadt von Kirchen und Klöstern, von Gasthäusern und frommen Stiftungen. Du weißt, daß sein Glanz größer war als je vorher!

„Aber all dies war mein Werk, o Stein! Du lagst unbeachtet, vergessen auf Moria. Du warst im Schutt vergraben, unter einem Aschenhaufen warst du verborgen. Niemand erinnerte sich deines Daseins."

Auf diese Herausforderung antwortete der Felsendom:

„Was sind für mich Jahre der Erniedrigung? Bin ich nicht deshalb doch der, der ich bin? Nur ein paar Jahrhunderte vergingen, da kam eines Nachts ein alter, ehrwürdiger Mann in einem gestreiften Beduinenmantel und mit einer Binde aus Kamelshaaren um den Kopf zu mir. Dieser Mann war Muhamed, der Prophet Gottes. Er wurde lebendig in den Himmel aufgenommen, und sein Fuß ruhte auf meiner Stirn, als er von der Erde weggenommen ward. In demselben Augenblick erhob ich mich aus eigener Kraft mehrere Fuß über die Erde aus lauter Sehnsucht, ihm folgen zu dürfen. Ich hob mich aus Asche und Schutt heraus. Ich bin der Ewige, der niemals untergehen kann."

„Du verließest dein Volk, du Verräter!" klagte die Kirche. „Du verhalfst den Ungläubigen zur Macht."

„Ich habe kein Volk, ich diene keinem, ich bin der ewige Fels. Wer mich anbetet, den beschütze ich. Bald kam der Tag herbei, da Omar seinen Einzug in Jerusalem hielt und der große Kalif befahl, den Tempelplatz zu reinigen; er nahm selbst einen Korb voll Schutt auf den Kopf und trug ihn fort. Und ein paar Jahre später errichteten Omars Anhänger über mir das herrlichste Bauwerk, das das Morgenland je geschaut hat."

Hier unterbrach ihn die Glockenstimme sehr heftig:

„Ja, dieses Gebäude ist sehr schön, aber weißt du nicht, woher es stammt? Meinst du, ich erkenne sie nicht wieder, diese Mosaikwölbung, diese schöne Kuppel, diese Marmorwände, in deren Mitte du in ungeschmückter Einfachheit ruhst, und zwar in derselben Weise wie früher das heilige Grab in Helenas Rundkirche. Deine ganze Moschee ist nach dem Muster der ersten Grabeskirche gebaut."

Mrs. Gordon wurde immer ungeduldiger. Der Streit der beiden Heiligtümer erschien ihr ärmlich und kleinlich. Nicht einen einzigen Gedanken widmeten sie den verschiedenen Religionen, die sie vertraten, sondern trachteten nur darnach, mit den Gebäuden, die sie überdachten, zu prahlen.

Die Moschee fuhr fort:

„Ich erinnere mich an vieles, aber ich entsinne mich nicht, die schöne Grabeskirche, von der du sprichst, gesehen zu haben. Sie hat allerdings auf Golgatha

gestanden, aber sie wurde bald von Feinden zerstört; dann wurde sie wieder aufgebaut und abermals zerstört.

„Dagegen erinnere ich mich," fuhr der Fels fort, „daß es auf Golgatha eine Menge kleiner und großer Gebäude gab, die für heilig gehalten wurden. Sie waren ärmlich und verfallen, und der Regen tropfte durch ihre Dächer."

„Ja, das ist wahr," erwiderte die Kirche. „Das war zu deiner Zeit, zu der Zeit der Finsternis. Aber auch ich kann sagen wie du, was frage ich nach Jahren der Erniedrigung? Ich habe gesehen, wie sich das ganze Abendland erhob, um mir beizustehen. Ich habe gesehen, wie Jerusalem von eisenbekleideten Männern aus Europa, die um meinetwillen hergezogen kamen, erobert ward. Ich habe gesehen, wie deine Moschee in eine christliche Kirche verwandelt ward, und wie die Kreuzfahrer auf dir, o Fels, einen Altar errichtet hatten. Und ich habe auch gesehen, wie die Kreuzritter ihre Pferde in das Gewölbe unter dem Tempelplatz führten."

Der alte Stein erhob seine Stimme und begann so zu singen, wie ungefähr ein Derwisch in der Wüste singen würde.

Aber die Kirche ließ sich in ihrem Wortschwall nicht unterbrechen:

„Ich erinnere mich, wie die Ritter des Abendlandes ihre Eisengewänder ablegten und nach dem Steinschläger und der Maurerkelle griffen, um die heilige Grabeskirche wieder aufzubauen. Ich erinnere

3*

mich, daß sie das Gebäude sehr groß machten, damit alle die herrlichen Plätze darin aufgenommen werden könnten. Ich erinnere mich, wie sie das graue Felsengrab von außen und innen mit weißem Marmor bekleideten."

Die alte Stimme fiel dazwischen:

„Was nützt es dir, daß du von Kreuzfahrern erbaut wurdest, du bist doch wieder zerfallen?"

„Ich bin von Erinnerungen und heiligen Plätzen erfüllt!" rief die Grabeskirche mit schallender Stimme. „Innerhalb meiner Mauern kann ich den Olivenstrauch zeigen, wo Abraham den Widder fand, ich kann die Kapelle zeigen, wo Adams Schädel begraben ward. Ich kann Golgatha zeigen und das Grab und den Stein, wo der Engel saß, als die Frauen kamen, um über dem Toten zu weinen. Innerhalb meiner Mauern findet sich die Stelle, wo die Kaiserin Helena die Arbeiter anfmunterte, und die Stelle, wo das Kreuz gefunden wurde. Ich besitze die Säule, wo der Gekreuzigte saß, als man ihm die Dornenkrone aufsetzte, und den Stein der Einsalbung, sowie auch das Grab Melchisedeks. Ich besitze das Schwert Gottfrieds von Bouillon. Ich werde noch immer von Kopten und Abessiniern, von Armeniern und Jakobiten, von Griechen und Römern verehrt. Ich bin mit Pilgern angefüllt . . ."

Hier wurde die Grabeskirche von dem Felsendom unterbrochen:

„Was ist deine Bedeutung, du Felskegel, du Grab,

dessen Lage niemand kennt? Willst du dich mit dem ewigen Felsen messen? Bin nicht ich es, auf dem der heilige, unaussprechliche Name Jehovas, den niemand anders als Jesus zu deuten vermochte, geschrieben steht? Ist es nicht mein Tempelhof, in den Muhamed am jüngsten Tag herabsteigen soll?"

Als der Streit zwischen den Kirchen, an diesem Punkt angekommen, an Heftigkeit immer zunahm, stand Mrs. Gordon auf. Sie vergaß, daß ihre Stimme nicht die Kraft hatte, sich mit den beiden mächtigen Stimmen gleichzeitig vernehmlich zu machen.

„Wehe euch, wehe euch!" rief sie, „was seid ihr für Heiligtümer? Ihr streitet und kämpft miteinander, und durch euren Streit kommt Unfriede, Haß und Verfolgung in die Welt. Aber Gottes letztes Gebot heißt Einigkeit, vernehmt das! Gottes letztes Gebot, das ich empfangen habe, heißt Einigkeit!"

Als diese Worte ausgesprochen waren, schwiegen beide, sowohl das heilige Grab, als auch der heilige Fels. Mrs. Gordon fragte sich einen Augenblick, ob es wohl ihre Worte gewesen sein könnten, die die Macht gehabt hätten, den Streit abzubrechen? Aber da sah sie, daß alle die Kreuze und Halbmonde, die über den großen Kuppelgebäuden der heiligen Stadt aufragten, allmählich sich vergoldeten und zu schimmern begannen. Über dem Ölberg ging die Sonne auf, und alle Stimmen der Nacht mußten verstummen!

Bo Ingmar Månsson

Unter den Leuten, die zu Hellgums Gemeinde in Amerika gehört hatten und die mit ihm nach Jerusalem gezogen waren, waren drei, die dem alten Ingmarsgeschlecht angehörten, nämlich die beiden Töchter Groß-Ingmars, die kurz nach des Vaters Tode nach Chicago ausgewandert waren, sowie deren Vetter Bo Ingmar Mansson, ein junger Mensch, der nur zwei oder drei Jahre in den Vereinigten Staaten gewohnt hatte.

Bo war hochgewachsen mit blondem Haar und hellen Augenbrauen. Er hatte eine frische Farbe auf den Wangen und sah gutmütig aus. In seinen Zügen fand sich nicht viel, was an das alte Geschlecht erinnerte, aber die Ähnlichkeit trat deutlich hervor, wenn er eine beschwerliche Arbeit vorhatte oder erzürnt war.

Als Bo heranwuchs und in Storms Schule ging, war er träge und gleichgültig gewesen, und der Schulmeister hatte sich oft darüber gewundert, daß einer, der einem so klugen Geschlecht angehörte, von so langsamem Begriff sei. Diese Trägheit verschwand indes, als Bo nach Amerika kam. Da zeigte es sich im Gegenteil, daß er aufgeweckt und gewandt war, aber er hatte in seiner Kindheit so oft hören müssen, daß er dumm sei, daß ihm auch da noch ein großes Mißtrauen gegen sich selbst blieb.

Die Dorfbewohner wunderten sich nicht wenig, als

Bo nach Amerika auswanderte. Seine Eltern waren vermögliche Leute und saßen auf einem großen Hof; sie hätten den Sohn gern daheim behalten. Es ging zwar das Gerücht, Bo sei in Schulmeisters Gertrud verliebt, und er reise fort, um sie zu vergessen, aber es wußte niemand genau, wie es sich eigentlich damit verhielt. Bo hatte außer seiner Mutter keinen Vertrauten gehabt, und sie war nicht umsonst die Schwester des großen Ingmar, sie konnte man nicht verleiten, ein einziges Wort mehr zu sagen, als sie gerade Lust hatte.

An dem Tage, wo Bo von seiner Heimat fortzog, brachte ihm seine Mutter einen Gürtel, und bat ihn, diesen auf dem bloßen Leibe zu tragen. Als ihn Bo ergriff, fühlte er, daß er schwer war; die Mutter hatte Geld hineingenäht.

„Du mußt mir versprechen, daß du dich nicht ohne Not davon trennen willst," sagte die Mutter. „Es ist keine große Summe, sondern nur soviel, daß du heimkehren kannst, im Fall es dir schlecht gehen sollte."

Bo versprach, das Geld nur im größten Notfall aus dem Gürtel herauszunehmen und hielt dies Versprechen auch pünktlich. Die Versuchung dazu war freilich auch nie besonders groß gewesen, weil es ihm in Amerika meistens gut gegangen war, aber zweimal war er doch so arm gewesen, daß es ihm an Speise und Obdach mangelte. Doch war es ihm immer gelungen, noch einen Ausweg zu finden, so daß er das Geschenk der Mutter nicht hatte in Anspruch nehmen müssen.

Als Bo unter die Hellgumianer ging, war er ein wenig in Verlegenheit, was er mit dem Gürtel tun solle. Seine neuen Kameraden versuchten ja die ersten Christen nachzuahmen; sie teilten all ihre Habe untereinander und legten alles, was sie verdienten, in die gemeinsame Kasse. Bo händigte auch alles aus, was er besaß, ausgenommen, was sich in dem Gürtel befand. Er konnte sich nicht so recht klar darüber werden, was in diesem Falle recht und unrecht sei, aber er hatte das Gefühl, daß er dieses Geld behalten müsse. Und er war ganz sicher, daß der liebe Gott verstehen werde, daß er es nicht aus Geiz tue, sondern weil er das Versprechen, das er seiner Mutter gegeben hatte, halten mußte.

Bo behielt also den Gürtel, auch als er sich mit den Gordonisten vereinigte. Aber von da an begann er mit einer gewissen Angst daran zu denken. Er erkannte bald, daß Mrs. Gordon und verschiedene ihrer Anhänger sehr hervorragende Leute waren und empfand große Ehrfurcht vor ihnen. Er schauderte davor, was wohl solche unbescholtene Leute von ihm denken würden, im Fall sie eines Tages entdeckten, daß er Geld verborgen bei sich trug, trotzdem er heilig versichert hatte, daß er alles, was er besaß, der Gemeinde ausgeliefert habe.

Hellgum war mit seiner Gemeinde schon im Mai in Jerusalem eingetroffen, gerade zu der Zeit, wo die Bauern im Heimatdorf ihre Höfe verkauften. Im Juni kam ein Brief in Jerusalem an, der berichtete,

daß der Ingmarshof verkauft war, und daß Ingmar Ingmarsson Gertrud aufgegeben hatte, um den väterlichen Hof wiederzugewinnen.

Bis dahin hatte es Bo gut in Jerusalem gefallen, und er hatte oft davon gesprochen, wie sehr er sich freue, daß er hierher übergesiedelt sei. Aber von dem Tage an, wo er hörte, daß Gertrud frei war, wurde er trübselig und wortkarg.

In der Kolonie konnte niemand verstehen, was Bo so schwermütig stimmte. Mehrere versuchten es, ihn dazu zu bringen, daß er ihnen seinen Kummer anvertraue, aber Bo wollte ihnen nicht mitteilen, was ihm fehlte. Er konnte nicht erwarten, daß sie großes Mitleid mit seinem Herzeleid haben würden; sie predigten ja immerfort, es sei um der Einigkeit willen notwendig, daß man nicht einen Menschen lieber habe als den andern, und behaupteten von sich selbst, daß sie alle Menschen gleich lieb hätten. Alle miteinander, Bo mit eingeschlossen, hatten geschworen, nie in den Ehestand zu treten, sondern ein heiliges Leben zu führen wie die Mönche und die Nonnen.

An dieses Gelübde dachte Bo nicht eine Sekunde, seit er gehört hatte, daß Gertrud frei sei. Schnell wollte er sich von der Kolonie trennen, heimreisen und Gertrud gewinnen. Jetzt war er sehr froh, daß er den Gürtel behalten hatte, so daß er Geld besaß und seiner Wege gehen konnte, sobald es ihm beliebte.

In den ersten Tagen war es ihm ganz schwindlig

zu Mute, und er dachte an nichts anderes, als sich Auskunft zu verschaffen, wann ein Schiff von Jaffa abgehe. Aber jetzt gerade gab es keine Gelegenheit, und Bo begann bald einzusehen, daß es besser aussehen würde, wenn er seine Abreise noch etwas hinausschöbe. Wenn er jetzt gleich nach Hause zurückkehrte, dann würde das ganze Dorf verstehen, daß er wegen Gertrud komme. Und wenn es ihm dann nicht gelänge, sie zu gewinnen, würde er von allen Leuten ausgelacht.

Gerade zu dieser Zeit hatte Bo eine Arbeit zum besten der Kolonie übernommen. Die alten Gordonisten hatten nämlich bis jetzt in Jerusalem selbst gewohnt; das geräumige Haus vor dem Damaskustor hatten sie wegen der großen Zunahme der Kolonie durch die schwedische Einwanderung erst neuerdings gemietet; sie waren nun eben dabei, sich darin einzurichten, und Bo war der Bau eines Backofens in dem neuen Hause übertragen worden. Er beschloß nun, sich in Geduld zu fassen und nicht abzureisen, ehe er mit diesem Auftrag fertig geworden sei.

Manchmal aber war seine Sehnsucht so groß, daß ihm ganz Jerusalem nicht besser vorkam als ein Gefängnis. Nachts nahm er bisweilen den Gürtel zwischen beide Hände und befühlte die Münzen, die hineingenäht waren. Dann war er ganz vergnügt, wenn er die kleinen runden Dinger unter den Fingern hatte; er sah Gertrud vor sich und vergaß ganz, daß sie nie etwas von ihm hatte wissen wollen, und er

war überzeugt, daß er nichts weiter brauche als heimzukehren, um sie zur Frau zu bekommen.

Da Ingmar sich so falsch gezeigt hatte, würde Gertrud doch wohl endlich Bo schätzen lernen, ihn, der sein ganzes Leben lang keine andere geliebt hatte, als sie allein.

Es ging indes furchtbar langsam mit dem Bau des Backofens. Entweder war Bo kein geschickter Maurermeister, oder Ziegel und Mörtel, die er zur Verfügung hatte, waren von schlechter Beschaffenheit. Er begann zu denken, daß er niemals mit dieser Arbeit fertig werden würde. Einmal stürzte die ganze Wölbung wieder ein, und ein anderes Mal hatte er so schlecht gemauert, daß aller Rauch in die Backstube hineinschlug.

So zog sich Bos Abreise bis Anfang August hinaus. Indessen sah er viel von dem Leben der Gordonisten, und es gefiel ihm immer besser. Noch nie hatte er Menschen auf diese Weise nur dafür leben sehen, daß sie den Kranken und Armen und Betrübten dienten. Und sie sehnten sich nicht wieder zurück in die Welt, obgleich die einen von ihnen so reich waren, daß sie sich alles, was sie nur wünschten, hätten verschaffen können, und die andern so kenntnisreich, daß es zwischen Himmel und Erde nichts gab, über das sie nicht Bescheid gewußt hätten. Jeden Tag hielten sie sehr schöne Betstunden. wo sie ihre Lehre den Neuangekommenen darlegten, und wenn Bo sie sprechen hörte, kam es ihm vor, als sei es etwas Großes,

wenn man mithelfe, das rechte Christentum wiederzuerwecken, das seit beinahe zweitausend Jahren vernachlässigt worden war, so daß er Gertrud und die Heimreise vollständig vergaß.

Aber in der Nacht, da nahm Bo den Gürtel zwischen beide Hände; da traten ihm die Tränen in die Augen vor lauter Sehnsucht nach Gertrud. Und wenn der Gedanke in ihm aufstieg, daß er dann an der Wiederherstellung des einzig wahren Christentums nicht mithelfen könnte, tröstete er sich damit, daß es so viele gebe, die dazu viel würdiger seien als er. Es würde wohl keinen großen Schaden bringen, wenn ein so dummer und einfältiger Mensch die Kolonie verließ.

Aber die Stunde, vor der es Bo graute, das war die, wo er in der Gemeinde aufstehen mußte und ihr mitteilen, daß er wieder heimziehen wolle. Ein Schauder überlief ihn, wenn er daran dachte, daß Mrs. Gordon und die alte Miß Hoggs und die schöne Miß Young und Hellgum und seine Basen, sie alle, die nur darnach strebten, der Sache Gottes zu dienen, ihn als einen Verworfenen betrachten würden.

Und was würde Gott im Himmel selbst zu seiner Flucht sagen? Wie schrecklich, wenn Bo seiner Seligkeit verlustig ginge, indem er die große Sache verließ.

Mit jedem Tage fühlte sich Bo unsicherer und ratloser. Er sah nun deutlich ein, welches Unrecht er begangen hatte, als er das Geld der Mutter nicht auslieferte. Wenn er jetzt diesen Gürtel da nicht mehr hätte, hätte er ja auch kein Geld zur Reise,

und er wäre dieser schweren Versuchung vollständig enthoben.

Um diese Zeit hatten die Kolonisten große Ausgaben, teils infolge des Umzugs und teils infolge eines Prozesses, den sie drüben in Amerika führen mußten. Auch gab es in Jerusalem eine Menge armer Leute, die beständig ihres Beistands bedurften; und da die Gordonisten durchaus keinen Lohn für irgend eine Arbeit, die sie für andere taten, annahmen, wegen der Uneinigkeit, die das Geld in die Welt bringe, war es nicht verwunderlich, daß es bisweilen recht sorgenvoll für sie aussah.

Ein paarmal, als die erwarteten Geldsendungen von Amerika nicht zu rechter Zeit eingetroffen waren, hatte man kaum das tägliche Brot gehabt. Oft lag die ganze Gemeinde auf den Knieen und flehte zu Gott um Hilfe.

Bei solchen Gelegenheiten war es Bo, als brenne ihn der Gürtel wie Feuer. Aber jetzt konnte er ihn doch nicht ausliefern, jetzt, wo er von solcher Sehnsucht, abreisen zu dürfen, erfüllt war! Und überdies sagte er sich, daß es nun zu spät sei; nun wäre es ihm ganz unmöglich, zu bekennen, daß er während all dieser Not Geld bei sich verborgen gehabt hatte.

Im August wurde Bo endlich mit dem Backofen fertig, und nun wollte er mit dem ersten Dampfschiff abreisen. Eines Tages wanderte er vor die Stadt hinaus, ließ sich da auf einem einsamen Platz nieder, trennte den Gürtel auf und nahm das Geld heraus.

Als er mit den kleinen Goldstücken in der Hand dasaß, kam er sich ganz wie ein Verbrecher vor. „Ach, lieber Gott, verzeih mir!“ rief er aus. „Ich wußte ja nicht, daß Gertrud frei werden würde, als ich mich zu diesen Leuten hier gesellte. Um keinen andern Menschen auf der Welt würde ich die Kolonie verlassen.“

Als Bo in die Stadt zurückkehrte, schlich er mit unsicheren Schritten vorwärts und mit der Empfindung, es gehe jemand hinter ihm her, der ihn beobachte. Als er dann bei einem Wechsler in der Davidstraße ein paar von den Goldmünzen wechseln ließ, sah er so aus, daß der Armenier, der das Gold wog, glaubte, er sei ein Dieb, und ihn zum wenigsten um die Hälfte der Summe betrog.

Am nächsten Morgen in aller Frühe stahl sich Bo von der Kolonie fort. Er ging zuerst nach Westen in der Richtung des Ölbergs, damit niemand Verdacht schöpfte, was er im Sinne habe, und machte so einen ungeheuren Umweg, um an den Bahnhof zu gelangen.

Er kam aber dennoch eine Stunde zu früh und litt entsetzliche Qualen, während er wartete. Vor jedem Menschen, der kam oder ging, fuhr er erschrocken zusammen, und er suchte sich vergebens einzureden, daß er nichts Böses tue, daß er ein freier Mann sei, der gehen könne, wohin es ihm behage. Er begriff, daß es besser gewesen wäre, wenn er offen mit den andern Kolonisten gesprochen und sich nicht von ihnen fortgestohlen hätte. Die Angst davor, daß er möglicher-

weise gesehen und erkannt würde, war ihm so qualvoll, daß er beinahe wieder umgekehrt wäre.

Endlich war Bo im Zug; alle Wagen waren überfüllt, aber er sah niemand, den er kannte. Still saß er da und dachte an die Briefe, die er an Mrs. Gordon und an Hellgum schreiben wollte. Er stellte sich vor, wie sie nach dem Morgengebet der ganzen Gemeinde vorgelesen würden, und er konnte genau sehen, welche Verachtung sich auf allen Gesichtern zeigen würde.

„Ich tue gewiß heute etwas entsetzlich Schlechtes,“ dachte er, und es wurde ihm angst und bange, daß er sich dadurch einen Flecken beibringe, der nie wieder abgewaschen werden könne. Es kam ihm immer erbärmlicher vor, daß er sich heimlich fortgeschlichen hatte; er war seiner selbst überdrüssig und schalt sich selbst einen erbärmlichen Menschen.

Endlich war Jaffa erreicht, und Bo stieg aus. Als er über den glühend heißen Platz vor dem Bahnhof ging, sah er hier einen Trupp armer rumänischer Pilger, und als er stehen blieb und sie betrachtete, berichtete ihm ein syrischer Dragoman, daß die Pilger krank von dem Dampfboot gekommen seien, das sie nach Jaffa gebracht hatte. Sie hätten die Absicht gehabt, zu Fuß nach Jerusalem zu wandern, wären es aber nun nicht im stande. Und jetzt lägen sie schon den ganzen Tag hier am Bahnhof; niemand sorge für sie, Geld hätten sie keines, sie müßten wohl sterben, wenn sie noch länger hier in der Sonnenhitze liegen blieben.

Mit schnellen Schritten verließ Bo den Bahnhof. Er sah diese Leute vor sich mit ihren fieberheißen Gesichtern; einige lagen ganz besinnungslos da und konnten nicht einmal die Fliegen verjagen, die ihnen über die Augen hinkrochen, und es war ihm ganz klar, daß ihm Gott diese Armen in den Weg geschickt hatte, damit er ihnen hülfe. Bo dachte, daß keiner der andern Kolonisten an solch einer Menge Notleidender hätte vorübergehen können, ohne zu versuchen, ihnen beizustehen. Und Bo würde sich ihrer auch sicherlich angenommen haben, wenn er nicht ein schlechter Mensch geworden wäre. Bo wollte seinem Nächsten nicht mehr dienen, darum weil er Geld besaß und nach Hause reisen konnte.

Er ging durch das Stadttor, wanderte durch ein paar Straßen und kam dann zu einem kleinen freien Platze, der dicht am Meeresufer lag. Hier konnte er die ganze Rhede und das weite, offene Meer übersehen. Es war ein schöner Tag, um Jaffa zu verlassen. Die Meeresfläche lag vollständig ruhig in schimmerndem Blau vor ihm, nur ganz leise spielten die Wogen um die beiden schwarzen Basaltfelsen, die mitten in der Einfahrt des Hafens lagen. Draußen auf der Reede lag ein großer europäischer Dampfer, der die deutsche Flagge führte.

Bo hatte die Absicht gehabt, mit einem französischen Schiff zu reisen, das an diesem Tage in Jaffa ankommen sollte; aber er konnte es nirgends entdecken, es hatte sich wohl verspätet.

Der Dampfer aus Europa mußte erst vor kurzem

angekommen sein, denn eine Schar Ruderer brachte in größter Eile ihre Boote in Ordnung, um die Passagiere hereinzuholen. Sie wetteiferten miteinander, lärmten, schrieen und drohten sich gegenseitig mit den Rudern. Dann stießen ungefähr zehn Boote zugleich ab. Die starken, stattlichen Bootsführer, lauter wilde, unerschrockene Männer, erhoben sich und ruderten stehend, um schneller vorwärts zu kommen. Im Anfang waren sie ein wenig vorsichtig, aber als sie an den beiden gefährlichen Klippen vorüber waren, begann ein scharfes Wettrudern. Bo hörte vom Ufer aus, wie sie lachten und sich mit Zurufen aufstachelten.

Da überkam ihn eine ungeheure Lust, gerade in diesem Augenblick abzureisen. Er könne ja ebensogut mit dem einen, wie mit dem andern Dampfer fahren, dachte er. Es war ihm ganz einerlei mit welchem, wenn er nur nach Europa hinüberkam.

Er bemerkte, daß noch ein kleines Boot am Ufer lag. Das gehörte einem alten Bootführer, und der hatte wohl nicht mit so großer Geschwindigkeit wie die andern von dannen kommen können. Es war Bo gerade, als habe sich der Mann seinetwegen verspäten müssen.

Im ersten Augenblick dachte Bo, es sei recht gut, daß nun alles entschieden sei, aber ehe er ein paar Ruderschläge vom Ufer entfernt war, überkam ihn große Furcht. Was sollte er seiner Mutter sagen, wenn er zu ihr zurückkam und sie ihn fragte, wozu er ihr Geld verwandt habe? Sollte er ihr mitteilen, daß

er ihr Geschenk dazu benützt hatte, um Verachtung und Schmach über sich zu bringen?

Bo sah der Mutter Gesicht mit den vielen Falten und dem scharfen Zug um den Mund vor sich. Er war ein wenig kurzsichtig, deshalb kam er ganz nahe zu den Leuten hin und sah ihnen genau ins Gesicht. Wenn nun die Mutter da bei ihm wäre, dann würde sie fragen:

„Hast du versprochen, dich zu diesen Leuten zu halten, Bo, und ihnen bei dem guten Werke zu helfen?“ — „Ja, Mutter, das habe ich getan,“ müßte Bo dann antworten. — „Dann mußt du auch bei ihnen aushalten,“ würde die Mutter sagen, „wir haben an einem Wortbrüchigen in der Familie genug.“

Bo preßte krampfhaft die Hände zusammen, aber eins sah er nun klar ein, und das war, daß er nicht mit Schmach beladen zu seiner Mutter heimkommen dürfe. Es gab keinen andern Rat für ihn, als wieder nach der Kolonie zurückzukehren.

Er sagte zu dem Ruderer, daß er das Boot wenden solle, aber der Mann verstand ihn nicht und ruderte weiter auf das Dampfschiff zu. Da stand Bo auf und wollte ihm die Ruder entwinden. Der Bootführer verteidigte sich, und sie hätten bei dem Streit beinahe das Boot umgeworfen. Bo merkte bald, daß ihm nichts anderes übrig blieb, als still zu sitzen und sich nach dem Dampfer hinausrudern zu lassen. Aber gleichzeitig bekam er Angst, daß der Augenblick vorübergehen könnte, wo er stark genug war, um umzukehren. „Wenn

ich an Bord des Dampfers komme," dachte er, „bekommt die Reiselust vielleicht aufs neue Gewalt über mich."

Aber nein, das sollte nicht geschehen, nun würde er der Versuchung für immer ein Ende machen! Und er steckte die Hand in die Tasche, zog seine guten Goldstücke heraus und warf sie ins Meer.

Kaum war dies geschehen, da überkam ihn bittere Reue. Ja, nun konnte er mit Wahrheit sagen, daß er das Glück von sich geworfen habe; nun hatte er Gertrud für immer verloren.

Als sie noch einige Minuten weitergerudert waren, begegneten sie einigen Booten, die von dem Dampfer herkamen und dicht mit Passagieren besetzt waren, die in Jaffa ans Land wollten.

Bo fuhr sich mit der Hand über die Augen; es war ihm wirklich, als habe er eine Erscheinung. Es war ja vollständig, als ob ein paar von den Kirchenbooten, die daheim an den Sonntagen den Fluß herabfahren, auf diesem sommerklaren Meere auf ihn zugerudert kämen.

In den langen Booten saßen Menschen, die ebenso feierlich und ernst aussahen, wie die Leute im Heimatdorfe, wenn sie am Landungsplatze unter der Kirche anhielten.

Bo konnte im ersten Augenblick nicht recht verstehen, was er sah. Er kannte ja alle diese Gesichter. „Ist das dort nicht Tims Halfvor?" fragte er sich. „Ist dies dort nicht die Ingmarstochter Karin? Und

4*

ist dort nicht Birger Larsson, der in einer Schmiede am Wege Nägel zu schmieden pflegte?“

Bo war in seinen Gedanken so weit weggewesen, daß eine ganze Weile verging, ehe er verstand, daß es die Pilgrime aus Dalarne waren, die ein paar Tage früher, als man sie erwartet hatte, in Jaffa gelandet waren.

Er stand in seinem Boot auf, winkte mit der Hand und rief: „Guten Tag!“ Die stillen Menschen in den Booten schauten auf, der eine nach dem andern, und machten eine leichte Bewegung mit dem Kopf zum Zeichen, daß sie ihn wiedererkannten. Aber Bo hatte das Gefühl, als habe er sich schlecht benommen, indem er sie in diesem Augenblick gestört hatte. Jetzt paßte es sich nicht für sie, an etwas anderes zu denken als daran, daß sie nun auf Palästinas Boden ans Land stiegen.

Aber noch nie hatte Bo etwas Schöneres gesehen, als diese barschen Gesichter. Er wurde froh und er wurde betrübt. „Siehst du, solche Leute haben wir daheim,“ dachte er, und seine Sehnsucht wurde so übermächtig, daß er sich gerne ins Meer gestürzt hätte, um seine Goldstücke wieder aufzulesen.

Ganz hinten im Achterschiff saß ein Mädchen, das ihr Kopftuch so weit über die Stirn hereingezogen hatte, daß Bo das Gesicht nicht sehen konnte. Aber gerade als das Boot vorüberglitt, schob das Mädchen das Tuch zurück und sah zu Bo herüber. Und Bo erkannte Gertrud.

Da zitterte Bo vom Kopf bis zu den Füßen in heftiger Erregung. Er setzte sich nieder und hielt sich an der Ruderbank fest, denn er hatte selbst Angst vor dem, wozu er sich etwa noch hinreißen lassen könnte und daß er sich möglicherweise eilig ins Meer stürzen würde, um nur schneller zu Gertrud zu gelangen. Die Tränen stürzten ihm aus den Augen, während er die Hände faltete und Gott dankte. Nein, noch nie war jemand so belohnt worden, daß er von seiner Sünde abgelassen hatte. Noch nie war Gott so gut gegen jemand gewesen!

Der Kreuzträger

Während all der Jahre, die die Gordonisten nun in Jerusalem zugebracht hatten, zeigte sich auf den Straßen der heiligen Stadt jeden Tag ein Mann, der ein schweres, plumpes hölzernes Kreuz schleppte. Er sprach mit niemand und niemand sprach mit ihm. Niemand wußte, ob der Mann ein Irrsinniger war, der unter der Einbildung litt, daß er Christus sei, oder ob er nur ein armer Pilger war, der eine Bußübung verrichtete.

Der unglückliche Kreuzträger schlief des Nachts in einer Höhle auf dem Ölberg. Jeden Morgen, wenn die Sonne aufging, trat er auf den Berg hinaus und sah hinunter nach Jerusalem, das auf einem etwas niederen Hügel gerade vor ihm lag. Mit suchendem Ausdruck pflegte er den Blick über die Stadt hinschweifen

zu lassen, von Haus zu Haus, von Kuppel zu Kuppel, mit eifrigem Forschen, als erwarte er, daß während der Nacht eine große Veränderung stattgefunden habe. Wenn er dann schließlich sah, daß alles noch ebenso war wie vorher, stieß er einen tiefen Seufzer aus; er ging zurück in seine Höhle, lud das große Kreuz auf seine Schultern und legte sich einen Kranz aus zusammengeflochtenen scharfen Dornen auf den Kopf.

Dann begann er den Berg hinabzusteigen, indem er seine schwere Last langsam und seufzend durch Weingärten und Olivenhaine schleppte, bis er die hohe Mauer erreichte, die den Garten Getsemane umgibt. Hier pflegte er vor einer niederen Pforte anzuhalten; er legte das Kreuz auf den Boden und lehnte sich an den Türpfosten, wie um zu warten. Einmal ums andere beugte er sich nieder und legte das Auge ans Schlüsselloch, um in den kleinen Garten hineinzusehen. Wenn er dann einen der Franziskaner, die des Gartens pflegten, zwischen den alten Olivenbäumen und Myrtenhecken umhergehen sah, trat ein gespannter Ausdruck in sein Gesicht, und er lächelte in froher Erwartung. Aber gleich darauf schüttelte er den Kopf; er schien sich klar geworden zu sein, daß der, den er suchte, nicht kommen würde. Da nahm er aufs neue sein Kreuz auf und wanderte weiter.

Später am Tag ging er gewöhnlich auf die tiefer liegenden Terrassen des Berges hinab, hinunter in das Tal Josaphat, wo der große Judenkirchhof liegt. Das lange Kreuz schleifte er hinter sich her; es klapperte auf

den vielen fliesenförmigen Grabsteinen und rollte die kleinen Steine, die darüber gestreut waren, auf die Seite. Einmal übers andere hielt er an, wenn er die Steine rasseln hörte, und sah sich um in dem sicheren Glauben, daß jemand hinter ihm herkomme. So oft er dann merkte, daß er sich getäuscht hatte, stieß er wieder einen tiefen Seufzer aus und wanderte weiter.

Diese Seufzer wurden zu einem lauten Stöhnen, wenn er den Talgrund erreicht hatte, und es nun seine Aufgabe war, das mächtige Kreuz den westlichen Abhang, auf dessen Kamm Jerusalem liegt, hinaufzuschleppen. Auf dieser Seite sind die Gräber der muhamedanischen Bevölkerung, und oftmals sah er da auf den niederen, sargähnlichen Grabdenkmälern eine in ihr weißes Überkleid gehüllte trauernde Frau sitzen. Er stolperte dann auf sie zu, bis sie, von dem Geräusch erschreckt, das durch das Aufschlagen des Kreuzes auf den Grabsteinen hervorgebracht wurde, ihm das Gesicht zuwandte, das mit einem dichten schwarzen Schleier bedeckt war und die Vorstellung erweckte, daß darunter kein Gesicht, sondern nur ein leeres, dunkles Loch sei. Dann wandte er sich mit einem Schauder ab und zog weiter.

Mit unaussprechlicher Mühe erkletterte er den Kamm des Berges, da wo die Stadtmauer hoch aufragt. Von hier aus pflegte er auf einem schmalen Pfad außerhalb der Mauer nach dem Berg Zion auf der südlichen Seite des Gebirges zu wandern und erreichte so die kleine armenische Kirche, die das Haus Kaiphas genannt wird.

Hier legte er abermals das Kreuz auf den Boden nieder und lugte durchs Schlüsselloch. Doch begnügte er sich nicht damit, sondern erfaßte den Glockenzug und klingelte. Wenn er dann nach einer Weile Pantoffeln auf dem Pflaster schlurfen hörte, lächelte er und hob schon die Hände nach der Dornenkrone, um sie abzunehmen.

Aber sobald der Kirchendiener, der die Pforte öffnete, den Kreuzträger erblickte, machte er ein verneinendes Zeichen mit dem Kopf.

Der Büßer beugte sich vor und schaute durch die halbgeöffnete Tür. Er ließ den Blick über den kleinen Garten hinschweifen, wo der Sage nach Petrus den Heiland verleugnet hat, und vergewisserte sich, daß er ganz leer war. Sein Gesicht nahm den Ausdruck tiefen Grams an, ungeduldig machte er die Pforte wieder zu und wanderte weiter.

Das schwere Kreuz klapperte auf dem mit Steinen und altem Schutt bedeckten Boden Zions. Es wurde nun mit größter Eile weitergeschleift, gleichsam als hätte eine ungeduldige Erwartung dem Träger große Kräfte verliehen.

Er wanderte durch das Zionstor hinein in die Stadt und legte das Kreuz erst wieder nieder, wenn er ein düsteres graues Gebäude erreicht hatte, das als das Grab des Königs David verehrt wird, und von dem auch behauptet wird, daß es den Saal enthalte, wo Jesus das heilige Abendmahl eingesetzt hat.

Hier pflegte der Alte das Kreuz zurück zu lassen,

während er selbst in den Hof hineinging. Wenn der muhamedanische Türhüter, der sonst allen Christen zornige Blicke nachwarf, den Kreuzträger kommen sah, verbeugte er sich vor dem, dessen Verstand bei Gott war, und küßte ihm die Hand. Und so oft dem alten Mann diese Ehrenbezeugung widerfuhr, sah er den Türhüter erwartungsvoll an; aber im nächsten Augenblick schon zog er seine Hand zurück, wischte sie an seinem langen groben Mantel ab, trat wieder hinaus ins Freie und lud das Kreuz aufs neue auf seine Achseln.

Unendlich langsam pflegte er dann nach dem nördlichen Teil der Stadt zu wandern, wo sich der Leidensweg Christi in seiner tieftraurigen Düsterheit hinzieht. So lange er sich auf belebten Straßen befand, schaute er in jedes Gesicht, blieb stehen, betrachtete es forschend und wandte die Blicke dann mit unendlicher Enttäuschung wieder ab.

Gutmütige Wasserträger, die sahen, daß er von seiner Wanderung in Schweiß gebadet war, boten ihm oft ein kleines mit Wasser gefülltes Zinngefäß an, und die Gemüsehändler pflegten ihm eine Handvoll Bohnen und Pistazien zuzuwerfen. Wenn ihm diese Gaben dargereicht wurden, nahm er sie zuerst mit strahlender Freundlichkeit an, später aber wandte er sich ab, als hätte er etwas Anderes und Besseres erwartet.

Wenn er den Passionsweg erreicht hatte, sah er hoffnungsvoller aus, als während des ersten Teils seiner Wanderung. Er stöhnte weniger tief unter der

Last des Kreuzes, richtete sich auf und sah sich um wie ein Gefangener, der nun seiner Befreiung sicher ist.

Er begann bei der ersten der vierzehn Stationen des Leidenswegs Christi, die die ganze Straße entlang durch kleine steinerne Tafeln bezeichnet sind. Aber er hielt nicht inne, bis er das Kloster der Zionsschwestern in der Nähe des Ecce Homo-Hügels erreichte, wo einst Pilatus den Heiland der Volksmenge gezeigt hatte. Hier schleuderte er das Kreuz auf die Straße, wie eine Bürde, die er nie wieder aufzunehmen genötigt sein würde, und schlug auf das Klostertor mit drei starken, wuchtigen Schlägen. Ehe noch jemand hätte öffnen können, hatte er die Dornenkrone vom Kopf gerissen, und manchmal war er seiner Sache so sicher, daß er sie den Hunden hinwarf, die ihre Schlafstätte in der Nähe des Klosters hatten.

Drinnen im Kloster kannte man sein Pochen. Eine der frommen Schwestern öffnete die Türluke und reichte ihm ein rundes Brötchen heraus.

Da geriet er in einen furchtbaren Zorn. Das Brot nahm er nicht an, sondern ließ es auf die Straße fallen; er stampfte auf den Boden und stieß wilde Verzweiflungsschreie aus. Lange blieb er vor dem Tor stehen. Schließlich nahm sein Gesicht aber doch wieder den Ausdruck geduldigen Leidens an. Er bückte sich nach dem Brot und verzehrte es mit gierigem Hunger. Dann versuchte er die Dornenkrone in Ordnung zu bringen und nahm das Kreuz wieder auf.

Nur wenige Augenblicke später stand er in strahlender Erwartung vor der kleinen Kapelle, die das Haus der heiligen Veronika genannt wird; aber niedergedrückt von Enttäuschung wanderte er von dannen. Er ging die ganze Straße hinauf von Station zu Station, erwartete mit derselben Gewißheit seine Befreiung an der Kapelle, die die Lage des Tores der Gerechtigkeit kennzeichnet, durch das Jesus die Stadt verließ, sowie an der Stelle, wo der Heiland zu den Frauen Jerusalems gesprochen hat.

Nachdem er so Christi Leidensweg zurückgelegt hatte, begann er die ganze Stadt unter unruhigem Suchen zu durchwandern. Auf der engen, dicht gedrängten Davidstraße bildete er ein ebenso schwieriges Hindernis für den Verkehr wie ein mit Reisigbündeln belastetes Kamel; aber niemand fluchte über ihn oder beunruhigte ihn.

Während dieser Wanderungen geschah es bisweilen, daß er in den engen Vorhof der heiligen Grabeskirche hineingeriet. Aber hier legte der unglückliche Kreuzträger seine Last nicht nieder, hier riß er die Dornenkrone nicht vom Kopfe. Sobald er die düstere graue Fassade gewahr wurde, wandte er sich ab und floh. Bei keiner der glänzenden Prozessionen, nicht einmal bei dem großen Osterwunder war er hier zu sehen. Der alte Büßer schien überzeugt zu sein, daß er einzig und allein an diesem Orte unmöglich das finden könne, was er suchte.

Sonst aber gab er wohl acht, daß er den Kara-

wanen begegnete, die ihre Waren am Tor Jaffa abluden. Da saß er vor der Herberge und betrachtete alle Fremden mit forschenden Blicken, und nachdem die Eisenbahn zwischen Jaffa und Jerusalem eröffnet war, unternahm er beinahe jeden Tag eine Wanderung nach dem Bahnhof. Er suchte Patriarchen und Bischöfe in ihren Wohnungen auf, und jeden Freitag fand er sich auf dem Platze vor der Klagemauer ein, wo die Juden das Gesicht auf die kalten Steine preßten und über den Palast weinten, der zerstört war, über die Mauern, die eingestürzt waren, über die Macht, die vergangen war, über die Propheten, die tot in den Gräbern lagen, über die Priester, die in der Irre gegangen waren, über die Könige, die den Allmächtigen verachtet hatten.

An einem sehr heißen und schönen Augusttag war der Kreuzträger vor das Damaskustor hinausgegangen und wanderte da in der kahlen, einsamen Gegend umher, die die Gordonistische Kolonie umgibt. Während er sich am Wegrand hinschleppte, gewahrte er eine lange Wagenreihe, die von dem Bahnhof herkam und nach der Kolonie fuhr. In den Wagen saßen Menschen mit barschen, ernsten Gesichtern. Mehrere davon waren sehr häßlich; sie hatten blondes Haar mit einem Stich ins rötliche, schwere Augenlider und hervorstehende Unterlippen.

Als diese Leute an dem Kreuzträger vorüberkamen, tat er, was er immer tat, wenn neue Pilger nach Jerusalem zogen. Er schleppte sein Kreuz an den Rand

des Weges, sein Gesicht klärte sich auf, und er erhob die Arme zum Himmel.

Als die Vorüberfahrenden ihn gewahr wurden, wie er so mit dem Kreuze dastand, fuhren sie zusammen, aber nicht vor Bestürzung. Es sah eher aus, als hätten sie erwartet, daß gerade dies der erste Anblick sein müsse, der ihnen in Jerusalem zuteil würde.

Mehrere von ihnen erhoben sich in innigem Mitleid. Sie streckten die Arme aus, und man sah ihnen an, daß sie gern vom Wagen gestiegen wären, um dem Alten seine Last tragen zu helfen.

Aber einige der Kolonisten, die schon in Jerusalem ansässig waren, sagten zu den Neuangekommenen:

„Es ist nur ein armer Verrückter, der jeden Tag so hier herumläuft. Er meint, er trage das Kreuz Christi und er müsse sich so lange damit abschleppen, bis er den gefunden habe, der es an seiner statt tragen müsse."

Die Neuangekommenen wandten sich zurück und betrachteten den armen Wanderer. So lange sie ihn sehen konnten, stand er noch mit aufgehobenen Armen in der Stellung einer unbeschreiblichen Entzückung da.

Aber dies war das letzte Mal, daß jemand den alten Kreuzträger in Jerusalem sah. Am nächsten Tag warteten die Aussätzigen, die sich vor den Toren der Stadt zu lagern pflegten, vergebens auf seine Ankunft. Er störte nicht die Trauernden auf den Kirchhöfen, er beschwerte nicht den Wächter in Kaiphas Haus, die frommen Frauen in Zion bekamen keine Gelegenheit,

ihm das Brot darzureichen, das er sich jeden Tag zu holen pflegte. Der türkische Türhüter in der heiligen Grabeskirche wartete unwillkürlich darauf, ihn daherkommen und entfliehen zu sehen, und die guten Wasserträger verwunderten sich, daß er sich nicht auf den volkbelebten Straßen einfand.

Nie wieder sah man den Unglücklichen in der heiligen Stadt, und man erfuhr auch nicht, ob er tot in seiner Höhle auf dem Ölberg lag, oder ob er nach seiner fernen Heimat zurückgewandert war.

Das einzige, was man sicher wußte, war, daß er sich nicht mehr mit seiner schweren Last abschleppte. Denn am Morgen nach der Ankunft der Bauern aus Dalarne fanden die Gordonisten das mächtige Kreuz auf der hohen Staffel vor dem Eingang ihres Hauses liegen.

Mauern von lauterem Gold und Tore von Kristall

Unter den Jerusalemsfahrern befand sich ein Schmied mit Namen Birger Larsson. Von Anfang an war er sehr glücklich über die Auswanderung gewesen; keins der andern hatte sich so leicht von der Heimat getrennt und keins hatte sich so darauf gefreut, die Herrlichkeit Jerusalems zu schauen.

Aber Birger erkrankte fast in demselben Augen-

blick, wo er in Jaffa ans Land stieg. Die Reisenden mußten mehrere Stunden auf dem glühend heißen Bahnhof warten, und da wurde es immer schlimmer mit ihm. Als er dann in einen der heißen Eisenbahnwagen hineinkam, begann der Kopf ihm so wehe zu tun, daß es war, als müsse er ihm zerspringen. Und als die Auswanderer Jerusalem endlich erreicht hatten, fühlte er sich so elend, daß Tims Halfvor und Ljung Björn ihn auf beiden Seiten stützen und ihn fast auf den Perron hinaustragen mußten.

Bo hatte von Jaffa aus durch ein Telegramm die Kolonisten von der Ankunft der Dalekarlier unterrichtet. Mehrere der Schweden aus Amerika warteten am Bahnhof, als der Zug ankam, um ihre Freunde und Verwandten zu begrüßen. Da hatte Birger solches Fieber, daß er die alten Landsleute nicht wieder erkannte, obgleich einige von ihnen seine nächsten Nachbarn gewesen waren. So viel begriff er aber doch, daß er nun Jerusalem erreicht hatte, und er hatte nur noch einen Wunsch, nämlich sich so lange aufrecht zu erhalten, bis er die heilige Stadt gesehen hätte.

Vom Bahnhof aus, der eine gute Strecke außerhalb der Stadt liegt, konnte Birger nichts von Jerusalem wahrnehmen, und so lange er dort warten mußte, lag er mit geschlossenen Augen ganz still da. Endlich hatten alle in den Wagen, die auf sie warteten, Platz gefunden. Sie fuhren hinab in das Tal Hinnom und da, auf dem Gipfel des Bergrückens über ihnen, zeigte sich Jerusalem.

Birger hob die schweren Augenlider und sah eine Stadt, die von einer mächtigen, mit Zinnen und Türmen geschmückten Mauer umgeben war. Hinter der Mauer ragten hohe, gewölbte Gebäude empor, und ein paar Palmen wogten im Bergwinde.

Aber es war gegen Abend, und die Sonne stand dicht über dem Rande der westlichen Hügel. Sie war sehr rot und sehr groß und warf einen feurigen Schein über den ganzen Himmel hin, und auch die Erde ringsum erstrahlte in roter und goldener Glut. Aber Birger meinte, daß dieser Schein, der auf die Erde fiel, nicht von der Sonne komme, sondern von der Stadt über ihm. Er ging von deren Mauern aus, die wie helles Gold schimmerten, und von deren Türmen, die mit Platten aus Kristall gedeckt waren.

Birger Larsson lächelte darüber, daß er zwei Sonnen sah, am Himmel eine und auf der Erde eine, und diese war Jerusalem, die Stadt Gottes.

Einen Augenblick fühlte sich Birger wie geheilt von gesundheitbringender Freude. Aber rasch kehrte das Fieber mit neuer Gewalt zurück, und während der ganzen Fahrt nach der Kolonie, die auf der andern Seite der Stadt lag, war er bewußtlos.

Auch von dem Empfang in der Kolonie wußte Birger so viel wie nichts. Er konnte sich über das große Haus ebensowenig freuen, wie über die weißen Marmorstufen oder über die prächtige Gallerie, die das Haus rings umgab. Er konnte Mrs. Gordons schönes, kluges Gesicht nicht sehen, als sie auf die Staffel

heraustrat, um die Ankommenden willkommen zu heißen, auch nicht Miß Hoggs mit ihren Eulenaugen, oder die andern neuen Brüder und Schwestern. Er wußte nicht einmal, das er in ein großes helles Zimmer gebracht wurde, daß nun für ihn und seine Familie eine Heimat werden sollte, und wo man sich beeilte, ein Bett für ihn herzurichten.

Am nächsten Tage war er noch ebenso krank, gewann aber doch stundenlang das Bewußtsein wieder. Und da war es sein großer Kummer, daß er sterben müsse, ohne nach Jerusalem selbst hineingekommen zu sein und dessen Herrlichkeit in der Nähe geschaut zu haben.

„Ach, nun bin ich so weit gekommen,“ sagte er, „und nun muß ich sterben, ohne Jerusalems Palast und die goldenen Gassen gesehen zu haben, in denen die Heiligen in weißseidenen Gewändern mit Palmen in den Händen wandeln.“

Zwei Tage lang jammerte er in dieser Weise fort. Das Fieber nahm zu, aber selbst in seinen Fieberphantasien wurde er von derselben Furcht geplagt, nämlich, daß er die goldglänzenden Mauern und die leuchtenden Türme, die Gottes eigene Stadt bewachten, nicht sehen würde.

Seine Verzweiflung und Angst waren so groß, daß Ljung Björn und Tims Halfvor sich über ihn erbarmten und beschlossen, ihn zufrieden zu stellen. Sie glaubten, daß es besser mit ihm werde, wenn sein Verlangen gestillt würde. Sie verfertigten daher eine Bahre, und eines Abends, als die Luft sich ein

wenig abzukühlen begann, trugen sie ihn hinein nach Jerusalem.

Man schlug den geraden Weg nach der Stadt ein, und Birger war ganz bei Bewußtsein und betrachtete unverwandt den steinigen Erdboden und die kahlen Hügel. Als sie so weit gekommen waren, daß sie das Damaskustor und die Stadtmauer sehen konnten, setzten die Träger die Bahre nieder, damit der Kranke sich an dem ersehnten Anblick erfreuen könne.

Birger sagte kein Wort; er beschattete die Augen mit der Hand und strengte sich an, um recht sehen zu können.

Aber er sah nichts anderes vor sich als eine graubraune Mauer, die aus Stein und Mörtel aufgeführt war, wie alle sonstigen Mauern auch. Das große Tor mit seinem niederen Eingang und dem vielzackigen Gipfel kam ihm unheimlich vor.

Während er nun so matt und entkräftet dalag, bildete er sich ein, daß die andern ihn nicht in das rechte Jerusalem führten. An jenem Abend vor ein paar Tagen hatte er ein anderes gesehen, das so strahlend wie die Sonne gewesen war.

„Daß meine alten Freunde und Landsleute so schlecht gegen mich handeln können,“ dachte der Kranke. „Ach, warum wollen sie es mir nicht gönnen, daß ich das rechte Jerusalem sehe!“

Die Bauern trugen ihn den steilen Abhang, der zu dem Tor führte, hinunter. Birger war es, als trügen sie ihn in die Unterwelt.

Als Birger durch das Gewölbe hindurchgekommen war, richtete er sich ein wenig auf. Nun wollte er sehen, ob sie ihn in die goldene Stadt hineingetragen hatten.

Aber immer mehr verwunderte er sich, daß er auf allen Seiten nur häßliche graue Häusermauern sah, und immer verwirrter wurde er, als er der verstümmelten Bettler gewahr wurde, die vor den Haustüren saßen, und der vielen magern, schmutzigen Hunde, die zu vier oder fünf auf den großen Kehrichthaufen lagen und schliefen.

Noch nie hatte er einen so eigentümlichen ekelhaften Gestank gerochen, oder eine solche schwüle Hitze gefühlt, wie sie ihm hier entgegenschlugen, und er fragte sich, ob es wohl einen Wind gäbe, der stark genug wäre, um diese schwere Luft in Bewegung zu setzen.

Als Birger den Blick auf die Pflastersteine fallen ließ, sah er, daß sie mit einer vertrockneten Lage Schmutz bedeckt waren. Er wunderte sich nicht wenig über all den Kehricht und die Kohlblätter und Obstabfälle, die auf der Straße umherlagen.

„Ich verstehe gar nicht, warum Halfvor mir diesen armseligen und elendigen Ort zeigen will," murmelte Birger vor sich hin.

Die Bauern trugen ihn rasch weiter durch die Stadt; sie selbst waren schon mehrere Male drin gewesen und konnten dem Kranken erklären, wie die Orte, an denen sie vorüberkamen, hießen.

„Dies ist das Haus des reichen Mannes," sagte

5*

Halfvor und deutete auf ein Gebäude, das Birger vorkam, als könne es jeden Augenblick einstürzen.

Sie bogen in eine Straße ein, die so düster aussah, als würde sie niemals von einem Sonnenstrahl erhellt. Birger betrachtete die Halbbögen, die sich von einem Haus zum andern quer über die Straße spannten. „Das ist allerdings notwendig," dachte er, „denn wenn diese Baracken nicht so gut gestützt wären, würden sie bald einfallen."

„Dies ist Christi Leidensweg," sagte Halfvor zu Birger. „Hier ist Jesus gegangen, als er sein Kreuz trug."

Birger lag still und bleich da. Sein Blut brauste nicht mehr so durch seinen Körper wie bisher am Tag; es schien ganz still zu stehen, und Birger war kalt wie Eis.

Wo er auch immer hinkam, nirgends sah er etwas anderes als schadhafte graue Mauern, sowie da und dort ein niederes Tor. Selten war ein Fenster zu sehen, und da, wo sich solche fanden, waren sie immer zerbrochen, und in die leeren Rahmen waren Lumpen hineingestopft.

Wieder hielt Halfvor die Bahre an. „Hier stand Pilatus' Palast," sagte er, „und hier war es, wo sie Jesus hinausführten und von ihm sagten: ‚Seht, welch ein Mensch!'"

Birger Larsson winkte Halfvor zu sich heran und ergriff feierlich dessen Hand.

„Nun mußt du mir auf eins antworten, weil du

mit mir verwandt bist," sagte er. „Glaubst du, daß dies das rechte Jerusalem ist?"

„O ja," sagte Halfvor, „freilich ist dies das rechte Jerusalem."

„Sieh, ich bin krank und kann morgen tot sein, und da begreifst du doch wohl, daß du mich nicht anlügen darfst," sagte Birger.

„Niemand denkt daran, dich zu belügen," erwiderte Halfvor.

Birger hatte sicher gehofft, daß er Halfvor dazu bringen könne, die Wahrheit zu sagen. Die Tränen traten ihm in die Augen, als er daran dachte, daß Halfvor und die andern so schlecht gegen ihn handeln könnten.

Plötzlich kam ihm ein guter Gedanke.

„Sie machen es so, damit ich mich nachher um so mehr freue, wenn ich durch die hohen Tore in die Stadt der Ehre und Herrlichkeit hineingetragen werde," dachte er. „Nun lasse ich sie ruhig weitermachen, denn sie meinen es gewiß gut mit mir. Wir Hellgumianer haben ja gelobt, wie Brüder gegeneinander zu handeln."

Die Bauern trugen Birger weiter durch die düstern Straßen. Einige davon waren mit ungeheuren Segeltüchern überspannt, die aber alle große Risse und Löcher hatten. Wo diese Segeltücher hingen, konnte man es vor Dunkelheit und Gestank und erstickender Hitze kaum aushalten.

Das nächste Mal hielt die Bahre auf dem Vorhof

eines großen, grauen Gebäudes. Der offene Platz war mit Bettlern und armen Hökern angefüllt, die Rosenkränze, Pilgerstäbe, Heiligenbilder und andern Kram feilboten.

„Hier siehst du nun die Kirche, die über dem Heiligen Grabe und Golgatha gebaut ist," sagte Halfvor.

Mit matten Blicken schaute Birger Larsson an dem Gebäude empor. Allerdings hatte es große Türen und breite Fenster und war von ansehnlicher Höhe; aber noch nie hatte Birger eine Kirche so zwischen andern Häusern eingeklemmt gesehen. Er sah weder den Turm, noch den Chor, noch die Vorhalle. Nein, das würde er sich gewiß nicht weismachen lassen, daß das ein Gotteshaus sei. Und das konnte er auch nicht glauben, daß so viele Händler und Verkäufer im Vorhof gewesen wären, wenn dies wirklich das Grab Christi wäre. Er wußte wohl, wer die Wechsler aus dem Tempel hinausgejagt und den Taubenhändlern ihre Käfige umgeworfen hatte.

„Ich sehe es, ich sehe es," sagte Birger und nickte Halfvor zu. Aber im stillen dachte er: „Ich möchte nur wissen, was sie das nächste Mal vorbringen werden?"

„Ich weiß nicht, ob du für diesmal noch mehr ertragen kannst," sagte Halfvor.

„O ja, das kann ich schon," erwiderte der Kranke, „wenn nur ihr es könnt."

Die Männer nahmen die Bahre wieder auf und wanderten weiter; man kam nun in den südlichen Teil der Stadt.

Die Straßen sahen noch genau so aus wie die

andern, nur waren sie hier voller Menschen. Halfvor hielt die Bahre an einer Querstraße an und machte Birger auf dunkelhäutige Beduinen aufmerksam, die das Gewehr auf den Schultern und den Dolch im Gürtel haben. Er zeigte ihm halbnackte Wasserträger, die das Wasser in schweinsledernen Schläuchen umhertragen, und er forderte ihn auf, russische Priester zu betrachten, die das Haar wie die Frauen in einem Knoten im Nacken aufstecken, sowie muhamedanische Frauen, die wie Gespenster aussehen, wenn sie, ganz in weiße Gewänder gehüllt und mit einem schwarzen Tuch vor dem Gesicht, daherkommen.

Birger war immer mehr überzeugt, daß seine Freunde einen ganz besondern Scherz mit ihm vorhätten. Diese Leute sahen ja den friedsamen Palmenträgern, die auf den Straßen des richtigen Jerusalems wandelten, gar nicht ähnlich.

Aber als Birger in das Menschengewimmel hineinkam, ergriff ihn das Fieber aufs neue. Halfvor und die andern, so die Bahre trugen, sahen, daß er immer kränker wurde. Seine Hände tasteten unruhig auf der Decke umher, die über ihn gebreitet war, und die Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn.

Aber sobald von der Umkehr die Rede war, fuhr er auf und sagte, es wäre sein Tod, wenn sie ihn nicht so weit tragen würden, daß er die Stadt Gottes zu Gesicht bekäme.

Auf diese Weise trieb er sie an, bis sie den Berg Zion erreichten, und als er das Zionstor erblickte, rief

er, daß er dahinaus getragen werden wolle. Er richtete sich auf, in der sichern Hoffnung, daß er hinter dieser Mauer die schöne Gottesstadt, nach der er sich sehnte, finden werde.

Aber jenseits der Mauer sah er nichts weiter als sonnverbrannte, unfruchtbare Felder, die mit Steinen, Schutt und Kehrichthaufen bedeckt waren.

Dicht neben dem Tor kauerten ein paar arme Menschen. Sie krochen näher herbei, um zu betteln, und streckten dem Kranken Hände entgegen, von denen einige Finger abgefault waren. Mit einer Stimme, die wie das Knurren eines Hundes klang, riefen sie ihn an, ihre Gesichter waren halbzerfressen, der eine hatte keine Nase und der andere keine Wangen mehr.

Birger schrie laut auf vor Entsetzen. In seiner Schwäche begann er angstvoll zu weinen und jammerte, daß er in die Hölle hineingetragen würde.

„Das sind ja nur die Aussätzigen," sagte Halfvor. „Du weißt doch wohl, daß es hierzulande solche gibt?"

Die Bauern beeilten sich indes, ihn den Hügel weiter hinaufzutragen, damit er von dem traurigen Anblick der Unglücklichen an dem Tor befreit würde.

Dann setzte Halfvor die Bahre nieder, trat zu dem Kranken und richtete seinen Kopf von dem Kissen auf. „Versuche jetzt aufzusehen, Birger, von hier kannst du sogar das tote Meer und den Berg Moab wahrnehmen."

Noch einmal schlug Birger die müden Augen auf. Er schaute über die öde, wilde Gebirgsgegend östlich

von Jerusalem hin. Weit, weit draußen glänzte ein Wasserspiegel, und jenseits davon erhob sich ein Berg, der in schimmerndem, mit lichtem Gold überflutetem Blau erstrahlte.

Dies war so schön, so licht und durchsichtig und glänzend, daß es einem schwer wurde, zu glauben, daß das, was man sah, der Erde angehöre.

Von Entzücken ergriffen stand Birger von der Bahre auf, um dieser fernen Erscheinung entgegenzueilen. Schwankend machte er ein paar Schritte, dann sank er ohnmächtig zusammen.

Die Bauern glaubten zuerst, Birger sei tot; aber das Leben kehrte doch wieder zurück, und er lebte noch volle zwei Tage. Bis an seine Todesstunde phantasierte er von dem rechten Jerusalem. Er klagte, daß es sich immer weiter zurückziehe, sobald er versuche, es zu erreichen, sodaß weder er noch irgend eins von den andern je dahin gelangen könne.

Jerusalem, die heilige Stadt Gottes

Es ist in der Tat so, daß nicht alle Menschen kräftig genug sind, um es lange in Jerusalem aushalten zu können; selbst solche, die das Klima ertragen können und nicht von Krankheiten angesteckt werden, unterliegen häufig. Die heilige Stadt macht sie milzkrank oder wahnsinnig, ja sie bringt sie geradezu um. Niemand

hat auch nur ein paar Wochen in Jerusalem zugebracht, ohne daß er über den oder jenen, der plötzlich gestorben war, den Ausspruch gehört hätte: ‚Jerusalem hat ihn getötet.‘

Wer zuerst dergleichen hört, verwundert sich natürlich sehr darüber. „Wie wäre das möglich?“ fragt man sich. „Wie kann eine Stadt einen Menschen umbringen? Diese Leute meinen wohl nicht, was sie sagen.“

Und während man in Jerusalem umherwandert und dies und jenes besieht, kann man sich des Gedankens nicht entschlagen: „Ich möchte wohl wissen, was darunter verstanden ist, wenn die Leute sagen: Jerusalem tötet? Ich möchte wohl wissen, wo das Jerusalem ist, das Menschen umbringen kann?“

Und es könnte einen zum Beispiel die Lust überkommen, eine Wanderung durch ganz Jerusalem zu unternehmen. Dann geht man zuerst durch das Jaffator, wendet sich von da nach Westen, wandert an dem mächtigen viereckigen Davidsturm vorüber und gelangt alsdann auf dem schmalen Fußweg, der neben der Stadtmauer herläuft, nach dem Zionstor.

Ganz dicht neben der Mauer ist eine türkische Kaserne, aus der kriegerische Musik und Waffenlärm herausdringt. Dann kommt man an dem großen armenischen Kloster vorüber, das auch eine wahre Festung mit starken Mauern und verrammelten Toren ist. Eine Strecke weiter erreicht man das mächtige graue Gebäude, das das Grab Davids genannt wird, und wenn man das erblickt, erinnert man sich plötzlich

daran, daß man auf dem heiligen Berg, dem Berg der Könige, wandelt.

Und dann muß man daran denken, daß der ganze Berg unter einem ein großes Gewölbe ist, in dem der König David sitzt, auf einem feurigen Thron und von einem goldenen Mantel umwallt, und daß er noch heute das Zepter über Jerusalem und Palästina hält. Man denkt daran, daß diese Trümmer, die den Boden bedecken, Mauerreste der gefallenen Königsburgen sind, daß der Hügel gerade vor einem der Berg des Ärgernisses ist, wo Salomo sündigte, daß das Tal, in das man hinabschaut, das tiefe Tal Hinnom, einstmals bis an den Rand mit den Leichen der Menschen gefüllt war, die in Jerusalem umgebracht worden waren, als dieses von den Römern zerstört wurde.

Es ist einem ganz sonderbar zu Mut, wenn man da geht. Man meint, Kriegslärm zu vernehmen, große Heere zum Angriff auf die Mauern heranziehen und Könige auf ihren Streitwagen herbeistürmen zu sehen.

„Dies ist das Jerusalem der Gewalt und der Macht und des Krieges," denkt man, und man entsetzt sich über alle die Bluttaten und Schrecken, die sich vor dem Gedächtnisse aufrollen.

Da kommt es vor, daß man sich einen Augenblick fragt, ob dies wohl das Jerusalem sein könnte, das die Menschen umbringt. Aber sogleich zuckt man die Achseln und sagt: „Das ist unmöglich, es ist zu lange her, seit der klirrende Schwerterklang ertönte und das rote Blut strömte."

Und man wandert weiter.

Aber sobald man um die Ecke der Mauer gebogen und den östlichen Stadtteil erreicht hat, bietet sich einem ein ganz anderer Anblick dar. Nun hat man die heilige Seite der Stadt erreicht. Hier denkt man nur an die alten Hohenpriester und Tempeldiener. Neben der Mauer ist der Klageplatz der Juden, wo die Rabbiner in langen rot- oder blausamtenen Kaftanen über Gottes Strafgerichte weinen. Da erhebt sich der Berg Moria mit dem herrlichen Tempelplatz. Vor der Mauer senkt sich das Land ins Tal Josaphat mit all seinen Gräbern, und jenseits des Tals erscheint Getsemane und der Ölberg, von wo Jesus zum Himmel auffuhr. Da sieht man auch in der Mauer die Säule, wo Christus am Tage des jüngsten Gerichts stehen und das eine Ende eines haarfeinen Fadens festhalten soll, während Muhamed auf dem Ölberg steht und das andere Ende festhält. Und dann werden die Toten gezwungen, auf diesem Faden durch das Tal Josaphat zu wandeln, und die Gerechten werden die andere Seite des Tals erreichen, die Ungerechten aber in das Feuer Gehennas hinabstürzen.

Während man hier geht, denkt man: „Dies ist das Jerusalem des Todes und des Gerichts, hier öffnen sich beide, der Himmel und die Hölle. Aber auch dies ist nicht das Jerusalem, das tötet. Die Posaunen des Gerichts sind zu weit entfernt, und das Feuer der Gehenna ist erloschen.“

Man geht der Ringmauer immer weiter entlang

und erreicht schließlich die Nordseite der Stadt. Nun wandert man durch trockne, öde, einförmige Gegenden. Hier liegt die kahle Felsenstirne, die das eigentliche Golgatha sein soll, hier liegt die Höhle, wo Jeremias seine Klagelieder gedichtet hat. Hier befindet sich neben der Mauer der Teich Bethesda, hier zieht sich die Via Dolorosa unter düstern Halbbogen hin. Hier ist das Jerusalem der Trostlosigkeit, des Leidens, der Qual und der Versöhnung.

Man hält einen Augenblick an und betrachtet nachdenklich diese strenge Düsterheit. „Aber auch dies ist nicht das Jerusalem, das Menschen tötet," denkt man und geht weiter.

Aber wenn man sich dann nach Nordwesten und Westen wendet, welch ein Umschlag! Hier erheben sich in dem neuen Stadtteil, der außerhalb der Mauer entstanden ist, die stattlichen Missionspaläste und die großen Gasthäuser. Hier liegt der umfangreiche Häuserkomplex der Russen: Kirche, Krankenhaus und die riesige Herberge, die zwanzigtausend Pilger zugleich aufnehmen kann. Hier bauen sich Konsuln und Priester schöne Landhäuser, hier wandern die Pilger zwischen den Läden umher, die mit heiligem Kram gefüllt sind. Hier finden sich Anlagen und helle, breite Straßen, hier fahren Wagen, hier liegen Kaufläden, Banken und Reisebureaux.

Auf der andern Seite breiten sich die stattlichen jüdischen und deutschen landwirtschaftlichen Kolonien aus, sowie die großen Klöster und die mannigfaltigen

Anstalten der Barmherzigkeit. Hier wandeln Mönche und Nonnen, Krankenpflegerinnen und Diakonen, Popen und Missionare. Hier wohnen Männer der Wissenschaft, die Forschungen über Jerusalems Vorzeit anstellen, und alte englische Damen, die nirgends anders leben zu können vermeinen.

Hier finden sich die prächtigen Missionsschulen, die ihren Schülern unentgeltlichen Unterricht, freie Wohnung, Kost und Kleidung geben, nur um Gelegenheit zu bekommen, ihre Seelen zu gewinnen. Hier stehen die Missionskrankenhäuser, wo man die Kranken förmlich anfleht, zu kommen und sich pflegen zu lassen, nur um sie bekehren zu können. Hier werden Gebetsversammlungen und Gottesdienste gehalten, wo man um Seelen kämpft.

Hier ist es, wo die Katholiken von den Protestanten, die Methodisten von den Quäkern, die Lutheraner von den Reformierten, die Russen von den Armeniern Schlechtes aussagen. Hier schleicht der Neid umher, hier mißtraut der Schwärmer dem Beschwörer, hier streitet der Rechtgläubige mit dem Ketzer, hier wird keine Barmherzigkeit geübt, hier haßt man um Gottes höherer Ehre willen jeden Menschen.

Und hier ist es, wo man das findet, was man sucht. Hier ist das Jerusalem der Seelenjagd, das Jerusalem der bösen Zungen, das Jerusalem der Lüge, der Verleumdung und der Lästerung. Hier verfolgt man ohne Aufhören, hier mordet man

ohne Waffen. Dies ist das Jerusalem, das Menschen tötet.

* * *

Von der Stunde an, wo die schwedischen Bauern in der heiligen Stadt angekommen waren, nahmen alle Mitglieder der gordonistischen Kolonie in der Art und Weise, wie sich die Leute gegen sie benahmen, eine große Veränderung wahr.

Im Anfang waren es nur Kleinigkeiten. Es war zum Beispiel nichts weiter, als daß der englische Methodistenprediger es vermied, sie zu grüßen, oder daß die frommen Zionsschwestern, die in dem Kloster neben dem Ecce Homo-Bogen wohnten, auf die andere Seite der Straße hinüberglitten, wenn sie ihnen begegneten, als ob sie fürchteten, von etwas Bösem angesteckt zu werden, wenn sie ihnen nahe kämen.

Keinem der Kolonisten fiel es ein, sich darüber zu grämen, auch fragten sie nicht viel danach, daß ein paar durchreisende Amerikaner, die die Kolonie besucht und einen ganzen Abend in freundlichem Gespräch mit ihren Landsleuten verbracht hatten, nicht, wie sie versprochen hatten, am nächsten Tage wiederkamen, ja sogar Mrs. Gordon und Miß Young nicht wieder zu erkennen schienen, als sie diesen auf der Straße begegneten.

Aber eine ernstere Sache war es, daß sich, als die jungen Frauen von der Kolonie in die großen neuen Läden draußen am Jaffator kamen, die griechischen

Kaufleute erlaubten, ihnen Worte zuzurufen, die die Frauen zwar nicht verstanden, die aber mit solcher Miene und in einem Ton gesagt wurden, daß sie erröteten.

Die Kolonisten versuchten zu glauben, daß all dies auf Zufall beruhe. „Man hat gewiß drüben in dem christlichen Stadtteil irgend eine Verleumdung über uns ausgestreut," sagten sie, „aber das wird schon vorübergehen."

Die alten Gordonisten erinnerten sich auch, daß schon mehrere Male böse Gerüchte über sie im Umlauf gewesen waren. Man hatte ihnen nachgesagt, daß sie ihre Kinder nichts lernen ließen und daß sie auf Kosten einer reichen alten Witwe lebten, die sie vollständig ausplünderten, daß sie ihre Kranken ohne Pflege hinsterben ließen, weil sie Gott nicht dreingreifen wollten, und daß sie ein üppiges, müßiges Leben führten, während sie sich den Anschein gäben, daß sie daran arbeiteten, das wahre Christentum einzuführen.

„Von all diesen Gerüchten wird nun wieder etwas aufgetaucht sein," sagten sie. „Aber die Verleumdung wird hinsterben gerade wie damals auch, weil sie kein Körnchen Wahrheit enthält, an der sie sich nähren könnte."

Dann geschah es, daß die Frau aus Bethlehem, die ihnen jeden Tag Frucht und Gemüse brachte, ganz plötzlich wegblieb. Man suchte sie auf, um sie zu überreden, wiederzukommen, aber sie verweigerte auf

das bestimmteste, den Gordonisten jemals wieder ihre Bohnen und Kohlrüben zu verkaufen.

Das war ein deutliches Zeichen. Die Kolonisten verstanden nun, daß etwas äußerst Ehrenrühriges über sie im Umlauf sein mußte, und überdies etwas, das sie alle miteinander anging und unter allen Volksschichten bekannt sein mußte.

Es dauerte auch nicht lange, bis sie Bestätigung davon erhielten. Ein paar von den Schwestern standen eines Tages in der Kirche des heiligen Grabes, als eine Schar russischer Pilger hindurchzog. Die gutmütigen Russen lachten sie an und nickten ihnen zu und sagten zu ihnen, daß sie auch Bauern seien, gerade wie sie. Aber in diesem Augenblick ging ein russischer Priester vorüber, und der sagte ein paar Worte zu den Pilgern. Sogleich bekreuzten diese sich und ballten die Fäuste gegen die Schweden. Sie sahen aus, als hätten sie große Lust, sie aus der Kirche hinauszujagen.

Ganz nahe bei Jerusalem gibt es eine Kolonie deutscher Bauern, die Sektierer sind. Diese Deutschen sind schon vor vielen Jahren nach Jerusalem ausgewandert. Sowohl in ihrem Heimatland als auch in Jerusalem haben sie viel Verfolgung erlitten und man hat versucht, sie vollständig auszurotten. Trotzdem aber ist es ihnen so gut gegangen, daß sie nun große prächtige Kolonien in Caifa und Jaffa besitzen, außer der, die sie in Jerusalem selbst angelegt haben.

Einer von diesen Deutschen kam nun eines Tages

zu Mrs. Gordon und sagte ihr ganz aufrichtig, daß er böse Gerüchte über ihre Leute gehört habe.

„Die Missionare dort drüben sind es, die euch verleumden," sagte er, indem er auf den westlichen Stadtteil deutete. „Wahrlich, wenn ich nicht selbst erfahren hätte, daß man ganz unschuldig verfolgt werden kann, würde ich euch ferner weder Fleisch noch Mehl verkaufen. Aber sie haben es nicht ertragen können, daß ihr in der letzten Zeit so viele Anhänger bekommen habt, das ist mir ganz klar."

Mrs. Gordon fragte ihn, was man ihnen denn zur Last lege.

„Sie sagen, ihr führet hier in der Kolonie einen schlechten Lebenswandel. Ihr ließet die Leute nicht in den Ehestand treten, wie Gott doch befohlen habe, und deshalb hat man angefangen zu behaupten, daß nicht alles richtig hier zugehe."

Die Kolonisten wollten ihm zuerst nicht glauben. Aber sie merkten gar bald, daß er die Wahrheit gesprochen hatte und daß alle Leute in Jerusalem glaubten, sie führten ein schlechtes Leben. Von den Christen in Jerusalem wollte keiner mehr mit ihnen reden. In den Gasthäusern wurden die Fremden davor gewarnt, sie zu besuchen. Durchreisende Missionare wagten sich aber doch bisweilen nach der Kolonie hinaus. Wenn sie dann von dort zurückkamen, schüttelten sie bedeutungsvoll den Kopf. Sie hatten zwar nichts Anstößiges bemerkt, aber sie meinten, es könne doch recht viel Unfug da

draußen getrieben werden, wenn es auch nicht gerade zu Tage trete.

Und die Amerikaner, von dem Konsul an bis hinab zur geringsten Krankenpflegerin, waren es, die am allerlautesten gegen die Gordonisten schrieen. „Es ist eine Schande für uns alle, die wir Amerikaner sind," sagten sie, „daß diese Menschen nicht von Jerusalem fortgejagt werden."

* * *

So kluge Leute, wie die Kolonisten, sagten sich natürlich selbst, daß man dabei nichts tun könne, als die Leute schwatzen zu lassen, und daß ihre Widersacher mit der Zeit selbst einsehen würden, wie unrecht sie ihnen getan hätten.

„Wir können ja nicht von Haus zu Haus gehen, und sagen, daß wir unschuldig sind," riefen sie, und trösteten sich damit, daß sie ja einander hätten und daß sie einig und glücklich seien. „Die Armen und Kranken in Jersalem haben noch nicht angefangen, sich vor uns zu scheuen," sagten sie. „Wir müssen das Wetter vorüberziehen lassen, es ist eine Prüfung, die uns Gott geschickt hat."

Gleich von Anfang an ertrugen die Schweden die harte Verleumdung mit größter Ruhe. „Wenn die Leute so verwildert hier sind," sagten sie, „daß sie glauben können, wir armen Bauern hätten gerade diese Stadt, wo unser Heiland gestorben ist, aufgesucht, um ein schlechtes Leben zu führen, dann ist ihr Urteil

6*

nicht viel wert, und dann ist es ganz einerlei, was sie sagen."

Als die Menschen nicht aufhörten, ihnen ihre Verachtung zu zeigen, hatten sie ihre herzliche Freude an dem Gedanken, daß Gott sie für würdig erachtet habe, in derselben Stadt, wo man Christus verspottet und gekreuzigt hat, Verfolgung und Schmach zu leiden.

Aber als es Oktober geworden war, kam eines Tages ein Brief an Bürgermeisters Gunhild. Der Brief war von ihrem Vater, und dieser teilte ihr mit, daß ihre Mutter gestorben sei. Es war durchaus kein harter Brief, wie Gertrud wohl erwartet hatte. Der Vater machte ihr keine Vorwürfe, er berichtete nur von der Krankheit und dem Begräbnis. Man konnte merken, daß der alte Bürgermeister gedacht hatte: „Ich will ihr schonend schreiben, sie wird jedenfalls unglücklich genug sein."

Er hatte den ganzen Brief in derselben freundlichen Gemütsstimmung geschrieben, bis er seinen Namenszug darunter setzte. Aber da hatte ihn der zurückgehaltene Zorn plötzlich übermannt; hastig und tief hatte er die Feder in das Tintenfaß getaucht und mit großen, grobgeformten Buchstaben auf den Rand des Briefes geschrieben:

„Deine Mutter hätte den Kummer über deine Abreise wohl verwunden, aber sie starb, weil sie in der Missionszeitung las, daß ihr da draußen in Jerusalem ein schlechtes Leben führet. So etwas hätte

man hier weder von dir, noch von den andern, mit denen du reistest, geglaubt."

Gunhild steckte den Brief in die Tasche und trug ihn den ganzen Tag mit sich herum, ohne mit jemand darüber zu reden.

Sie zweifelte nicht daran, daß der Vater die Wahrheit schrieb in Beziehung auf das, was den Tod der Mutter herbeigeführt hatte. Die Eltern waren immer sehr ehrenhaft und genau in Beziehung auf ihren guten Ruf gewesen; niemand in der Kolonie hatte so darunter gelitten wie sie, daß sie der Verleumdung ausgesetzt worden waren. Ihr half es nichts, daß sie sich unschuldig fühlte, sie fühlte sich doch beschimpft, und es war ihr, als könne sie sich nicht mehr unter den Menschen zeigen. Die ganze Zeit her hatte sie sich gegrämt, und die Stiche der bösen Zungen hatten sie geschmerzt wie brennende Wunden. Und nun hatten sie ihrer Mutter das Leben genommen.

Gertrud und Gunhild bewohnten dasselbe Zimmer, und sie waren immer die besten Freunde. Aber selbst Gertrud gegenüber verschwieg Gunhild, was der Vater geschrieben hatte. Sie meinte, es wäre unrecht, wenn sie Gertrud in ihrem Glück störe. Diese war ganz entzückt, daß sie sich in Jerusalem befand, wo alles ihr die Erinnerung an ihren Heiland wachrief.

Aber immer und immer wieder nahm Gunhild den Brief in die Hand und betrachtete ihn. Sie wagte nicht, ihn zu lesen; wenn sie ihn nur ansah, krampfte sich ihr das Herz zusammen, und sie empfand einen

brennenden Schmerz. „Wenn ich nur sterben könnte,“ dachte sie. „Ich kann nie wieder froh werden, wenn ich doch nur sterben dürfte!“

Sie saß da und betrachtete den Brief; es war ihr, als enthalte er ein Gift, das sie töten könnte, und sie hoffte nur, es werde schnell gehen und bald vorüber sein.

Am nächsten Tag kam Gunhild durch das Damaskustor zurück. Sie war in der Stadt gewesen und nun auf dem Heimweg nach der Kolonie.

Es war ein unglaublich heißer Tag, was dort im Oktober, gerade ehe die Herbstregen einsetzen, öfters der Fall ist. Als Gunhild aus der dunklen Stadt heraustrat, wo Häuser und Halbbögen Schutz gegen die Sonne boten, war es ihr, als treffe sie der blendende Sonnenschein wie ein Schlag, und sie hatte große Lust, unter das kühle, schattige Torgewölbe zurückzueilen. Sie meinte, der sonnige Weg, den sie vor sich hatte, sehe gefährlich aus. Es war ihr, als müsse sie vor einem Schießstand vorüber, wo die Soldaten gerade nach der Scheibe schossen.

Aber wegen des bißchen Sonnenscheins wollte Gunhild doch nicht umwenden. Sie hatte zwar gehört, daß er gefährlich sein könne, aber sie glaubte nicht recht daran. Dafür tat sie, was man zu tun pflegt, wenn man von einem heftigen Regenschauer überfallen wird. Sie zog die Schultern in die Höhe, legte das Tuch, das sie um den Hals trug, fester um den Nacken und begann eilig vorwärts zu gehen.

Während sie ging, war es ihr, als habe die Sonne da oben am Himmel über ihr einen glänzenden Bogen in der Hand und schieße einen Pfeil nach dem andern ab, die alle auf sie gerichtet seien. Ja, die Sonne schien wirklich nichts anderes zu tun zu haben, als auf sie zu zielen. Scharfes brennendes Feuer regnete auf sie herab, und zwar nicht allein vom Himmel herab, nein, alles um sie her funkelte und stach sie in die Augen. Sogar aus den Glimmerkörnern in der Mauer fuhren kleine spitzige Pfeile heraus und gerade auf sie los, und die grünen Fensterscheiben eines nahe-liegenden Klosters glitzerten derartig, daß sie sie nicht anzusehen wagte. Ein stählerner Schlüssel in einer Tür sandte einen kleinen bösen Strahl nach ihr und ebenso die glänzenden Blätter eines Ricinusstrauchs, der den Sommer nur deshalb überlebt zu haben schien, um noch dazustehen und sie zu quälen.

Wohin sie schaute, am Himmel und auf der Erde, überall glänzte und gleiste es. Und doch hatte sie nicht gerade das Gefühl, daß die Hitze es sei, die sie plage, sondern vielmehr der fürchterlich weiße Sonnen-schein, der hinter die Augen hineindrang und im Gehirn brannte.

Gunhild fühlte einen solchen Zorn und Haß gegen die Sonne, wie ihn wohl ein armes gehetztes Wild gegen den, der ihm nach dem Leben trachtet, empfindet. Es überkam sie eine sonderbare Lust, stehen zu bleiben und ihrem Verfolger ins Gesicht zu sehen. Eine Weile widerstand sie, aber plötzlich wandte sie

sich um und sah zum Himmel auf. Ja richtig, die Sonne stand da droben wie eine große blauweiße Flamme. Während Gunhild hinaufschaute, wurde der Himmel ganz schwarz, die Sonne aber schrumpfte zu einem kleinen Funken zusammen, der einen scharfen, gefährlichen Schein hatte, und Gunhild glaubte zu sehen, wie sich dieser Funken von seinem Platz am Himmel losmachte und nun sausend herabfuhr, um sie in den Nacken zu treffen und sie zu töten.

Gunhild stieß einen Angstschrei aus. Sie hob die Hand auf und hielt sie schützend über den Nacken, während sie gleichzeitig davonstürzte.

Als sie eine kleine Strecke auf dem Wege weitergelaufen war, wo der weiße Kalkstaub wie eine erstickende Wolke aufwirbelte, erblickte sie einen großen Steinhaufen, die Mauerreste eines eingestürzten Hauses. Sie eilte darauf zu, und glücklicherweise gelang es ihr auch, den Eingang eines Kellergewölbes zu finden.

Eine kühle, angenehme Dunkelheit umfing sie, es war so finster, daß sie keine zwei Schritte vor sich sehen konnte.

Sie stellte sich mit dem Rücken gegen den Eingang und ließ die Augen in der Dunkelheit ausruhen. Nichts leuchtete, nichts glitzerte. Nun begriff sie, wie es einem armen, unglücklichen Fuchs zu Mute sein muß, der in seinen Bau hineinschlüpfen kann, während die Jäger hinter ihm her sind. Nun standen die Hitze und der Dampf und das Licht und das Sonnen-

geglitzer wie betrogene Jäger draußen vor ihrem Zufluchtsort. Die ganze Schar stand mit funkelnden Speeren draußen und wartete, aber sie war getrost und in Sicherheit.

Allmählich gewöhnten sich Gunhilds Augen an die Dunkelheit, sie entdeckte einen Stein und setzte sich darauf, um zu warten. Sie würde wohl stundenlang kaum Mut fassen können, diese Höhle zu verlassen. Jedenfalls nicht, ehe die Sonne so tief nach Westen gesunken war, daß sie ihre Macht am Himmel verloren hatte.

Aber Gunhild hatte erst eine kleine Weile in der Dunkelheit gesessen, als tausend Sonnen und sprühende Funken vor ihren Augen leuchteten und in ihrem Gehirn sich alles im Ring herum zu drehen begann. Sie wurde von einem heftigen Schwindel ergriffen, und es war ihr, als ob die Wände des Gewölbes sich unaufhörlich im Kreise schwängen. Sie war so verwirrt, daß sie sich an die Wand lehnen mußte, um nicht umzufallen.

„Ach Gott, sie verfolgt mich auch hier!“ stöhnte Gunhild.

„Ich muß etwas sehr Böses getan haben, da die Sonne mich nicht mehr leiden kann,“ fuhr sie fort.

In demselben Augenblick erinnerte sie sich an den Brief, an den Tod der Mutter, an ihren furchtbaren Kummer und an ihren Wunsch, sterben zu dürfen. Sie hatte an all dies gar nicht gedacht, als sie in wirklicher Lebensgefahr gewesen war, sondern nur daran, sich zu retten.

Rasch zog nun Gunhild den Brief heraus, entfaltete ihn und trat an den Eingang, um ihn lesen zu können. Sie sah, daß die Worte gerade so dastanden, wie sie sie im Gedächtnis hatte, und sie stöhnte.

Gleich darauf stieg ein Gedanke in ihr auf, der ihr leicht und hold und tröstend vorkam.

„Verstehst du nicht," sagte sie zu sich selbst, „daß es Gottes Absicht ist, dich vom Leben zu befreien."

Dies erschien ihr sehr schön und als eine große Gnade Gottes. Sie konnte es sich nicht so recht klarmachen, denn sie war nicht ganz bei Sinnen. Der Schwindel hatte sich wieder eingestellt, der ganze Keller drehte sich im Kreise, und über ihrem einen Auge tanzte ein funkelnder Streifen.

Aber sie hielt doch an dem Gedanken fest, daß Gott ihr erlaube, aus dem Leben zu gehen, zu ihrer Mutter in den Himmel hinaufzukommen und all ihrem Kummer zu entrinnen.

Sie stand auf, faltete zuerst die Hände im Nacken, zog sie aber wieder zurück und ging dann ganz ruhig in den Sonnenschein hinaus, als ginge sie mitten durch eine Kirche.

Sie hatte sich nun ein wenig abgekühlt, und als sie ins Freie trat, bemerkte sie zuerst keine Jäger oder Speere oder funkelnde Pfeile.

Aber als sie ein paar Schritte gemacht hatte, war alles wieder über ihr, als ob es aus dem Hinterhalt auf sie losstürze. Alles auf der Erde um sie her leuchtete und funkelte, und die Sonne fuhr sausend auf

sie los wie ein scharfer Funken und stach sie in den Nacken.

Sie machte noch ein paar Schritte, dann stürzte sie wie vom Blitz getroffen nieder.

Einige Leute aus der Kolonie fanden sie ein paar Stunden später. Die eine Hand hatte sie aufs Herz gedrückt, die andere aber war ausgestreckt und hielt den Brief umschlossen, wie um zu zeigen, was sie getötet habe.

Auf den Flügeln der Morgenröte

An demselben Tag, wo Gunhild vom Sonnenstich getroffen wurde, war auch Gertrud aus und ging durch eine der breiten Straßen in der westlichen Vorstadt. Sie wollte Stecknadeln und Band kaufen, die sie zu ihrer Näharbeit nötig hatte, aber sie war nicht gut bekannt in diesem Stadtteil und brauchte lange, bis sie das fand, was sie wünschte; außerdem beeilte sie sich auch nicht gerade, sie war im Gegenteil froh, im Freien umherzuwandern. Gertrud hatte noch nicht viel von Jerusalem gesehen; sie hatte von Hause so wenig Kleider mitgebracht, daß sie bis jetzt die meiste Zeit daheim gesessen und genäht hatte, nur um etwas zum Anziehen zu bekommen.

Wie immer, wenn Gertrud auf die Straße hinauskam, spielte ein glückliches Lächeln um ihre

Lippen. Sie empfand zwar die entsetzliche Hitze und den scharfen Sonnenschein auch, aber es ging ihr nicht wie den andern, die so sehr darunter litten. Mit jedem Schritt, den sie machte, dachte sie daran, daß vielleicht Jesus auf derselben Stelle, die sie nun betrat, gewandelt hatte. Sie war überzeugt, daß seine Blicke auf den Hügeln dort, die sie am Ende der Straße hervorschimmern sah, geweilt hatten. Und wenn sie daran dachte, dann war er ihr so nahe, daß sie nichts als eine überwältigende Freude fühlen konnte.

Was Gertrud nach der Ankunft in Palästina so unendlich beglückte, war gerade, daß sie Jesus so viel näher gekommen war als vorher. Hier dachte sie nie daran, daß zwei Jahrtausende vergangen sind, seit er mit seinen Jüngern in diesem Lande umhergezogen ist, sondern sie war in der Illusion befangen, daß er erst vor ganz kurzem hier gelebt habe. Sie sah die Spuren seiner Füße auf der Erde, sie hörte den Widerhall seiner Stimme in den Straßen Jerusalems.

In dem Augenblick, wo Gertrud den steilen Hügel hinunterging, der zu dem Jaffator führt, zogen einige hundert russische Pilger die Straße herauf. Sie waren seit mehreren Stunden umhergewandert, um die heiligen Orte außerhalb Jerusalems zu besuchen, und nun so müde und matt nach der Wanderung in dem heißen Sonnenschein, daß es aussah, als hätten sie kaum noch Kraft genug, das russische Gasthaus auf der Höhe des Hügels zu erreichen.

Gertrud blieb stehen und betrachtete sie. Es waren

lauter Bauern, und es war ihr ganz merkwürdig, wie ähnlich sie ihren Landsleuten daheim waren, während sie in ihren Friesröcken und gestrickten Wämsern an ihr vorüberkamen.

„Dies ist gewiß ein ganzes Dorf, das sich auf einmal nach Palästina begeben hat," dachte sie. „Dieser da mit der Brille auf der Nase ist der Schulmeister, und der dort mit dem dicken Stock hat einen großen Hof und regiert das ganze Dorf. Der hier, der so aufrecht dahermarschiert, ist ein alter Soldat, und jene Gestalt dort mit den schmalen Achseln und den langen Händen ist der Dorfschneider.

Recht wohl aufgelegt stand Gertrud da, und ihrer alten Gewohnheit gemäß dachte sie sich Geschichten über einzelne der Vorüberziehenden aus.

„Die Frau dort mit dem seidenen Tuch auf dem Kopf ist reich," dachte sie, „aber sie hat erst auf ihre alten Tage von Hause fortkommen können, weil sie zuvor ihre Söhne und Töchter verheiraten und ihre Enkel aufziehen mußte. Und das Weib, das neben ihr geht und ein ganz kleines Bündel in der Hand trägt, ist sehr arm. Sie ist eine von denen, die ihr ganzes Leben lang kämpfen und sparen mußten, um das Geld zu der Jerusalemsreise zusammenzubringen."

Es genügte, die Pilger daherwandern zu sehen, um sie lieb zu gewinnen. Obgleich sie sehr staubig und erhitzt aussahen, hatten sie doch frohe, fröhliche Gesichter, und keines hatte eine unzufriedene Miene.

„Wie fromm und geduldig müssen sie sein," dachte

Gertrud, „und wie sehr müssen sie Jesus lieben, da sie so glücklich sind, nun in seinem Lande zu wandeln, so daß sie kein Leiden zu kennen scheinen!“

Am Schluß des Zugs kamen einige, die ganz ermattet waren und sich kaum noch weiterschleppen konnten. Es war rührend anzusehen, wie ihre Freunde und Verwandten sie an der Hand nahmen und ihnen den Hügel hinauf halfen. Aber die, so am elendesten von allen aussahen, mußten allein gehen; sie schienen so schlimm daran zu sein, daß niemand die Kraft in sich fühlte, ihnen zu helfen.

Ganz zuletzt kam ein Mädchen von siebzehn Jahren. Sie war beinahe die einzige, die jung aussah, die andern waren meistens alt oder doch in mittleren Jahren. Als Gertrud das junge Mädchen erblickte, entschied sie bei sich selbst, daß es gewiß tief ins Unglück geraten und ihm deshalb das Leben daheim unerträglich geworden sei. Vielleicht hatte auch diese Betrübte Jesus im Walde auf sich zukommen sehen, um ihr zu raten, nach Palästina auszuwandern.

Die junge Pilgerin sah sehr krank und leidend aus. Sie war zart gebaut und die groben, schweren Kleider, vor allem aber die plumpen Stiefel, die sie ebenso wie alle die andern Frauen trug, schienen sie ungeheuer zu beschweren. Sie wankte noch ein paar Schritte weiter, dann blieb sie stehen, um Atem zu schöpfen. Dadurch aber, daß sie so unbeweglich mitten auf der Straße stehen blieb, kam sie in große Gefahr, von einem Kamel umgestoßen oder von einem Wagen überfahren zu werden.

Gertrud fühlte den unwiderstehlichen Drang, der Kranken zu helfen. Sie bedachte sich nicht lange, sondern trat auf sie zu, legte den Arm um sie und zeigte ihr, wie sie sich an sie anlehnen solle, um einen Halt zu finden. Mit einem stumpfen Blick schaute das Mädchen auf. Halb unbewußt nahm es die Hilfe an und ließ sich von Gertrud einige Schritte weiterschleppen.

Da wandte sich eine der älteren Frauen um. Sie sah Gertrud scharf an und rief der Kranken dann mit strenger Stimme einige Worte zu. Diese schien zu erschrecken; sie richtete sich auf, stieß Gertrud zurück und versuchte, allein weiterzugehen, mußte jedoch bald wieder stehen bleiben.

Gertrud konnte nicht verstehen, warum das Mädchen ihre Hilfe nicht annehmen wollte. Sie glaubte, es komme daher, daß die Russen zu bescheiden seien, um von einer Fremden Hilfe anzunehmen. Deshalb eilte sie wieder auf die Kranke zu und legte aufs neue den Arm um sie. Aber da verzerrte sich das Gesicht der Fremden in größtem Schrecken und Abscheu. Sie riß sich nicht allein von Gertrud los, sondern schlug auch mit der Hand nach ihr und begann zu laufen, um ihr zu entfliehen.

Nun sah Gertrud deutlich, daß sich die andere vor ihr fürchtete, und sie verstand, daß es einzig und allein von der abscheulichen Verleumdung kommen konnte, die über die Gordonisten ausgesprengt worden war. Da wurde Gertrud böse und betrübt zugleich;

das einzige, was sie für die Ärmste tun konnte, war, sie in Ruhe zu lassen und sie nicht weiter zu ängstigen. Aber während sie ihr mit den Blicken folgte, sah sie, daß das Mädchen, während es vor ihr floh, in seiner Verwirrung und Angst gerade einem Wagen entgegenlief, der in voller Fahrt den Hügel herunterfuhr, und mit Entsetzen sah Gertrud, daß nichts anderes zu erwarten war, als daß die Fremde überfahren und getötet würde.

Gertrud wollte die Augen schließen, um das gräßliche Unglück nicht sehen zu müssen, aber sie hatte vollständig die Gewalt über sich verloren und konnte nicht einmal die Augenlider senken. Sie stand also mit weitoffenen Augen da und sah, wie die Pferde auf die Kranke losstürmten und sie umwarfen. Aber schon in der nächsten Sekunde mäßigten die herrlichen klugen Tiere sich selbst; sie wichen zurück, setzten die Füße fest auf den Boden, um das ganze Gewicht des nachrollenden Wagens zurückzuhalten, warfen sich dann geschmeidig auf die Seite und setzten die Fahrt fort, ohne daß ein Huf oder ein Wagenrad die am Boden Liegende auch nur berührt hätte.

Gertrud glaubte schon, daß alle Gefahr vorüber sei. Das russische Mädchen lag zwar noch auf dem Boden, ohne sich zu rühren, aber das war wohl nur, weil es vor Schrecken das Bewußtsein verloren hatte.

Von allen Seiten stürzten nun Menschen herbei, um der Verunglückten beizustehen. Gertrud war die erste von allen, die sie erreichte. Sie bückte sich, um

ihr aufzuhelfen. Da sah sie, daß unter dem Kopf Blut hervorquoll und daß das Gesicht, das aufwärts gerichtet war, sonderbar starr wurde. „Sie ist tot," dachte Gertrud, „und ich, ich habe sie in den Tod getrieben."

In diesem Augenblick wurde Gertrud von einem Manne ungeduldig angefaßt und auf die Seite geschleudert. Er brüllte ihr ein paar Worte zu, von denen sie verstehen konnte, daß sie so viel bedeuteten, als daß ein so verworfenes Wesen nicht wert sei, die fromme junge Pilgerin zu berühren. Und im nächsten Augenblick wurden dieselben Worte rings um sie her wiederholt. Man hob drohend die Hände gegen sie auf, drängte und stieß sie, bis sie sich außerhalb der dichten Schar befand, die sich um die Verunglückte versammelt hatte.

Einen Augenblick war Gertrud so erzürnt über diese Behandlung, daß sie die Fäuste ballte. Sie wollte sich verteidigen, sie wollte sich wieder bis zu dem russischen Mädchen durchdrängen, sie mußte ja wissen, ob es wirklich tot sei.

„Nicht ich bin unwürdig, ihr nahe zu kommen, ihr seid es, ihr alle!" rief sie laut in schwedischer Sprache. „Eure elende Verleumdung ist es, die sie in den Tod gejagt hat!"

Niemand verstand sie, und Gertruds Zorn wich rasch einem unendlichen Schrecken. Lieber Gott, wenn nun jemand gesehen hätte, wie alles zugegangen ist, und es den Pilgern erzählte! Dann würden sich alle

diese Menschen ohne Erbarmen über sie stürzen und sie totschlagen!

Eilig floh sie von dem Platze fort; sie lief so schnell sie konnte, obgleich sie niemand verfolgte. Und sie hemmte ihre Eile nicht, bis sie die kahle Gegend erreicht hatte, die sich hinter der nördlichen Seite Jerusalems hinzieht.

Hier hielt sie inne, strich sich über die Stirn und preßte die gefalteten Hände auf den Kopf.

„O Gott! O Gott!“ rief sie aus. „Bin ich eine Mörderin? Bin ich nun wirklich schuld an dem Tod eines Menschen?“

Im nächsten Augenblick wandte sie sich der Stadt zu, deren hohe, düstere Mauern neben ihr aufragten. „Nein, nicht ich bin es, sondern du!“ rief sie. „Nicht ich, sondern du!“

Mit einem Schauder wandte sie sich ab, um nach der Kolonie zu gehen, deren Dach sie in der Entfernung hervorschimmern sah. Aber einmal übers andere blieb sie stehen, während sie versuchte, in die Gedanken, die auf sie einstürmten, ein klein wenig Ordnung zu bringen.

Als Gertrud nach Palästina gekommen war, da hatte sie gedacht: „Hier bin ich in dem Lande meines Herrn und Königs, nun stehe ich unter seiner ganz besonderen Obhut, hier kann mir nichts Böses widerfahren.“ Und sie hatte sich in dem Glauben eingelebt, daß Christus ihr befohlen habe, ins heilige Land zu ziehen, weil er gesehen, daß sie des Kummers genug

erlitten hatte und nun nichts mehr im Leben durchzumachen brauche, sondern eitel Ruhe und Frieden genießen solle.

Aber nun fühlte sie, was ein Mensch empfinden muß, der in einer starkbefestigten Stadt wohnt und plötzlich die schützenden Türme und Mauern einstürzen sieht. Sie sah, daß sie wehrlos war; es gab keinen Schutz zwischen ihr und dem hereindringenden Bösen. Im Gegenteil, hier konnte sie das Unglück noch schlimmer treffen als anderswo.

Mutig wies sie den Gedanken zurück, daß sie die Ursache des Todes der jungen Russin gewesen sei; sie wollte sich keine Vorwürfe darüber machen. Aber sie fühlte eine dunkle Angst vor dem Schaden, den ihr dieses Vorkommnis bereiten könnte.

„Nun werde ich wohl immerfort sehen müssen, wie die Pferde auf sie einstürmen," klagte sie. „Nie wieder werde ich einen frohen Tag haben!"

Es erhob sich auch eine Frage in ihrem Herzen, die sie zwar sogleich zu unterdrücken suchte, die aber immer wieder aufstieg. Sie begann zu fragen, warum denn Christus sie in dieses Land geschickt habe. Wohl wußte sie, daß es eine große Sünde sei, eine solche Frage zu stellen, aber sie konnte es nicht lassen; immer und immer wieder erklang es in ihr: „Was hatte Christus beabsichtigt, als er mich in dieses Land schickte?"

„Ach Gott," sagte sie in ihrer großen Verzweiflung, „ich glaubte, du habest mich lieb und wollest

7*

alles aufs beste für mich einrichten! Ach Gott, ich war so glücklich, als ich dachte, du beschützest mich!"

Als Gertrud in die Kolonie zurückkehrte, wurde sie von einer eigentümlichen Stille und Feierlichkeit empfangen. Der Junge, der die Tür öffnete, zeigte einen ungewöhnlichen Ernst, und als sie den Hof er-erreichte, fiel es ihr auf, wie still alle über das Pflaster hinglitten, und daß niemand laut sprach. „Hier ist der Tod eingekehrt," dachte sie, ehe noch jemand ein Wort zu ihr gesagt hatte.

Bald erfuhr sie, daß Gunhild auf der Straße tot aufgefunden worden war. Man hatte sie schon nach Hause gebracht und in der Waschküche im Kellerraum auf eine Bahre gelegt. Gertrud wußte, daß im Morgenlande die Toten sehr schnell beerdigt werden müssen, aber sie entsetzte sich doch, als sie sah, daß die Vorbereitungen dazu schon in vollem Gang waren. Tims Halfvor und Ljung Björn verfertigten den Sarg, und einige der älteren Frauen waren dabei, die Tote anzukleiden. Mrs. Gordon hatte sich zu dem Vorstand einer amerikanischen Missionsanstalt begeben, um ihn um Erlaubnis zu bitten, Gunhild auf dem amerikanischen Friedhof zu begraben. Bo und Gabriel standen mit Schaufeln in den Händen auf dem Hof und warteten nur auf Mrs. Gordons Rückkehr, um hinzugehen und das Grab zu graben.

Gertrud ging hinab in die Waschküche. Lange betrachtete sie Gunhild unverwandt, dann brach sie in heftiges Weinen aus. Sie hatte die Genossin immer sehr

lieb gehabt, sie, die nun tot dalag; aber während sie hier stand und Gunhild betrachtete, ward sie sich vollständig bewußt, daß weder sie selbst noch sonst eins von der Kolonie Gunhild so viel Liebe erzeigt hatte, als sie verdiente. Alle hatten zwar gefühlt, daß sie rechtschaffen und gut und wahrheitsliebend war, aber sie hatte sich und andern das Leben schwer gemacht, weil sie sich leicht über Kleinigkeiten erzürnte, und dadurch hatte sie die Menschen zurückgestoßen. So oft Gertrud daran dachte, tat ihr Gunhild so furchtbar leid, daß ihre Tränen immer aufs neue flossen.

Aber plötzlich hörte sie auf zu weinen und betrachtete Gunhild mit Unruh und Schrecken. Sie hatte gesehen, daß Gunhild mit dem Ausdruck im Gesicht dalag, den sie im Leben gehabt hatte, wenn sie über etwas nachgrübelte, das schwer oder verwickelt war. Es war so sonderbar, wie sie mit einer tiefen Falte zwischen den Augenbrauen und mit etwas vorgeschobenen Lippen dalag und grübelte.

Langsam entfernte sich Gertrud von der Toten. Als sie den fragenden Ausdruck in Gunhilds Gesicht wahrgenommen hatte, war sie sich ihrer eigenen Kümmernisse wieder bewußt geworden. Es war ihr, als ob sich Gunhild auch frage, warum Jesus sie in dieses Land geschickt habe. Warum sollte ich hierherkommen, wenn es nur allein zum Sterben war? schien sie sich zu fragen.

Als Gertrud wieder auf den Hof trat, eilte Bo auf sie zu. Er bat sie, doch mit ihm zu kommen

und ein paar Worte mit Hök Gabriel Matsson zu sprechen.

Ganz verwirrt betrachtete Gertrud Gabriel; sie war so weit weg in ihren eignen Gedanken, daß sie nicht einmal erfaßte, was er sagte.

„Gabriel war es, der Gunhild auf der Straße fand," sagte Bo erklärend.

Aber Gertrud hörte ihn nicht, sie stand vor ihm und grübelte weiter darüber nach, warum Gertrud wohl einen solchen Ausdruck im Gesicht gehabt habe.

„Es war ganz schrecklich für Gabriel, als er sie plötzlich tot vor sich liegen sah, während er, kein Unglück ahnend, die Straße entlang ging," sagte Bo. Und als ihn Gertrud noch immer nicht verstand, fügte er mit tief erregter Stimme hinzu· „Wenn hier in der Kolonie jemand wäre, den ich sehr lieb hätte, und ich fände ihn tot auf der Straße liegen, weiß ich nicht, wie es mir ginge."

Wie aus dem Schlafe auffahrend sah sich Gertrud um. Ach freilich, ach freilich, sie wußte es ja von früher her, daß Gabriel Gunhild liebte. Sie hätten sich ja geheiratet, wenn nicht diese Jerusalemsfahrt dazwischen gekommen wäre. Aber da waren sie übereingekommen, daß beide nach Jerusalem ziehen müßten, selbst wenn sie dann nie Mann und Frau werden könnten. Und nun hatte Gabriel Gunhild tot auf der Straße gefunden.

Gertrud trat zu Gabriel, der mit festaufeinandergepreßten Lippen und starrem Blick unbeweglich neben

dem Tor stand und die Schaufel zwischen den Steinen in die Erde drückte. Als Gertrud vor ihm stehen blieb, bewegte er die Lippen, brachte aber keinen vernehmlichen Laut hervor.

„Es wäre gewiß gut für ihn, wenn er weinen könnte,“ flüsterte Bo Gertrud zu.

Schweigend reichte Gertrud Gabriel die Hand, wie es bei einem Begräbnis unter den nächsten Anverwandten Sitte ist; Gabriels Hand lag schlaff und kalt in der ihrigen.

„Bo sagt mir, daß du es gewesen bist, der Gunhild gefunden hat,“ sagte Gertrud.

Noch immer stand Gabriel unbeweglich.

„Das war recht schwer für dich,“ fuhr Gertrud fort, während sich Gabriel wie ein Steinbild verhielt. Nun aber war es Gertrud gelungen, sich in seinen Schmerz hineinzudenken, und sie verstand, wie entsetzlich es für ihn gewesen sein mußte.

„Aber ich denke, es war Gunhild lieb, daß gerade du sie gefunden hast,“ fuhr sie fort.

Da fuhr Gabriel zusammen, und er sah Gertrud groß an.

„Meinst du, daß es ihr lieb gewesen ist?“

„Ja,“ sagte Gertrud, „ich begreife, daß es schwer für dich war, aber ich glaube, sie hätte es gewollt, daß du sie finden möchtest.“

„Ich wich nicht einen Augenblick von ihr,“ sagte Gabriel leise, „bis Leute herbeikamen, die mir helfen konnten, und ich trug sie ganz sanft und gut.“

„Ja, das kann ich mir denken," sagte Gertrud.

Gabriels Lippen begannen zu zittern, und plötzlich stürzten ihm die Tränen aus den Augen. Stille standen Bo und Gertrud neben ihm und ließen ihn sich ausweinen. Gabriel drückte das Gesicht gegen den Türpfosten und schluchzte heftig.

Nach einer kleinen Weile beruhigte er sich indes wieder. Er trat zu Gertrud und ergriff ihre Hand. „Ich danke dir, daß du mich zum Weinen gebracht hast," sagte er. Seine Stimme klang nun weich und mild; man hätte fast glauben können, es sei sein Vater, der alte Hök Matts, der spreche.

„Nun will ich dir etwas zeigen, das ich keinen Menschen sehen zu lassen wagte," fuhr er fort. „Als ich Gunhild fand, hielt sie einen Brief von ihrem Vater in der Hand, und ich nahm ihn, weil ich dachte, ich sei der nächste dazu, ihn zu lesen. Und weil du mich nun zum Weinen gebracht hast, will ich ihn dir auch zu lesen geben, denn auch du hast ja alte Eltern daheim."

Gertrud nahm den Brief und las ihn. Dann sah sie Gabriel an.

„Also daran starb sie?" sagte sie.

Gabriel nickte, indem er erwiderte: „Ja, ich glaube, sie starb daran."

Da schrie Gertrud beinahe laut auf. „Jerusalem, Jerusalem, du nimmst uns allen das Leben! Ich glaube, Gott hat uns verlassen!" schluchzte sie.

In diesem Augenblick kam Mrs. Gordon zum Tor

herein, und sie schickte Gabriel und Bo nun gleich nach dem Begräbnisplatz, Gertrud aber ging in das kleine Zimmer, wo sie mit Gunhild gewohnt hatte und verblieb den ganzen Abend da.

Von einem heftigem, unüberwindlichem, einer lang-anhaltenden Gespensterfurcht gleichenden Schrecken erfaßt saß sie da; ihr war, als müsse sich an diesem Tag noch etwas Schlimmes ereignen, und ihr graute vor dem, was im Hinterhalt auf sie lauerte. Und gleichzeitig ward sie auch von bangen Zweifeln geplagt.

„Ich weiß nicht, warum uns Christus hierhergeschickt hat," dachte sie. „Wir bringen ja Unheil über uns selbst und alle andern."

Sie wies die Verzweiflung eine Weile zurück, aber im nächsten Augenblick ertappte sie sich dabei, daß sie alle aufzählte, die um der Auswanderung willen ins Unglück geraten waren. Nichts hatte doch sicherer und gewisser geschienen, als daß Gott selbst ihnen befohlen hatte, nach Jerusalem zu ziehen, wie war es da möglich, daß lauter Elend daraus entstand?

Sie hatte sich Tinte und Papier verschafft, um an ihre Eltern zu schreiben, aber sie vermochte es nicht. „Was soll ich schreiben, damit sie mir glauben?" rief sie aus. „Ja, wenn ich mich hinlegte und stürbe, dann würden sie es mir vielleicht glauben, daß wir unschuldig sind."

Endlich ging der Tag zu Ende, und die Nacht brach an. Gertrud fühlte sich zu unglücklich, um schlafen zu können. Immer sah sie Gunhilds Gesicht

vor sich; sie mußte sich unaufhörlich fragen, worüber die Tote wohl nachgrüble, und es wurde ihr zur Gewißheit, daß Gunhild mit derselben Frage auf den Lippen gestorben war, mit der auch sie sich abmühte.

Ehe noch der Tag graute, stand Gertrud auf und kleidete sich an, um auszugehen.

Während des letzten Tages und in dieser Nacht war sie so weit von Jesus weggekommen, daß sie kaum wußte, wie sie den Weg zu ihm wieder finden sollte. Nun am Morgen ward sie von heißer Sehnsucht ergriffen, irgend einen Ort aufzusuchen, von dem sie sicher war, daß der Heiland ihn betreten hatte. Und der einzige Ort, dessen Lage nie bestritten wurde, war der Ölberg. Deshalb dachte Gertrud, wenn sie dorthin ginge, würde sie Jesus wieder näher kommen; dort würde sie sich von seiner Liebe überschattet fühlen, so daß sie die Absicht, die er mit ihr vorhabe, verstehen lerne.

Als sie zuerst in die Dunkelheit der Nacht hinaustrat, fühlte sie eine doppelte Angst. Einmal ums andre ging sie das Unglück und das Unrecht durch, das an diesem einzigen Tag geschehen war.

Aber während sie den Berg immer höher hinaufstieg, fühlte sie, daß es licht in ihr wurde. Die drückende Last wurde ihr abgenommen, und sie begann eine Erklärung hervorschimmern zu sehen.

„Ja, so allein ist es zu verstehen,“ dachte sie. „Wenn solche Ungerechtigkeit ihren Lauf haben darf, dann müssen die letzten Zeiten für die Welt angebrochen

sein. Auf keine andre Weise wäre es zu erklären, daß aus Recht Unrecht wird, daß Gott nicht die Macht haben soll, das Böse zu hindern, daß die Heiligen verfolgt werden und daß die Lüge keinen Widerspruch findet."

Grübelnd blieb sie stehen. Ja, wahrlich, so war es, die Wiederkunft des Herrn stand bevor, und sie würde ihn bald auf den Wolken des Himmels herniederfahren sehen.

Wenn es sich so verhielt, dann konnte sie verstehen, warum sie alle nach Jerusalem gerufen worden waren. Aus lauter Gnade waren sie und ihre Freunde von Gott hierhergeschickt worden, um Jesus zu begegnen. Sie schlug die Hände zusammen in Verwunderung und Freude, als sie daran dachte, wie unendlich groß das war.

Mit raschen Schritten wanderte sie über die Berghalde, bis sie den höchsten Punkt erreicht hatte, wo Jesus zum Himmel aufgefahren war.

Den eingefriedigten Platz selbst konnte sie nicht betreten, aber nun stand sie dicht davor und sah zu den Wolken auf, die nun in der schnell anbrechenden Morgendämmerung leuchteten.

„Vielleicht ist heute schon der Tag, an dem er erscheint," dachte sie. Sie faltete die Hände und schaute zum Morgenhimmel empor, der mit leichten Wolkenschäfchen bedeckt war. „Er kommt," sagte sie, „es ist ganz sicher, daß er kommt."

Sie starrte auf die Morgenröte, als sähe sie sie

zum ersten Male. Es war ihr, als schaue sie tief in den Himmel hinein. Gerade im Osten sah sie ein tiefes Gewölbe mit einem hohen, breiten Tor, und es war ihr, als müsse sie sehen, wie die Torbogen zur Seite wichen, damit Christus und alle seine Engel herausziehen könnten.

Nach einer Weile öffnete sich auch wirklich das Tor des Ostens, und die Sonne erhob sich am Himmel. In atemloser Erwartung stand Gertrud unbeweglich, während die Sonne ihren Schein über das Gebirge warf, dort westlich von Jerusalem, wo Hügelreihen auftauchten, wie die Wogen in einem Meere. Ganz ruhig wartete sie, bis die Sonne so hoch gestiegen war, daß ihre Strahlen auf dem Kreuz über der Kuppel der heiligen Grabeskirche funkelten.

Da fiel es Gertrud ein, daß sie gehört hatte, Christus werde bei Sonnenaufgang auf den Flügeln der Morgenröte erscheinen, und sie sah ein, daß sie ihn nun an diesem Tage nicht mehr erwarten konnte. Aber deshalb fühlte sie sich nicht bedrückt oder beunruhigt. „Dann wird er eben morgen kommen," sagte sie mit der größten Zuversicht.

Sie stieg vom Berge herab und kehrte mit glückstrahlendem Gesicht in die Kolonie zurück, aber keinem vertraute sie die große, frohe Gewißheit an, die sie erfüllte. Den ganzen Tag saß sie wie gewöhnlich an ihrer Arbeit und redete von gleichgültigen Dingen.

Aber am nächsten Morgen bei Tagesanbruch stand sie wieder auf dem Ölberg.

Und Morgen um Morgen kehrte sie dahin zurück, weil sie von allen Menschen die erste sein wollte, die Christus in der Herrlichkeit des Morgen auftauchen sah.

Ihre Wanderungen erregten bald Aufsehen in der Kolonie, und man bat Gertrud, zu Hause zu bleiben. Die Kolonisten stellten ihr vor, daß es ihnen schaden würde, wenn die Leute sie jeden Morgen auf dem Ölberg auf den Knieen liegen sähen, um die Wiederkunft Christi zu erwarten. Wenn sie so fortmache, dann würde man schließlich die Gordonisten auch noch als wahnsinnig verschreien.

Gertrud versuchte es, gehorsam zu sein und daheim zu bleiben. Aber beim ersten Morgengrauen erwachte sie, und dann stand es wieder ganz deutlich vor ihr, daß gerade an diesem Tag Jesus kommen müsse. Und dann konnte sie nichts zurückhalten, sie stand auf und eilte hinaus, um ihren Heiland und König zu empfangen.

Diese Erwartung war ihr zur andern Natur geworden. Sie konnte ihr nicht widerstehen, konnte sich nicht davon freimachen. In allem andern war sie gerade wie vorher; auch war ihr Gehirn ganz in Ordnung, sie war nur insofern verändert, daß sie nun froher und freundlicher war als zuvor.

Nach einiger Zeit hatte man sich so an ihre Morgenwanderungen gewöhnt, daß sie kommen und gehen durfte, ohne daß sich jemand darum kümmerte. Aber wenn sie des Morgens ausging, dann sah sie einen dunklen Schatten am Tor stehen und auf sie

warten. Und während sie den Berg erstieg, hörte sie hinter sich den Tritt eisenbeschlagener Absätze. Sie sprach nie mit diesem Schatten, aber es überkam sie ein Gefühl der Sicherheit, wenn die schweren Tritte hinter ihr hertönten.

Manchmal, wenn sie vom Berge niederstieg, traf sie plötzlich mit Bo zusammen, der an einer Mauer lehnte und mit dem Blick eines treuen Hundes auf sie wartete. Dann errötete Bo und wandte den Blick weg, und Gertrud ging weiter, ohne zu zeigen, daß sie ihn gesehen hatte.

Baram Pascha

Die Kolonisten waren froh, daß sie das neue, prächtige Haus vor dem Damaskustor hatten mieten können. Es war so groß, daß fast alle darin Platz hatten und nur wenige Familien anderswo untergebracht werden mußten. Es wohnte sich auch äußerst angenehm in diesem Hause mit seinen schönen Söllern und seinen offenen Säulengängen, die in der Sommerhitze herrliche Zuflucht boten. Und die Kolonisten konnten sich des Gedankens nicht erwehren, daß ihnen Gott eine ganz besondere Gnade erwiesen habe, indem gerade dieses Haus leergestanden hatte. Sie sagten oft, daß sie nicht gewußt hätten, was tun, um Gedeihen und Zusammenhalt in der Kolonie zu stande zu

bringen, wenn sie kein eigenes Haus gefunden, sondern an verschiedenen Orten in der Stadt hätten wohnen müssen.

Aber es verhielt sich so, daß das Haus Baram Pascha gehörte, dem derzeitigen Gouverneur von Jerusalem. Vor etwa drei Jahren hatte er dieses große Haus für seine Gattin, die er über alles liebte, gebaut. Er wußte, daß er ihr keine größere Freude machen konnte, als wenn er ihr dieses Haus baute, in dem sie mit ihrem ganzen großen Haushalt, mit ihren Söhnen und deren Frauen, mit ihren Töchtern und deren Ehegatten und Kindern und den Dienern wohnen konnte.

Aber nachdem das Haus fertig geworden und Baram Pascha mit den Seinigen eingezogen war, hatte ihn ein furchtbares Unglück getroffen. In der ersten Woche, die er darin wohnte, starb eine seiner Töchter, in der nächsten starb noch eine, und in der dritten seine geliebte Frau. Da wurde Baram Pascha von tiefem Schmerz ergriffen, schnell zog er wieder aus dem Palast heraus, verschloß und verriegelte ihn und schwur, daß er ihn niemals wieder betreten werde.

Von da an hatte der Palast leer gestanden, bis die Gordonisten im Frühjahr zu Baram Pascha gekommen waren und ihn gebeten hatten, das Haus mieten zu dürfen. Sie waren alle sehr verwundert gewesen, als er seine Einwilligung gab, denn jedermann hatte geglaubt, Baram Pascha werde nie wieder einen Menschen in diesen Mauern wohnen lassen.

Aber als gegen den Herbst die schwere Verleumdung über die Gordonisten ausgesprengt worden war, überlegten mehrere der amerikanischen Missionare miteinander, wie sie diese ihre Landsleute zwingen könnten, Jerusalem zu verlassen. Und sie beschlossen, Baram Pascha aufzusuchen und mit ihm über seine Mieter zu sprechen. Sie berichteten ihm alles Böse, was sie über diese wußten, und fragten ihn, wie er es zulassen könne, daß solche verabscheuungswürdige Menschen in dem Hause wohnten, das er für seine Gattin gebaut hatte.

* * *

Es war acht Uhr morgens an einem schönen Novembertag.

Die düstere Nacht, die Jerusalem in ihrer Finsternis gefangen gehalten hatte, war schon entflohen, und die Stadt gewann allmählich das Aussehen des Tages wieder. Am Damaskustor hatten die Bettler schon seit geraumer Zeit ihre Plätze eingenommen, und die Straßenhunde, die die ganze Nacht in Bewegung gewesen waren, begaben sich nun den Tag über in ihre Höhlen und auf die Kehrichthaufen, die ihre Schlafstätten bildeten. Dicht neben dem Tor hatte eine kleine Karawane ihr Nachtlager aufgeschlagen. Dies wurde nun abgebrochen, die Führer banden eben die Warenbündel auf die vor ihnen knieenden Kamele, die laut brüllten, als sie die schwere Last auf dem Rücken fühlten. Von der Straße draußen kamen Landleute

herein, die mit großen Körben voll Gemüse in die Stadt eilten. Hirten stiegen vom Gebirge herab und schritten feierlich durch das Torgewölbe, und hinter ihnen kamen große Herden von Schafen, die geschlachtet, und von Ziegen, die gemolken werden sollten.

Gerade als das größte Morgengedränge unter dem Tor stattfand, kam ein alter Mann auf einem schönen weißen Esel geritten. Er war prachtvoll gekleidet; sein Leibrock war aus weichem, gestreiftem Seidenzeug, und über diesem trug er einen bis zu den Füßen herabfallenden pelzverbrämten Kaftan aus hellblauem Brokat. Sein Gürtel und sein Turban waren mit reichen Stickereien aus goldglänzender Seide geschmückt. Sein Gesicht war sicher einmal schön und ehrfurchtgebietend gewesen, jetzt aber war es vom Alter verheert, die Augen waren triefend, der Mund eingefallen, und der große weiße Bart hing struppig und mit gelben Spitzen lang herab.

Alle Leute, die sich unter dem Tor drängten, verwunderten sich und sagten untereinander: „Warum reitet Baram Pascha durch das Damaskustor auf die Straße hinaus, die er seit drei Jahren nicht mehr sehen wollte?“

Andere aber fragten: „Will Baram Pascha etwa das Haus besehen, das nie wieder zu betreten er doch geschworen hat?“

Während Baram Pascha so durch das Volksgedränge im Tor ritt, sagte er zu seinem Diener Machmud, der ihn begleitete:

„Hörst du es, Machmud, alle, denen wir hier begegnen, verwundern sich und fragen: ‚Was soll das bedeuten? Will Baram Pascha sein Haus besuchen, das er seit drei Jahren nicht mehr gesehen hat?‘“

Und sein Diener antwortete ihm, daß er auch gehört habe, wie die Leute sich darüber verwunderten.

Da sagte Baram Pascha in heftigem Zorn: „Meinen sie denn, ich sei so alt, daß man mit mir anfangen könne, was man wolle! Meinen sie, ich werde es ertragen, daß Fremde ein schlechtes Leben führen in dem Haus, das ich meiner Gattin, die eine gute und ehrenhafte Frau war, gebaut habe?“

Baram Paschas Diener suchte den Zorn seines Herrn zu mildern und sagte zu ihm: „Herr, du vergissest, daß wir nicht zum ersten Male hören, wie die Christen einander verleumden.“

Baram aber hob zornig die Arme auf und rief: „Flötenbläser und Tänzerinnen wohnen in den Räumen, wo meine Lieben starben! Der Tag soll nicht zu Ende gehen, ehe diese Missetäter aus meinem Hause verjagt sind!“

Kaum hatte der alte Pascha dies gesagt, da begegnete ihnen eine kleine Schar Schulkinder, die zu zwei und zwei mit raschen Schritten daherkamen. Und als Baram ihrer gewahr wurde, fand er ihr Aussehen dem aller andern Kinder, die sich auf den Straßen Jerusalems umhertummelten, vollkommen unähnlich, denn diese hier waren reingewaschen, trugen ganze

Kleider und starke Schuhe und hatten blondes, glattgekämmtes Haar.

Baram Pascha hielt seinen Esel an und sagte zu seinem Diener: „Geh und frage, wem sie gehören!"

„Ich brauche nicht zu fragen, wem sie gehören," antwortete ihm sein Diener, „denn ich sehe sie jeden Tag hier. Es sind die Kinder der Gordonisten, und sie gehen in die Schule, die diese Leute in dem Hause, wo sie wohnten, ehe sie dein großes Haus mieten konnten, eingerichtet haben."

Während der Pascha noch immer den Kindern nachschaute, kamen zwei Männer, die auch zu der Kolonie gehörten, mit einem Karren, worin die kleinsten der Schulkinder, die noch nicht allein in die Stadt gehen konnten, saßen. Und der Pascha sah, daß die Kleinen, weil sie fahren durften, vor Freude in die Hände klatschten, und die sie zogen, lachten ihnen zu und liefen schneller, um sie zu erfreuen.

Da faßte der Diener Mut und fragte Baram Pascha: „Meinst du nicht, o Herr, daß diese Kinder gute Eltern haben müssen?"

Aber Baram Pascha war ein alter Mann und unerschütterlich in seinem Zorn, wie die Alten zu sein pflegen. „Ich habe ihre eigenen Genossen über sie reden hören," erwiderte er, „und ich sage dir, ehe es Abend ist, sollen sie aus meinem Hause vertrieben sein."

Nachdem Baram Pascha wieder eine Strecke geritten war, begegnete er einem Haufen Frauen in europäischer Kleidung, die nach der Stadt gingen. Sie

8*

wandelten sehr still und sittsam, ihre Kleider waren einfach, und in den Händen trugen sie schwere, wohlgefüllte Körbe.

Der Pascha wandte sich an seinen Diener und sagte zu ihm: „Geh und frage, wer sie sind!“

Und der Diener antwortete: „Ich brauche nicht zu fragen, o Herr, denn ich begegne ihnen jeden Tag. Es sind die Frauen der Gordonisten, die mit Eßwaren und Heilmitteln nach Jerusalem hineingehen, um den Kranken beizustehen, die zu schwach sind, um zu ihnen herauszukommen und Hilfe zu suchen.“

Baram Pascha erwiderte: „Und wenn sie auch ihre Bosheit unter Engelsflügeln verbärgen, werde ich sie doch aus meinem Hause hinausjagen.“

Er ritt weiter, bis er das große Haus erreichte. Als er sich diesem näherte, drang das Geräusch vieler Stimmen, sowie ab und zu ein lauter Schrei an sein Ohr.

Er wandte sich an seinen Diener und sagte: „Hörst du die Spielleute und Tänzerinnen in meinem Hause lärmen?“

Aber als er um die Ecke bog, sah er allerlei Kranke und Verwundete vor dem Eingang des Hauses auf dem Boden kauern. Diese erzählten sich gegenseitig von ihren Leiden, und einige davon stießen Schmerzensschreie aus.

Und Machmud, sein Diener, faßte sich ein Herz und sagte: „Hier siehst du die Spielleute und Tänzerinnen, von denen du glaubtest, daß sie in deinem

Hause lärmten. Sie kommen jeden Morgen hierher, um den Arzt der Gordonisten um Rat zu fragen und sich von deren Krankenpflegerinnen verbinden zu lassen."

Baram Pascha erwiderte: „Ich sehe, daß diese Gordonisten dich betört haben, aber ich bin zu alt, um mich durch ihre Lügen betrügen zu lassen. Ich sage dir, wenn es in meiner Macht stünde, dann würde ich sie alle ringsum an dem Dachgesims meines Hauses aufhängen lassen."

Und Baram Pascha war noch immer im größten Zorn, als er von seinem Esel stieg und die Stufen hinaufging. Als er den Hofplatz erreicht hatte, trat ihm eine hohe, stolze Frau entgegen und begrüßte ihn. Ihr Haar war weiß, trotzdem sie nicht älter als vierzig Jahre zu sein schien. Sie hatte ein gebieterisches, kluges Gesicht, und obgleich sie nur ein einfaches, schwarzes Kleid trug, sah sie doch aus, als sei sie gewöhnt über viele Menschen zu gebieten.

Baram Pascha wandte sich an Machmud und sagte zu ihm:

„Diese Frau sieht so gut und klug aus, wie Kadischa, die Gattin des Propheten, was hat sie in diesem Hause zu schaffen?"

Und Machmud, sein Diener, antwortete ihm: „Das ist Mrs. Gordon, die die Kolonie leitet, seit im Frühjahr ihr Mann starb."

Da verbitterte sich der Sinn des alten Mannes aufs neue, und mit barscher Stimme sagte er zu Machmud: „Du mußt ihr sagen, daß ich gekommen

bin, sie und ihre Leute aus meinem Hause zu vertreiben."

Und sein Diener sagte zu ihm: „Sollte der gerechte Baram Pascha diese Christen verjagen, ehe er selbst ihre Verbrechen gesehen hat? Wäre es nicht besser, o Herr, wenn du zu dieser Frau sagtest: ‚Ich bin gekommen, um mein Haus zu besehen.' Und wenn du findest, daß es hier so zugeht, wie die Missionare dir gesagt haben, dann sage zu ihr: ‚Du mußt diesen Platz verlassen, denn keine Schlechtigkeit darf an dem Ort, wo meine Lieben starben, betrieben werden.'"

Da erwiderte Baram Pascha: „Sag ihr, daß ich mein Haus besehen wolle."

Machmud sagte dies zu Mrs. Gordon und sie antwortete: „Wir freuen uns, Baram Pascha zeigen zu können, wie wir uns in seinem Palast eingerichtet haben."

Hierauf ließ Mrs. Gordon die junge Miß Young holen, die seit ihrer Kindheit in Jerusalem wohnte und ganz fließend arabisch sprechen konnte, und bat sie, Baram herumzuführen.

Baram Pascha nahm seinen Diener beim Arm, und die Wanderung begann. Und da Baram das ganze Haus sehen wollte, führte ihn Miß Young zuerst in das Kellergeschoß, wo die Waschküche eingerichtet war. Und mit Stolz zeigte sie ihm die große Menge frischgewaschener Kleider, die prächtigen Waschkufen und Kessel, sowie die fleißigen, ernsthaften Arbeiterinnen, die an den Waschzubern und Bügeltischen beschäftigt waren.

Dicht daneben befand sich die Backstube. Und Miß Young sagte zu Baram Pascha: „Sieh, welchen vortrefflichen Backofen die Brüder gemauert haben. Und sieh, welch schönes Brot wir selbst herstellen!“

Von der Backstube führte sie ihn in die Schreinerwerkstatt, wo ein paar alte Männer arbeiteten. Und Miß Young zeigte Baram Pascha einige einfache Tische und Stühle, die in der Kolonie verfertigt worden waren.

„Ach, Machmud, diese Menschen sind mir sicher zu schlau,“ sagte der alte Pascha auf türkisch, denn er nahm an, daß Miß Young dies nicht verstehe. „Sie haben die Gefahr geahnt, sie haben meine Ankunft erspäht gehabt. Ich glaubte, ich würde sie beim Wein und beim Würfelspiel antreffen, und nun finde ich sie alle bei der Arbeit.“

Baram Pascha wurde nun durch die Küche und die Nähstube geführt und von da nach einem andern Zimmer, dessen Tür sich mit einer gewissen Feierlichkeit vor ihm öffnete. Dies war die Webstube, wo Webstühle klatschten und Spinnrocken und Kartätschen in vollem Gang waren.

Da faßte sich Baram Paschas Diener ein Herz, und er bat seinen Herrn, das feste, starke Tuch, das hier hergestellt werde, zu betrachten. „Sieh, o Herr,“ sagte er, „das sind keine leichten Stoffe für Tänzerinnen oder zu leichten Gewändern für leichtsinnige Frauenzimmer.“

Aber Baram Pascha schwieg und ging weiter.

Wo er hinkam, sah er Menschen mit rechtschaffnen,

klugen Gesichtern. Alle saßen still und ernst bei ihrer Arbeit, aber wenn er ins Zimmer trat, leuchteten sie wohlwollend auf.

„Ich erzähle ihnen," sagte Miß Young zu Baram Pascha, „daß Ihr der gute Gouverneur seid, der uns dies prächtige Haus vermietet hat, und sie bitten mich, Euch zu danken, daß Ihr so gut gegen uns gewesen seid."

Aber Baram hatte während der ganzen Zeit einen barschen und harten Ausdruck im Gesicht und erwiderte Miß Young kein Wort. Und sie bekam Angst und dachte im stillen: „Warum will er nicht mit mir reden? Hat er vielleicht Böses gegen uns im Sinn?"

Sie führte den Pascha in die langen, schmalen Speisesäle, wo eben die Tische abgedeckt und das Frühstücksgeschirr gespült wurde. Auch hier sah er nichts als strenge Ordnung und größte Einfachheit.

Aber noch einmal faßte sich sein Diener Machmud ein Herz und sagte zu ihm: „Wie wäre es möglich, o Herr, daß sich diese Leute, die ihr eignes Brot backen und ihre eigenen Kleider verfertigen, bei Nacht in Flötenbläser und Tänzerinnen verwandelten?"

Und Baram Pascha konnte ihm nichts erwidern.

Durch alle Räume seines Hauses wanderte Baram Pascha mit großer Ausdauer. Er kam in den großen Schlafsaal der ledigen Männer mit seinen pünktlich gemachten einfachen Betten. Er kam in die Zimmer der verschiedenen Familien, wo Eltern und Kinder beisammen wohnten. In diesen Räumen sah er überall

reingefegte Fußböden, weiße Bettumhänge, hübsche Möbel aus hellgebeiztem Holz, freundliche Läuferteppiche und karrierte baumwollne Überzüge.

Da schien Baram Pascha immer zorniger zu werden; und er sagte zu Machmud: „Diese Christen sind mir zu schlau. Sie verstehen es zu gut, ihr sündiges Leben zu verbergen. Ich hatte erwartet, die Fußböden mit Orangenschalen und Cigarrenasche besäet zu sehen. Ich glaubte, ich würde die Frauen eifrig schwatzend beisammen finden, während sie Wasserpfeifen rauchten und ihre Nägel bemalten."

Zuletzt stieg er eine blendendweiße Marmortreppe hinan, die nach dem Versammlungssaal führte. Dieser Raum war der große Empfangssaal des Paschas gewesen, der nun aber auf amerikanische Weise mit einzelnen Gruppen bequemer Stühle und Tische eingerichtet war, und wo sich Bücher und Zeitschriften, Klavier und Orgel, sowie einige hübsche Photographien an den hellangestrichenen Wänden fanden.

Hier wurden die Gäste wieder von Mrs. Gordon empfangen, und Baram Pascha sagte zu seinem Diener: „Sag ihr, daß sie und ihre Anhänger noch vor Abend das Haus verlassen müssen."

Aber Machmud, Baram Paschas Diener, erwiderte ihm: „O Herr, die eine dieser Frauen kann deine Sprache sprechen. Laß sie deinen Willen aus deinem eigenen Munde vernehmen!"

Da hob Baram Pascha die Augen auf und sah Miß Young an, und sie begegnete seinem Blick mit

freundlichem Lächeln. Und Baram Pascha wandte sich von ihr und sagte zu seinem Diener:

„Ich habe noch nie ein Gesicht gesehen, dem der Allmächtige größere Schönheit und Reinheit verliehen hätte. Ich wage es nicht, ihr zu sagen, daß ich gehört habe, ihre Leute seien der Sünde und dem Leichtsinn verfallen."

Und Baram Pascha sank auf einen Stuhl nieder und verbarg das Gesicht in den Händen, während er herauszufinden suchte, was von dem, das er gesehen und gehört hatte, wahr sei.

Da öffnete sich die Tür ganz leise, und ein alter, armer Wanderer trat herein. Er trug einen abgeschabten grauen Mantel, und seine Beine waren mit Lumpen umwickelt. Auf dem Kopf hatte er einen schmutzigen Turban, dessen grüne Farbe den Träger als einen Abkömmling Muhameds bezeichnete.

Ohne des Paschas zu achten, trat der Mann ins Zimmer und ließ sich von den andern ein wenig abseits auf einem Stuhl nieder.

„Wer ist der Mann und was will er?" fragte Baram Pascha, indem er sich an Miß Young wandte.

„Wir kennen ihn nicht," antworte Miß Young, „er ist noch nie hier gewesen. Ihr müßt es nicht übel nehmen, daß er hier hereinkommt. Unser Haus steht allen offen, die Zuflucht hier suchen wollen."

„Machmud," sagte der Pascha zu seinem Diener, „frage diesen Wanderer, der ein Abkömmling des Propheten ist, was er hier bei diesen Christen zu tun habe?"

Machmud richtete seinen Auftrag aus und trat alsdann wieder zu Baram Pascha.

„Er antwortete mir, daß er hier nichts zu tun habe, aber er habe nicht vorbeigehen wollen, ohne hereinzukommen, darum daß geschrieben stehe: ‚Laß nicht deine Füße sündigen, indem du an der Wohnung des Gerechten vorübergehest.‘“

Baram Pascha saß eine Weile still da, dann wandte er sich an seinen Diener und sagte:

„Du hast sicher nicht recht gehört, frag ihn noch einmal, was er in diesem Haus zu tun habe!“

Machmud ging und kam wieder zurück; Wort für Wort wiederholte er dieselbe Antwort.

„So laß uns Gott danken, mein Freund Machmund,“ sagte Baram einfach; „er hat uns diesen Mann gesandt, um uns aufzuklären. Er hat ihn hier eintreten heißen, damit sich meine Augen der Wahrheit öffnen. Nun wollen wir heimreiten, mein Freund Machmud, und ich werde diese Christen nicht aus ihrem Hause vertreiben.“

Kurz nachher ritt Baram Pascha weg, aber nach einer Stunde kehrte Machmud in die Kolonie zurück, den schönen weißen Esel des Paschas neben sich. Er führte ihn den Kolonisten zu mit der Botschaft von Baram Pascha, daß der Esel die kleinen Kinder morgens in die Schule tragen solle.

Blumen aus Palästina

Es ist Ende Februar; die Winterregen sind gefallen, und der Lenz ist gekommen. Aber er ist noch nicht weit vorgeschritten. Die Knospen der Feigenbäume haben noch nicht zu schwellen angefangen, aus den schwarzbraunen Weinstöcken drängen sich noch keine Ranken und Blätter hervor, und die großen Blütenbüschel der Orangenbäume haben sich noch nicht erschlossen.

Aber was sich in der frühen Jahreszeit schon hervorgewagt hat, das sind die kleinen Blumen des Feldes.

Wohin man sieht, überall wachsen Blumen; große feuerrote Anemonen bedecken die steinigen Abhänge, auf allen Felsvorsprüngen blühen bläulichrote Cyklamen, auf allen Ebenen wachsen niedere Wiesennelken und Tausendschönchen, jedes feuchte Gebüsch steht voller Krokusse und Pulsatillen.

Und wie man in andern Ländern Beeren und Obst einheimst, so geht man in Palästina hinaus, um Blumen zu sammeln. Aus allen Klöstern, aus allen Missionsanstalten zieht man zur Blumenernte hinaus. Arme jüdische Gemeindeglieder, reisende Touristen und syrische Arbeiter treffen sich in den wilden Felsentälern mit Blumenkörben in den Händen. Und am Abend kehren alle die Erntearbeiter wieder heim, mit Anemonen

und Perlhyazinthen, Veilchen und Tulpen, Narzissen und Orchideen reich beladen.

Auf den Höfen der vielen Klöster und Herbergen in Jerusalem stehen mächtige steinerne mit Wasser gefüllte Gefäße, in die die Blumen gelegt werden, und in Kellern und Zimmern sind fleißige Hände damit beschäftigt, die Blüten auf großen Papierbögen auszubreiten und sie zu pressen.

Aber sobald die kleinen Wiesennelken und Hyazinthen ordentlich plattgedrückt und getrocknet sind, werden sie in häßlichen und schönen Zusammenstellungen zu großen und kleinen Sträußen vereinigt, auf Karten geklebt oder in kleine Albums, auf deren Einbänden von Olivenholz „Blumen aus Jerusalem" geschrieben steht.

Und bald wandern alle diese „Blumen von Zion", „Blumen aus Hebron", „Blumen vom Ölberg" und „Blumen aus Jericho" in die weite Welt hinaus.

Sie werden in den Läden verkauft, in Briefen weggeschickt, als Andenken verschenkt und gegen milde Gaben eingetauscht. Weiter als die Perlen aus Indien, weiter als die Seide von Brussa werden diese kleinen Wiesenblumen verbreitet, sie, des armen heiligen Landes einziger Reichtum.

* * *

An einem schönen Frühlingsmorgen herrschte großer Eifer in der gordonistischen Kolonie; alle Leute machten sich fertig, um hinauszuziehen und Blumen zu sammeln. Die Kinder, die den ganzen Tag Ferien haben sollten,

trieben sich in übermütiger Freude wild umher und wollten bei jedermann Körbe zum Blumenpflücken entlehnen. Die Frauen waren seit vier Uhr auf, um den Proviant herzurichten, und nun in der Küche mit Pfannen und Einmachtöpfen noch in voller Arbeit. Einige der Männer packten Butterbrote, Milchflaschen, kaltes Fleisch und Brot in ihre Ranzen. Andre nahmen Flaschen mit Wasser oder Körbe mit Teekannen und Tassen in die Hand. Endlich öffnete sich die Haustür, die Kinder stürmten zuerst hinaus, dann kamen alle andern in großen oder kleinen Gruppen, je nachdem sie Lust hatten. Niemand blieb daheim, und das große Haus stand bald ganz verlassen.

Bo Ingmar Månsson war an diesem Tag sehr glücklich. Er richtete es so ein, daß er neben Gertrud ging.

Gertrud hatte das Kopftuch so weit in die Stirne hereingezogen, daß Bo nur ihr Kinn und die weiche, weiße Wange sehen konnte, und er lächelte über sich selber, daß er sich so glücklich fühlte, wenn er nur neben Gertrud hergehen durfte, trotzdem er weder ihr Gesicht sehen konnte noch sie anzureden wagte.

Die Ingmarstochter Karin und ihre Schwestern gingen hinter diesen beiden. Sie stimmten ein Morgenlied an, das sie mit ihrer Mutter daheim auf dem Ingmarshof gesungen hatten, wenn sie früh am Morgen am Spinnrocken saßen. Bo erkannte das alte Lied wieder:

„O schöner Tag, den das Auge nun schaut,
Vom Himmel zur Freud uns gegeben . . .“

Dicht vor Bo wanderte der alte Korporal Fält. Wie jetzt immer hatte er alle Kinder um sich versammelt, und sie klammerten sich an seinen Stock an oder zerrten ihn an den Rockschößen. Bo, der sich des Korporals von der Zeit erinnerte, wo alle Kinder Reißaus nahmen, wenn sie ihn nur von weitem sahen, dachte im Stillen: „Ich habe ihn nie früher so steif und barsch dreinschauen gesehen. Er ist so stolz, weil die Kinder sich zu ihm halten, deshalb steht wohl auch sein Schnurrbart wie Borsten in die Höhe, und seine Nase ist auch noch krummer geworden als vorher."

Mitten unter der Schar sah Bo Hellgum, der mit seiner Frau an der einen Hand und seinem hübschen Töchterchen an der andern dahinschritt. „Es ist doch merkwürdig," dachte Bo, „Hellgum ist recht zurückgesetzt worden, seit wir uns an die Amerikaner angeschlossen haben, und das ist ja auch gar nicht anders möglich, da diese so hervorragende Leute sind und eine so große Gabe haben, das Wort Gottes auszulegen. Ich möchte wohl wissen, was er darüber denkt, daß sich nun auf solch einer Wanderung die Leute nicht um ihn scharen. Aber wer froh darüber ist, daß sie ihn nun für sich selbst hat, das ist seine Frau. Man sieht es ihrer Haltung und ihrem Benehmen an. Sie ist in ihrem ganzen Leben noch nie so glücklich gewesen."

Ganz an der Spitze des Zugs ging die schöne Miß Young und neben ihr ein junger Engländer, der sich der Kolonie schon vor ein paar Jahren angeschlossen hatte. Bo wußte so gut als alle andern, daß der

junge Mann Miß Young liebte, und daß er sich nur in der Hoffnung, Miß Young heiraten zu dürfen, der Kolonie angeschlossen hatte. Dem jungen Mädchen gefiel er offenbar auch recht gut, aber die Gordonisten wollten um ihretwillen nicht von ihren strengen Regeln abweichen, und so hatten die jungen Leute schon einige Jahre in hoffnungslosem Warten verbracht. An diesem Tag gingen sie nebeneinander, sprachen auch zusammen und hatten nur Augen eins fürs andre. Und wie sie so leicht und geschmeidig an der Spitze des Zugs dahineilten, war es, als wollten sie sich davon machen, die ganze Schar hinter sich lassen und in die weite Welt hinaus fliehen, um ein Mal ihr eigenes Leben leben zu dürfen.

Aber ganz am Schluß des Zugs sah Bo Gabriel. Es war ein französischer Matrose in der Kolonie, der seit deren Gründung dazu gehörte und nun alt und gebrechlich geworden war. Gabriel hatte ihn unter dem Arme gefaßt und half ihm die vielen schwierigen Abhänge hinauf. „Das tut Gabriel in Gedanken an seinen alten Vater," dachte Bo.

Im Anfang wanderte der Zug in gerader, östlicher Richtung einem verlassenen, wilden Gebirge zu. Da gab es noch keine Blumen. Von den steilen Felsabhängen war das Erdreich ganz weggeschwemmt, überall begegnete dem Auge der nackte, gelbgraue Berg.

„Das ist doch merkwürdig," dachte Bo. „Ich habe noch nie einen so blauen Himmel gesehen wie den, der sich über diesen gelben Anhöhen wölbt. Und diese Berge

sind nicht häßlich, trotzdem sie so kahl sind. Wenn ich sehe, wie schön abgerundet sie sind, muß ich an die großen Kuppeln denken, mit denen die Kirchen und Häuser hierzulande überdeckt sind."

Als die Wanderer ungefähr eine Stunde gegangen waren, erblickten sie das erste Felsental, dessen Boden mit roten Anemonen wie übersät war. Das war eine Aufregung und eine Freude! Alle eilten mit lautem Rufen und Lachen den Abhang hinunter und begannen die Blumen zu pflücken. Und man sammelte mit großem Eifer Anemonen, bis man nach einer Weile ein anderes Tal entdeckte, das mit Veilchen bedeckt war, und dann ein drittes, wo alle möglichen Frühlingsblumen durcheinander wuchsen.

Anfangs pflückten die Schweden gar zu eifrig, sie rissen die Blumen einfach an sich. Dann aber traten die Amerikaner zu ihnen und zeigten ihnen, wie man es machen muß. Man müsse mit Sorgfalt auswählen, sagten sie, und nur solche Blumen nehmen, die sich zum Pressen eignen; das sei eine Arbeit, die sehr viel Sorgfalt verlange.

Bo ging neben Gertrud und pflückte Blumen. Einmal reckte er sich in die Höhe, um den Rücken aufzurichten. Da sah er ganz in seiner Nähe ein paar Großbauern, die wohl seit vielen Jahren keine Blume angesehen hatten, ebenso eifrig pflücken wie die andern. Da konnte Bo beinahe das Lachen nicht unterdrücken, und plötzlich wandte er sich an Gertrud, indem er sagte:

„Ich denke eben darüber nach, was Christus damit

meinte, als er sagte: So ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in das Reich Gottes kommen."

Gertrud hob den Kopf und sah Bo an. Es war ganz ungewöhnlich, daß er direkt das Wort an sie richtete: „Das ist allerdings ein merkwürdiges Wort," sagte sie.

„Ja," sagte Bo sehr bedächtig und langsam, „es ist mir oft aufgefallen, daß die Kinder nie artiger sind, als wenn sie im Spiel die Erwachsenen nachahmen. Nie ist man so sicher vor ihnen, als wenn sie einen Acker umpflügen, den sie sich mitten auf der Landstraße abgesteckt haben, als wenn sie den Braunen schnalzen oder mit der Peitsche aus Bindfaden knallen oder mit einem Baumzweig im Straßenschmutz Furchen ziehen. Sie sind ganz vergnügt und artig, während sie versuchen, ob sie vor ihren Nachbarn mit ihrer Aussaat fertig werden können, und wenn sie jammern, daß sie noch niemals einen so schweren Ackerboden zu pflügen gehabt hätten."

Mit gesenktem Kopf pflückte Gertrud weiter, ohne etwas zu erwidern; sie begriff nicht, wo Bo mit diesen Reden hinauswollte.

„Ich erinnere mich wohl noch, wie hübsch es war," fuhr Bo mit demselben Ernst fort, „als ich mir einmal einen Stall aus Holzklötzen gebaut und als Kühe Tannenzapfen hineingestellt hatte. Pünktlich jeden Morgen und Abend brachte ich den Kühen frischgemähtes Heu, und bisweilen tat ich, als sei es Frühjahr und

ich müsse meine Kühe auf die Weide treiben. Ich blies auf meiner Birkenpfeife und rief „Stern“ und „Goldblatt“, daß man es auf dem ganzen Hofe hören konnte. Und ich sprach mit Mutter darüber, wie viel Milch meine Kühe gäben und wie viel ich von der Meierei für meine Butter bekommen könnte. Ich gab auch sehr genau acht, daß dem Stier das Stirnblatt ordentlich fest saß, und allen Vorübergehenden rief ich zu, daß sie sich in acht nehmen müßten, denn der Stier sei leicht stößig.“

Gertrud pflückte nun weniger eifrig. Sie hörte Bo aufmerksam zu und fing an, sich zu verwundern, daß Bo ebensolche Gedanken und Einbildungen haben konnte wie die, von denen ihr eigenes Gehirn so häufig erfüllt war.

„Aber, ich glaube, am hübschesten war es doch, wenn wir kleinen Burschen taten, als seien wir erwachsene Männer, und Gemeinderat hielten,“ fuhr Bo fort. „Ich erinnere mich, daß ich und meine Brüder und ein paar andre Knirpse zusammengekauert auf einem Bretterhaufen saßen, der jahrelang daheim auf dem Hof lag. Der Wortführer schlug mit einem hölzernen Kochlöffel auf die Bretter, und wir andern saßen andächtig im Kreis um ihn her und berieten, welcher von uns eine Armenunterstützung bekommen und wie hoch der oder jener besteuert werden solle. Wir saßen da, die Daumen in die Armlöcher der Westen gesteckt und sprachen mit dumpfen Stimmen, als ob wir Brei im Munde hätten, und nannten einander nie anders

9*

als Bürgermeister, Kantor, Kirchenvorsteher und Schöffe."

Bo hielt inne und rieb sich die Stirne, als gälte es nun endlich mit dem, was er sagen wollte, herauszukommen. Gertrud hatte vollständig aufgehört, Blumen zu pflücken. Den Kopf ein wenig zurückgeneigt, saß sie auf dem Boden und sah Bo an, als erwarte sie, etwas ganz Neues und Merkwürdiges zu hören.

„Und so ist es möglich," sagte Bo, „daß es, gleichwie es für Kinder gut ist, wenn sie in ihrem Spiel Erwachsene vorstellen wollen, auch für die Großen gut sein kann, wenn sie sich bisweilen in Kinder verwandeln. Wenn ich diese alten Männer, die gewohnt sind, um diese Jahreszeit im wilden Walde zu arbeiten und sich mit Baumfällen und Holzfahren abzuschinden, hier mit einer solchen Kinderarbeit wie Blumenpflücken beschäftigt sehe, dann ist es mir, als seien wir wirklich auf dem Wege, dem Wort Jesu zu folgen, nämlich umzukehren und wieder zu werden wie die Kinder."

Bo sah, daß es in Gertruds Augen aufleuchtete; sie verstand nun, was er sagen wollte und freute sich wohl über diesen Gedanken.

„Es ist mir auch, als seien wir, seit wir hier wohnen, wieder zu Kindern geworden," sagte sie.

„Ja," erwiderte Bo, „darin wenigstens sind wir wie Kinder gewesen, daß wir uns in allem möglichen erziehen lassen mußten. Wir haben gelernt, Gabel und Löffel ordentlich zu halten und Gerichte gern zu essen, die wir noch nie geschmeckt hatten. Und es war doch

auch recht albern, daß wir im Anfang, wenn wir ausgingen, Führer haben mußten, damit wir uns nicht verliefen, und vor gewissen Menschen gewarnt wurden, weil sie gefährlich seien, und vor bestimmten Plätzen, weil es nicht erlaubt sei, sie zu betreten."

„Ja, wir aus Schweden waren wie richtige kleine Kinder, denn wir mußten ja zuerst sogar sprechen lernen," sagte Gertrud. „Wir mußten fragen, wie ein Tisch und Stuhl, ein Bett und Schrank heiße. Und nächstens werden wir wohl auch wieder auf die Schulbank sitzen müssen, um diese neue Sprache schreiben und lesen zu lernen."

Die beiden strengten sich nun eifrig an, weitere Ähnlichkeiten herauszufinden.

„Ich habe nun die Namen der Kräuter und Bäume hier gelernt, gerade so, wie Mutter sie mich gelehrt hatte, als ich klein war," sagte Bo. „Nun kann ich Pfirsiche von Aprikosen, sowie den knotigen Feigenbaum von dem knorrigen Olivenbaume unterscheiden. Auch habe ich gelernt, den Türken an seiner kurzen Jacke, den Beduinen an seinem gestreiften Mantel, den Derwisch an seinem Fez und den Juden an seinen kleinen Korkzieherlocken am Ohr zu erkennen."

„Ja," sagte Gertrud, „das ist gerade so, wie wir in der Kindheit lernten, die Bauern von Floda und die von Gagnef an ihren verschiedenen Röcken und Hüten zu unterscheiden."

„Das Allerkindlichste ist aber doch, daß wir ganz und gar aufgehört haben, für uns selbst zu sorgen,"

sagte Bo, „und daß wir kein eignes Geld haben, sondern jeden Groschen von andern verlangen müssen. So oft mir ein Obsthändler eine Apfelsine oder eine Weintraube anbietet, muß ich daran denken, wie es mir als Kind war, wenn ich auf dem Jahrmarkt an einer Bude mit Zuckerwaren vorübergehn mußte, weil ich nicht einen einzigen Heller in der Tasche hatte."

„Ich bin ganz überzeugt, daß wir vollständig umgewandelt sind," sagte Gertrud. „Wenn wir nun nach Schweden zurückkämen, würden uns die Leute daheim nicht wiedererkennen."

„Wir könnten es uns wohl nicht anders denken, als daß wir wieder Kinder seien, die einen Kartoffelacker umgraben, der nicht größer ist als eine Scheunentenne, und diesen dann mit einem Pflug umpflügen, der aus einem Baumzweig gemacht ist, und daß wir auch so einen kleinen Esel als Pferd hätten und gar keinen richtigen Acker zu besorgen, sondern nur Blumen zu pflücken und etwas Weinbau zu treiben."

Bo schloß die Augen, um besser nachdenken zu können, und Gertrud sah plötzlich, daß er Ingmar Ingmarsson merkwürdig ähnlich wurde; sein ganzes Gesicht drückte lauter Klugheit und Überlegung aus.

„Aber, siehst du, das ist doch nicht das wichtigste," begann Bo nach einer Weile wieder. „Das wichtigste ist wohl, daß wir über die Menschen kindliche Gedanken bekommen haben, und anfangen zu glauben, daß sie uns alle wohl wollen, trotzdem etliche von ihnen sehr streng gegen uns sind."

„Ja, es war wohl immer so, daß Christus hauptsächlich an die Gesinnung dachte, als er diese Worte aussprach," meinte Gertrud.

„Aber auch unsere Gesinnung ist verwandelt worden," fiel Bo ein, „das ist ganz sicher. Ist es dir nicht aufgefallen, daß wir, wenn wir jetzt einen schweren Kummer haben, uns nicht tage- und wochenlang damit plagen, sondern ihn in ein paar Stunden überwinden?"

Gerade als Bo dies gesagt hatte, rief man den beiden zu, daß sie kommen und frühstücken sollten. Bo wurde ganz verdrießlich darüber; er hätte gut den ganzen Tag so neben Gertrud hergehen und sich mit ihr unterhalten können, ohne hungrig zu werden.

Jedenfalls fühlte er an diesem Tag eine solche Ruhe und Befriedigung, daß er dachte:

„Die Kolonisten haben sicherlich Recht; die Menschen brauchen nur, so wie wir jetzt, in Frieden und Einigkeit zu leben, um ganz glücklich zu sein. Ich bin nun vollkommen zufrieden, daß alles so ist, wie es ist. Ich verlange Gertrud nicht mehr zur Frau und empfinde nicht mehr jene qualvolle Liebessehnsucht, die mir früher so großen Schmerz verursachte, sondern bin ganz befriedigt, wenn ich sie nur jeden Tag ein wenig sehen, ihr dienen und sie beschützen darf."

Er hätte Gertrud gern gesagt, daß er vollkommen verwandelt sei und sich selbst auch in diesem als ein Kind fühle, aber er war zu schüchtern, er konnte das rechte Wort nicht finden.

Auf dem ganzen Heimweg grübelte Bo nach. Er meinte, es sei notwendig, daß er Gertrud diesen Gedanken mitteile, wie verändert er sei, damit sie sich in seiner Gesellschaft sicher fühlen und ihn ganz als Bruder betrachten könne.

Gerade als die Sonne unterging, waren die Kolonisten wieder daheim. Bo setzte sich unter eine alte Sykomore neben der Haustür, denn er wollte so lange als möglich im Freien bleiben. Nachdem alle andern ins Haus gegangen waren, trat Gertrud zu ihm und fragte ihn, ob er nicht auch hineingehen wolle.

„Ich sitze hier und denke noch immer an das, worüber wir heute gesprochen haben," sagte Bo, „und ich überlege, wie es wohl sein würde, wenn Christus auf diesem Wege daherkäme — was wohl einstens oft der Fall war, so lange er noch hier wandelte — sich unter diesem Baum niederließe und zu mir sagte: Wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, könnet ihr nicht in das Reich Gottes kommen."

Bo sprach mit einem träumerischen Klang in der Stimme, als ob er laut dächte. Gertrud blieb neben ihm stehen und hörte ihm zu.

„Dann würde ich ihm antworten und sagen: ‚Meister, wir helfen und stehen einander bei, ohne Lohn zu begehren, gerade, wie die Kinder zu tun pflegen, und wenn wir uns zanken, entsteht kein lebenslanger Haß daraus, sondern wir versöhnen uns wieder, ehe die Sonne untergegangen ist. Siehst du nicht, Meister, daß wir ganz wie Kinder sind?'"

„Was glaubst du, das Jesus dir antworten würde?“ fragte Gertrud mit sanfter Stimme.

„Er antwortet mir gar nicht,“ sagte Bo. „Er sitzt ganz still und sagt noch einmal: Ihr müsset sein wie die Kinder, wenn ihr in das Reich Gottes eingehen wollt. Und ich sage zu ihm ungefähr wie zuvor: Meister, wir lieben alle Menschen, gerade wie Kinder zu tun pflegen. Wir machen keinen Unterschied zwischen Juden und Armeniern, zwischen Beduinen und Türken, zwischen weiß und schwarz. Wir lieben gelehrt und ungelehrt, hoch und nieder, und wir teilen unsere Habe mit Christen und Muhamedanern. Sind wir damit nicht wie die Kinder, o Meister, und können in dein Reich eingehen?“

„Was antwortet Christus darauf?“ fragte Gertrud noch einmal.

„Er antwortet nichts,“ sagte Bo. „Er bleibt unter dem Baum sitzen und sagt leise: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnet ihr nicht in das Reich Gottes kommen. Und dann verstehe ich, was er meint, und ich sage zu ihm: Meister, auch darin bin ich wie ein Kind geworden, daß ich keine solche Liebe mehr fühle, wie in früheren Tagen, sondern meine Geliebte ist mir nun wie ein Spielkamerad und eine liebe Schwester, mit der ich hinauswandre ins Grüne und Blumen pflücke, Meister, bin ich da nicht ...“

Auf einmal verstummte Bo, denn in dem Augenblick, wo er die Worte aussprach, fühlte er, daß er log. Es war ihm, als habe Christus wirklich da vor ihm

gestanden und ihm auf den Grund der Seele geschaut. Und Bo meinte, Jesus müsse gesehen haben, wie die Liebe wieder in ihm aufstieg und ihn wie ein Raubtier packte, weil er sie in Gegenwart der Geliebten verleugnete.

Und in heftiger Erregung verbarg Bo das Gesicht in den Händen und stieß die Worte hervor: „Nein, Meister, ich bin nicht wie ein Kind, und ich kann nicht in dein Reich eingehen. Vielleicht daß die andern es können, aber ich kann das Feuer in meiner Seele und das Leben in meinem Herzen nicht auslöschen. Denn ich liebe und brenne, wie kein Kind brennen kann. Aber wenn es dein Wille ist, Meister, soll mich dieses Feuer bis an das Ende meines Lebens verzehren, ohne daß ich Befriedigung für meine Sehnsucht suche."

Noch lange saß Bo, von seiner Liebe ganz überwältigt, unter dem Baum und weinte. Als er wieder aufsah, hatte ihn Gertrud verlassen. Sie war so lautlos von ihm weggeglitten, daß er sie nicht hatte fortgehen hören.

In Gehenna

Jenseits der Mauern Jerusalems, auf dem westlichen Abhang von Zion, besaß eine der amerikanischen Missionsanstalten einen Kirchhof, und die Gordonisten hatten Erlaubnis erhalten, ihre Toten da zu begraben.

Schon eine ganze Menge der ihrigen ruhten da draußen, von dem kleinen Jacques Garnier an, der Kajütenjunge auf dem großen Dampfer L'Univers gewesen war und der von den Gordonisten zuerst starb, bis zu Edward Gordon selbst, der in diesem Jahre gleich nach der Rückkehr von Amerika am Fieber gestorben war.

Dieser Begräbnisplatz war so einfach und ärmlich, als man sich nur denken konnte. Er bestand aus einem kleinen viereckigen Stück Land, das von einer so hohen und dicken Mauer umgeben war, daß sie einer Festung angestanden hätte. Keine Bäume, keine grünen Hügel waren zu sehen, man hatte nichts getan, als Steine und Schutt entfernt, so daß der Boden nun gesäubert und geebnet war. Auf den Gräbern lagen flache Kalksteinfliesen, und neben einigen davon standen grüne Bänke und Stühle.

In der östlichen Ecke, wo man eine sehr schöne Aussicht über das Tote Meer und das goldig schimmernde Gebirge Moab gehabt hätte, wenn die Mauer nicht im Wege gewesen wäre, hatten die Schweden ihre Gräber. Da lagen nun schon viele von ihnen, gleich als ob der Herr im Himmel dächte, sie hätten genug für ihn getan, indem sie ihre Heimat für ihn verlassen hatten, und er nun nichts mehr von ihnen verlangte um sie in sein Reich eingehen zu lassen.

Da lagen Birger Larsson, der Schmied, und Ljung Björns kleiner Erik und Bürgermeisters Gunhild, sowie die Ingmarstochter Brita, die kurz nach dem frohen Tag, wo die Kolonisten zum Blumensammeln

auszogen, gestorben war. Da lagen auch Per Gunnarsson und Märta Eskilsson, die beide schon in Amerika zu Hellgums Gemeinde gehört hatten. Der Tod hatte reiche Ernte unter ihnen gehalten, und mit Unbehagen empfanden die Kolonisten, daß sie von dem engen Friedhof fast schon allzuviel Raum eingenommen hatten.

Auch Tims Halfvor Halfvorsson hatte eins seiner Lieben auf diesem Kirchhof, das jüngste seiner Kinder, ein kaum drei Jahre altes Mägdlein. Er hatte dieses Kind über die Maßen lieb gehabt, und es war auch von allen seinen Kindern das gewesen, das ihm am meisten geglichen hatte. Halfvor war es, als habe er nie jemanden so geliebt, wie dieses Töchterchen. Als es tot war, konnte er es nicht einen Augenblick vergessen, was er auch unternahm, bei ihm weilten seine Gedanken.

Wenn sie in Dalarne gestorben wäre und auf dem heimatlichen Kirchhof gelegen hätte, dann hätte er sich wohl zwingen können, nicht immerfort an sie zu denken, aber nun war es ihm, als müsse sich sein Töchterchen auf dem unheimlichen Kirchhof da draußen einsam und verlassen fühlen. Bei Nacht sah er, wie es weinend und frierend auf seinem kleinen Grabe saß und klagte, daß es sich vor der Dunkelheit und all dem Unbekannten, das es umgebe, fürchte.

Eines Nachmittags zog Halfvor hinunter ins Tal Josaphat und pflückte beide Hände voll roter Anemonen, die schönsten und leuchtendsten, die er finden konnte, um sie auf das Grab zu legen. Während er so in

dem grünen Tale umherwanderte, sagte er zu sich selbst: „Ach, wenn ich doch mein liebes Mägdlein hier im Freien unter dem grünen Rasen liegen hätte, so daß es wenigstens nicht von der schrecklichen Mauer eingeschlossen wäre!"

Er hatte die hohe Mauer um den Begräbnisplatz immer gehaßt, und so oft er an sein totes Kind dachte, war es ihm, als habe er das arme Tröpfchen in ein dunkles, kaltes Haus eingeschlossen und ohne Fürsorge verlassen, und er meinte, es klagen zu hören: „Mich friert und ich fürchte mich! Ach, mich friert, und ich fürchte mich!"

Halfvor verließ das Tal und stieg den schmalen Pfad hinauf, der sich unter der Ringmauer hinzieht, bis er den Berg Zion erreicht hatte. Der Kirchhof lag etwas westlich vom Zionstor, unterhalb des großen Gartens der Armenier.

Halfvors Gedanken waren unaufhörlich bei seinem Kinde. Er wanderte auf dem wohlbekannten Wege weiter, ohne die Augen vom Boden aufzuheben. Aber auf einmal hatte er das Gefühl, als ob etwas verändert sei. Er schaute auf und sah, daß in einer kleinen Entfernung vom Weg ein paar Männer mit dem Niederreißen einer Mauer beschäftigt waren. Er blieb stehen und betrachtete sie. Was war doch das für eine Mauer, die da gestanden hatte? War es ein Gebäude oder eine Schutzmauer gewesen? Dort drüben mußte ja eigentlich der Kirchhof liegen, oder hatte er am Ende eine falsche Richtung eingeschlagen?

Es dauerte ein paar Minuten, ehe er sich zurechtfinden konnte, aber dann begriff er auch, was geschehen war. Die hohe Kirchhofsmauer selbst war es, die die Arbeiter niederrissen.

Halfvor versuchte sich einzureden, daß man die Mauer eingerissen habe, um den Platz zu erweitern oder ihn mit einem eisernen Gitter zu umgeben, und er dachte, es werde gewiß weniger feucht und kalt da drinnen sein, wenn die Mauer entfernt sei. Trotzdem aber ergriff ihn eine so heftige Unruhe, daß er zu laufen begann. „Wenn sie nur nichts an dem Grabe gemacht haben!" dachte er. „Das Kind liegt ja dicht neben der Mauer; wenn sie nur nichts damit gemacht haben!"

Er war ganz außer Atem, als er über den Schutt kletterte, um auf den Begräbnisplatz zu gelangen. Endlich war er soweit gekommen, daß er einen Überblick gewinnen konnte. Aber in diesem Augenblick fühlte er, daß mit seinem Herzen etwas nicht in Ordnung sei. Es setzte plötzlich aus, dann tat es ein paar heftige Schläge, dann setzte es wieder aus. Es war wie ein Uhrwerk, das entzwei geht.

Halfvor mußte sich auf einen Stein setzen, aber nun klopfte sein Herz zum Zerspringen. Nur ganz allmählich beruhigte es sich und schlug wieder wie gewöhnlich, wenn auch mit Mühe und Anstrengung. „Ach, ich werde schon mit dem Leben davonkommen," sagte er leise. „Ich werde es schon überwinden."

Er nahm all seinen Mut zusammen und schaute

noch einmal in den Begräbnisplatz hinein. Alle Gräber waren geöffnet und die Särge, die darin gestanden hatten, verschwunden. Auf der Erde lagen Schädel und Knochen umher; sie waren wohl aus den morschen Särgen herausgefallen. Die Grabsteine lagen in der einen Ecke des Kirchhofs auf einem Haufen.

„Ach Gott im Himmel, was haben sie mit den Toten gemacht!" rief Halfvor.

Er trat zu den Arbeitern und fragte auf schwedisch: „Was habt ihr mit Klein-Greta gemacht?" Er war nicht recht bei sich und sich dessen nicht ganz bewußt, was er sagte. Dann merkte er, daß er in der alten Sprache geredet hatte; er strich sich über die Stirn und wurde verlegen.

Dann versuchte er sich klar zu machen, wer er war. Er sei doch wahrlich kein Kind, sondern ein kluger Mann, sagte er zu sich selbst. Er sei ein Großbauer, zu dem daheim einst das ganze Dorf aufgesehen habe; für solch einen Mann schicke es sich doch wahrlich nicht, die Fassung zu verlieren.

Nun nahm er eine steife, aufrechte Haltung an und fragte die Arbeiter auf englisch, ob sie nicht wüßten, warum der Kirchhof aufgerissen sei.

Die Arbeiter waren lauter Eingeborne, aber einer von ihnen konnte doch ein wenig englisch sprechen.

Dieser Mann teilte nun Halfvor mit, daß die Amerikaner den Begräbnisplatz an Deutsche verkauft hätten und daß diese nun ein Krankenhaus hier bauen wollten. Deshalb müßten die Toten aus der Erde heraus.

Halfvor schwieg eine Weile und grübelte über das Gehörte nach. Ach so, es sollte also ein Krankenhaus hier gebaut werden, gerade hier! Wie merkwürdig, daß man auf den vielen kahlen Hügeln keinen andern Platz hatte finden können, sondern das Haus gerade hierher legen mußte. Wenn dann nur die hinausgeworfenen Toten nicht an einem dunklen Abend an der Glocke zogen und Einlaß begehrten! „Wir wollen auch eine Lagerstätte hier haben," würden sie sagen. Und in einer langen Reihe würden sie dastehen, Birger Larsson und Klein-Erik und Gunhild und ganz am Ende sein eigenes Töchterlein.

Halfvor kämpfte mit dem Weinen, aber noch immer versuchte er auszusehen, als ginge ihn die Sache gar nichts an. Er setzte eine gleichgültige Miene auf, stellte den einen Fuß vor und schwang seinen Strauß von roten Anemonen hin und her.

„Aber was ist mit den Toten geschehen?" fragte er.

„Die Amerikaner sind hier gewesen und haben ihre Särge weggeführt," antworteten die Arbeiter „Allen, die hier jemand begraben hatten, ist mitgeteilt worden, daß sie die Särge holen sollen."

Plötzlich unterbrach sich der Sprecher und betrachtete Halfvor. „Bist du vielleicht aus dem großen Hause vor dem Damaskustor?" fragte er. „Die dort wohnen, haben nicht einen einzigen ihrer Toten abgeholt."

„Wir haben keine Nachricht erhalten," sagte Halfvor. Noch immer schwang er die Blumen in der Luft; sein

Gesicht sah aus, als sei es in Stein verwandelt, während er sich Mühe gab, den fremden Männern nicht zu zeigen, welche Qualen er litt.

„Die nicht abgeholt worden sind, liegen dort drüben,“ sagte der Arbeiter und deutete den Hügel hinab. „Ich will dir zeigen, wo sie sind, so daß ihr sie begraben könnt.“

Der Mann ging voraus, und Halfvor folgte ihm. Als sie über die eingerissene Mauer kletterten, hob Halfvor einen Stein auf. Der Arbeiter ging ruhig und unbefangen weiter, während Halfvor mit dem Stein in der Hand hinter ihm herschritt.

„Es ist merkwürdig, daß er sich nicht vor mir fürchtet,“ sagte Halfvor laut in schwedischer Sprache, „daß er es wagt, so dicht vor mir zu gehen. Und er hat sogar dabei geholfen, sie hinauszuwerfen. Er hat Klein-Greta auf den Kehrichthaufen geworfen.“

„Klein-Greta, Klein-Greta,“ fuhr er fort, „sie war so fein, daß sie wohl in einem Marmorsarge zu liegen verdient hätte. Und dann hat sie in dem ärmlichen Grabe hier nicht einmal in Frieden liegen dürfen!

„Vielleicht ist es gerade dieser Mann hier gewesen, der sie herausgenommen hat,“ murmelte Halfvor und wog den Stein in der Hand. „Noch nie habe ich solche Lust verspürt, etwas entzwei zu schlagen, als jetzt diesen abrasierten Schädel unter dieser roten Mütze.“

„Ich will dir nur sagen, daß es Klein-Greta vom Ingmarshof war,“ sagte er wieder, indem er sich aufrichtete, „und von Rechts wegen hätte sie neben Groß-

Ingmar liegen sollen. Sie stammte aus einer solchen Familie, daß sie das Recht gehabt hätte, bis zum jüngsten Tage in einem eignen Grabe zu ruhen. Hier ist nicht einmal ein ordentlicher Leichenschmaus für sie gehalten worden, auch wurde sie nicht unter dem Läuten der Glocken auf den Kirchhof getragen, und kein richtiger Pfarrer hat die Leichenrede gehalten. Aber deshalb hattest du doch nicht das Recht, sie aus dem Grabe zu werfen. Und wenn ich mich auch nicht wie ein rechter Vater gegen sie bewiesen habe, so begreifst du doch wohl, daß ich nicht so schlecht bin, um zu dulden, daß du sie aus ihrem Grabe hinauswirfst."

Halfvor hob zielend den Stein in die Höhe und hätte ihn sicher geworfen, wenn nicht in diesem Augenblick der Mann angehalten und sich nach ihm umgewandt hätte.

„Hier sind sie," sagte er.

Zwischen Haufen von Unrat und Mauerresten befand sich eine tiefe Grube, und in diese waren die schwarzen Särge der Kolonisten hineingeworfen worden. Ohne jegliche Sorgfalt hatte man sie, wie es eben kam, hinabgestürzt, so daß einige alte Särge zerborsten und die darin befindlichen Toten nun sichtbar geworden waren. Einige Särge waren auch verkehrt gefallen, und aus den morschen Deckeln drängten sich lange, vertrocknete Hände hervor, die sich Mühe zu geben schienen, den Sarg wieder in die richtige Lage zu bringen.

Während Halfvor in die Grube hineinschaute, fielen die Blicke des Arbeiters auf seine Hand, die den

Stein so krampfhaft umspannte, daß die Fingerspitzen ganz weiß aussahen. Von der Hand richtete der Mann seine Augen auf Halfvors Gesicht, und er mußte wohl etwas Entsetzliches darin gelesen haben, denn er stieß einen lauten Schrei aus und ergriff die Flucht.

Aber nun dachte Halfvor nicht mehr an ihn, er war von dem, was er sah, ganz vernichtet. Das Entsetzlichste war, daß der scharfe Leichengeruch sich der Luft mitgeteilt hatte und nun weit und breit verkündigte, was geschehen war. Hoch oben in der Luft schwebten schon zwei Geier und erwarteten nur die Dunkelheit, um sich herabzustürzen. Schon von weitem hörte man das Surren einer Menge schwarzer und gelber Insekten, die über den Särgen schwärmten. Ein paar Straßenhunde liefen herbei, setzten sich mit weit heraushängender Zunge auf den Rand der großen Grube und schauten hinein.

Mit einem Schauder erinnerte sich Halfvor daran, daß er sich am Ausgang des Tals Hinnom befand, ganz nahe dem Platze, wo das Feuer der Gehenna einst gebrannt hatte. „Wahrlich, dies ist Gehenna, dies ist die Wohnung des Entsetzens!“ rief er aus.

Aber lange blieb er nicht in Betrachtung versunken müßig stehen. Er sprang hinab in die Grube, schob die schweren Särge auf die Seite und kroch zwischen die Toten hinein. Er suchte und suchte, bis er Klein-Gretas Sarg fand, und als er ihn gefunden hatte, hob er ihn auf seine Schulter und stieg aus der Grube heraus.

10*

„Sie soll wenigstens nicht sagen können, daß ihr Vater sie über Nacht an diesem Orte habe liegen lassen!" rief er.

„Liebes Kind," sagte er mit ernster und überzeugender Stimme, als wolle er sich vor der Toten verantworten. „Liebe kleine Greta, wir wußten nichts davon. Niemand wußte, daß du aus der Erde herausgeworfen würdest. Alle andern haben erfahren, was geschehen sollte, nur wir nicht. Sie betrachten uns nicht als Menschen, deshalb haben sie es nicht der Mühe wert gehalten, es uns mitzuteilen."

Als er mit dem Sarg aus der Grube herauskam, fühlte er aufs neue, daß an seinem Herzen etwas in Unordnung war. Er mußte sich auch niedersetzen und warten, bis der ärgste Schmerz abgenommen hatte.

„Du brauchst keine Angst zu haben, mein Kind," begann er aufs neue. „Es wird bald vorübergehen. Du mußt nicht glauben, daß ich dich nicht von hier wegtragen könne."

Allmählich kehrten seine Kräfte wieder zurück, und den Sarg auf der Achsel, ging er nach Jerusalem hinauf.

Während er auf dem schmalen Pfad der Mauer entlang schritt, war es ihm, als habe alles ein anderes Aussehen bekommen. Die Mauern und Trümmerhaufen flößten ihm Schrecken ein; alle sahen nun so sonderbar drohend und feindlich aus. Das fremde Land und die fremde Stadt freuten sich über seinen Schmerz.

„Sei nicht böse über deinen Vater, mein Kind; sei nicht böse, daß er dich in ein unbarmherziges Land geführt hat,“ flehte er.

„Wenn dies daheim vorgekommen wäre,“ fuhr er fort, „o, dann hätte der Wald geweint, und die Berge hätten gejammert, aber dies ist ein unbarmherziges Land.“

Er ging immer langsamer, um sein Herz zu schonen, das nicht mehr die Kraft zu haben schien, das Blut durch den Körper zu treiben. Er fühlte sich hilflos und von Verzweiflung erfüllt, und vor allem ergriff ihn große Angst davor, daß er so weit weg in der Fremde sei, wo niemand Barmherzigkeit mit ihm zu haben brauchte.

Dann bog er um die Ecke und wanderte nun der östlichen Mauer entlang. Das mit Gräbern bedeckte Tal Josaphat breitete sich in der Tiefe vor ihm aus.

„Und hier also soll das jüngste Gericht stattfinden und sollen die Toten auferstehen,“ dachte er.

„Was wird Gott am Tage des Gerichts von mir sagen, von mir, der die Seinigen nach Jerusalem, dieser Stadt des Todes, geführt hat?“ fragte er sich.

„Und ich habe auch meine Nachbarn und Verwandten dazu überredet, daß sie an diesen Ort des Entsetzens zogen. Sie werden mich vor Gott verklagen.“

Es war ihm, als höre er seine Landsleute die Stimme gegen ihn erheben und ausrufen: „Wir glaubten ihm, und er führte uns in ein Land, wo wir verachteter

waren als Hunde, und in eine Stadt, deren Grausamkeit uns tötete."

Halfvor versuchte indes doch, sich dieser Gedanken zu entschlagen und nicht länger bei all diesem zu verweilen. Aber es war ihm unmöglich; er erkannte auf einmal alle Schwierigkeiten und Gefahren, die seiner Gefährten warteten. Er dachte an die bittre Armut, die bald über sie hereinbrechen mußte, weil sie keinen Lohn für ihre Arbeit annahmen, er dachte auch an das ungewohnte Klima und an die Krankheiten, die ihre Gesundheit zerstören würden, und ebenso dachte er an die schweren Gebote, die sie sich selbst auferlegt hatten und die Zersplitterung und Untergang herbeiführen mußten; er fühlte sich todmüde.

„Ebensowenig wie wir im stande sind, den Boden dieses Landes zu bebauen oder dessen Wasser zu trinken, ebensowenig können wir hier weiterleben!" rief er.

Immer langsamer schleppte er sich vorwärts; er war vollständig ermattet und kraftlos.

Die Kolonisten saßen schon beim Abendbrot; da ertönte ein schwaches Klingeln an der Haustür.

Als geöffnet wurde, saß Tims Halfvor vor dem Tor auf der Erde; er war dem Sterben nahe. Neben ihm stand der Sarg seines Töchterchens; er zog einzelne Blüten aus einem großen Strauß verwelkter Anemonen und streute sie auf den Sarg.

Ljung Björn war es, der zu öffnen gekommen war. Er meinte zu sehen, daß Halfvor etwas zu ihm sagte, und er bückte sich, um es verstehen zu können.

Mehrere Male begann Halfvor aufs neue, ehe es ihm gelang, vernehmliche Worte hervorzubringen.

„Man hat unsere Toten hinausgeworfen," sagte er; „sie liegen unter freiem Himmel drunten in Gehenna. Ihr müßt sie in dieser Nacht noch holen."

„Was sagst du?" fragte Ljung Björn; er verstand gar nicht, um was es sich handelte.

Der Sterbende nahm seine letzte Kraft zusammen und richtete sich auf.

„Sie haben unsre Toten aus ihren Gräbern hinausgeworfen, Björn. In dieser Nacht müssen alle unsere Männer nach Gehenna hinunter und sie holen."

Nachdem er dies gesagt hatte, sank er wieder zusammen und saß stöhnend auf dem Boden.

„Ich fühle mich so schwach, Björn; es ist gewiß etwas mit meinem Herzen," stieß er hervor. „Ich hatte Angst, daß ich sterben würde, ehe ich euch dies mitgeteilt hätte. Klein-Greta habe ich heimgetragen, aber die andern konnte ich nicht mitnehmen."

Björn ließ sich neben ihm auf die Kniee nieder

„Willst du nicht hereinkommen, Halfvor?" fragte er. Aber Halfvor hörte ihn nicht.

„Versprich mir, Björn, daß Klein-Greta ordentlich in die Erde kommt. Sie soll nicht denken, sie habe einen schlechten Vater."

„Ja, ja," sagte Björn, „aber willst du jetzt nicht versuchen, hereinzukommen?"

Halfvors Kopf sank immer tiefer herab. „Sorge dafür, daß sie unter grünem Rasen liegt," flüsterte er.

„Und bettet auch mich unter einen grünen Hügel," fügte er nach einer Weile hinzu.

Björn sah, daß Halfvor schwer krank war und eilte, Hilfe zu holen, um ihn hineinzutragen. Als er zurückkam, war Halfvor schon tot.

Der Paradiesesbrunnen

Es wurde ein sehr schwerer Sommer für Jerusalem mit Wassermangel und Krankheiten. Die Winterregen waren in diesem Jahre nur spärlich gefallen, und es mangelte der heiligen Stadt bald an Wasser, da sie fast kein anderes hat als den Regen, der im Winter in den unterirdischen Cisternen gesammelt wird, die sich beinahe auf jedem Hofe finden. Und sobald sich die Leute mit dem modrigen, schlechten Wasser, das sich noch auf dem Boden der Cisternen fand, begnügen mußten, nahmen die Krankheiten in erschreckendem Grade zu. Bald fand sich kaum noch ein Haus, wo nicht jemand an Pocken oder Ruhr oder Malaria krank lag.

Die Gordonisten bekamen eine arbeitsvolle Zeit; sie wurden beinahe sämtlich durch Krankenpflege in Anspruch genommen. Diejenigen unter ihnen, welche schon lange in Jerusalem lebten, schienen für Ansteckung nicht empfänglich und gingen ohne Nachteil von Krankenbett zu Krankenbett. Die Schweden aus Amerika, die auch in Chicago schon heiße Sommer erlebt hatten

und gewohnt waren, Stadtluft zu atmen, widerstanden Krankheit und Anstrengung auch ganz gut; die armen Bauern aus Dalarne aber erkrankten fast alle miteinander.

Im Anfang sah es bei ihnen gar nicht so gefährlich aus; wenn sie auch keine Arbeit verrichten konnten, gingen doch die meisten noch umher. Trotzdem sie abmagerten und beständig Fieber hatten, glaubte doch niemand, daß es etwas anderes sei, als ein vorübergehendes Unwohlsein. Aber nach acht Tagen starb Birger Perssons Witwe und kurz darauf einer seiner Söhne. Gleichzeitig stellten sich neue Krankheitsfälle ein; es sah fast aus, als sollten alle Dalekarlier auf einmal hinweggerafft werden.

Alle die Kranken hatten dieselbe brennende Sehnsucht und dasselbe Verlangen. Alle flehten um einen Trunk Wasser, nur einen einzigen Schluck frischen reinen Wassers. Es war, als hätten sie zum Genesen nichts weiter nötig als dies Eine.

Aber wenn man ihnen das Zisternenwasser reichte, wandten sie den Kopf weg und wollten es nicht einmal sehen. Obgleich es filtriert und abgekühlt war, behaupteten sie, es rieche modrig und habe einen widerwärtigen Geschmack. Einige der Kranken, die versucht hatten, es zu trinken, bekamen Schmerzen und jammerten, daß man sie vergiftet habe.

Eines Vormittags, als dieser Krankheitswahn den höchsten Grad erreicht hatte, saßen ein paar der Bauern plaudernd in dem schmalen Schatten vor dem Hause.

Alle hatten Fieber, man sah es deutlich an den abgezehrten Gesichtern und an ihren matten, blutunterlaufenen Augen. Keiner hatte eine Arbeit vor, sie rauchten nicht einmal aus ihren kleinen Kreidepfeifen.

Ihre eigentliche Beschäftigung war, zum Himmel aufzuschauen, der sich klar und blau über ihnen wölbte. Sie hielten genaueste Ausschau, und kein noch so kleines am Horizonte aufsteigendes Wölkchen entging ihren Blicken. Alle wußten zwar recht wohl, daß man vor Ablauf mehrerer Monate keinen Regen erwarten konnte, aber sobald sich eine der weißen Sommerwolken über den Horizont erhob, bildeten sie sich ein, daß ein Wunder geschehen und es bald zu regnen anfangen würde. „Wer weiß, ob Gott uns nicht schließlich doch helfen will!“ sagten sie.

Während sie mit größter Wachsamkeit das Wachstum und die Bewegung der Wolke am Himmel verfolgten, begannen sie miteinander darüber zu reden, wie schön es doch wäre, wenn sie plötzlich große Tropfen gegen die Wände schlagen und auf die Scheiben prasseln hörten und sähen, wie das Wasser aus der Dachrinne herausströmte und kleine Steine und Sand mit sich fortrisse. Sie machten aus, daß sie, wenn es regnen würde, nicht unter Dach gehen wollten; nein, ganz ruhig sitzen bleiben und das Wasser über sich hinströmen lassen, das wollten sie, denn sie lechzten ja ebenso wie das ausgedorrte Erdreich darnach, durch und durch naß zu werden.

Aber wenn die Wolke ein Stück weit am Himmel

aufgestiegen war, mußten die armen Kranken leider gewahren, daß sie sich verkleinerte und zerschmolz. Zuerst wurden die flaumartigen Ränder verzehrt, dann begann das Zerstörungswerk von innen heraus, und die Wolke zerfiel in dünne Flocken und Streifen. Und nach wenigen Augenblicken war sie vollständig verschwunden.

Wenn die Bauern die Wolke nicht mehr sahen, wurden sie ganz verzweifelt. Die alten Männer waren von Krankheit so entkräftet, daß sie rasch die Hände auf die Augen legten, um es zu verbergen, im Fall sie das Weinen übermannte.

Ljung Björn Olofsson, der sich seit Tims Halfvors Tod als der Führer der Schweden fühlte, versuchte nun, die andern ein wenig aufzumuntern. Er begann von dem Bach Kidron zu sprechen, der in früheren Zeiten durch das Tal Josaphat geflossen war und Jerusalem zu einer wasserreichen Stadt gemacht hatte. Er hatte seine Bibel in der Tasche; diese schlug er nun auf und las den andern die Stelle vor, wo der Bach Kidron genannt ist. Dann beschrieb er ihnen, welch ein großer mächtiger Strom der Bach Kidron einst gewesen war, wie er Mühlen getrieben habe und daß er im Winter ab und zu so mächtig anschwoll, daß er über seine Ufer trat und das ganze Land überschwemmte.

Man merkte Ljung Björn wohl an, wie es ihm eine wahre Linderung brachte, von diesem großen Wasser, das einst an Jerusalem vorübergeströmt war, reden zu können. Sicherlich dachte er immerfort an

den Fluß, und am liebsten hielt er sich an der Stelle auf, wo berichtet wird, wie David den Kidron durchwatete, als er vor Absalom floh. Ljung Björn beschrieb den andern, wie schön es wäre, wenn sie mit nackten Füßen durch kaltes fließendes Wasser gehen dürften. „Das wäre mir noch lieber, als es zu trinken," sagte er.

Ljung Björn war noch lange nicht fertig mit der Beschreibung des Baches Kidron, als sein Schwager, Kolas Gunnar, ihn unterbrach und sagte, daß er sich gar nichts aus dem Bach Kidron mache, der ja längst versiegt und vertrocknet sei. Dagegen müsse er, schon seit diese schwere Zeit hier begonnen habe, immerfort an eine Prophezeiung des Propheten Hesekiel denken. Im vierzigsten Kapitel, im ersten und den folgenden Versen, sei da von einem Strom die Rede, der an der Schwelle des Tempels entspringen und durch das Land bis an das Tote Meer fließen solle.

Kolas Gunnar warf, während er sprach, die schwarzen lockigen Haare aus der Stirn zurück, seine Augen leuchteten, und er erzählte so, daß die Bauern das Wasser ganz deutlich vor ihren Augen ins Tal hinunterfließen sahen. Leise murmelnd kam es in einer steinernen Rinne langsam dahergeflossen und ergoß sich von da in viele kleine Rinnsale, die zwischen grünen Rasenflächen hinliefen. Weiden und Pappeln wuchsen an den Ufern, große Wasserpflanzen mit dicken Blättern hingen auf die Oberfläche des Wassers herab. Auf dem Grunde der Bäche lagen kleine weiße Steine, und

das Wasser glitzerte und plätscherte, während es über sie hinfloß.

„Und dies muß einmal geschehen!“ rief Kolas Gunnar, „denn es ist eine göttliche Prophezeiung, die noch nicht in Erfüllung gegangen ist. Ich denke nun immerfort, ob sie nicht am Ende heute oder morgen erfüllt werden könnte.“

Aber als Hök Gabriel Mattsson, der auch unter der Schar war, dies hörte, wurde er sehr erregt; er ließ sich Ljung Björns Bibel geben und las zuerst für sich einige Verse in dem Buch der Chronika, dann aber sagte er:

„Gebt nun wohl acht, das ist das Merkwürdigste, was ich je vernommen habe.“ Und er las ihnen vor: „Nach diesen Geschichten kam Sanherib, der König zu Assur, und zog in Juda und lagerte sich vor die festen Städte und gedachte, sie zu sich zu reißen. Und da Hiskia sahe, daß Sanherib kam und sein Angesicht stand zu streiten wider Jerusalem, ward er Rats mit seinen Obersten und Gewaltigen, zuzudecken die Wasser von den Brunnen, die draußen vor der Stadt waren; und sie halfen ihm. Und es versammelte sich ein groß Volk und deckten zu alle Brunnen und fließenden Wasser mitten im Lande und sprachen: ‚Daß die Könige von Assur nicht viel Wasser finden, wenn sie kommen.‘“

Nachdem Gabriel dies gelesen hatte, ließ er den Blick über die kahlen Felder, die die Kolonie umgaben, hingleiten.

„Ich habe viel über diese Geschichte nachgedacht,“

sagte er, „und habe auch die Amerikaner darüber befragt, und nun will ich euch sagen, was ich erfahren habe."

Gabriel sprach leicht und fließend, gerade wie sein Vater, Hök Matts, wenn dieser den Geist über sich fühlte und zu predigen begann. Er hatte zwar sonst keine eigentliche Predigtgabe, aber nun, während das Fieber in seinem Kopfe brannte, flossen ihm die Worte leicht und gewandt von den Lippen.

„Ja, die Amerikaner haben mir gesagt," fuhr Gabriel fort, „daß zur Zeit des Königs Hiskia die Hochebene hier mit unzähligen Bäumen und Sträuchern bewachsen war. Es wuchs zwar kein Korn auf diesem steinigen Boden, aber dafür gab es eine Menge Gärten, reich besetzt mit Granat- und Aprikosenbäumen, mit Rosen- und Nardusbüschen, mit Saffran, Kalmus und Zimmt, mit allen Arten von wohlriechenden Pflanzen und allerlei köstlichen Früchten. All diese Bäume waren gut bewässert, denn aus Strömen und Bächen floß das Wasser in jeden Lustgarten, und jeder Gartenbesitzer hatte das Recht, während einer bestimmten Zeit des Tages sein Besitztum unter Wasser zu setzen.

Aber eines Tages zog König Hiskia mit seinen Heerscharen hinaus, an einem Morgen, wo alle diese Bäume gerade am herrlichsten geschmückt standen. Als Hiskia hinauswanderte, streuten Mandel- und Aprikosenbäume ihre Blüten über ihn, und die Luft war schwül von balsamischen Düften. Und am Schluß des Tages, als Hiskia mit seinem Heer wieder heimkehrte, standen

die Bäume noch gerade so und begrüßten ihn mit ihren lieblichen Düften.

Aber an diesem Tage hatte König Hiskia alle Quellen Jerusalems verstopft, und den großen Strom, der mitten durchs Land floß, hatte er abgedämmt. Und am nächsten Tage floß kein Wasser mehr in den kleinen Rinnen, die zu den Wurzeln der Bäume führten.

Nach einigen Wochen, als die Bäume Früchte ansetzen sollten, da waren sie kraftlos und setzten nur ganz wenig Frucht an, und als die Blätter aus den Knospen hervorbrachen, waren sie klein und verkümmert.

Aber dann brach eine böse Zeit über Jerusalem herein mit Krieg und großer Not; niemand hatte Zeit, die Quellen wieder zu öffnen, noch den großen Strom wieder in sein altes Bette zu leiten. Und da starben die Obstbäume auf den Hochebenen rings um die Stadt herum ab, etliche schon während der Trockenheit des ersten Sommers, andere im zweiten und wieder andere im dritten. Und rings um Jerusalem her wurde das Land so öde, wie es bis an diesen Tag geblieben ist."

Gabriel hob einen Scherben vom Boden auf und grub damit in die Erde. „Aber nun ist die Sache die," fuhr er fort, „daß die Juden, als sie von Babylon zurückkehrten, die Stelle, wo der Strom abgedämmt worden war, nicht mehr finden konnten und ebensowenig die Lage der verschütteten Quellen. Und kein Mensch hat sie je wiedergefunden bis auf diesen Tag.

„Aber wir, die wir hier sitzen und nach Wasser

lechzen, warum gehen wir nicht hin und suchen die Quellen des Königs Hiskia? Warum ziehen wir nicht hinaus, um den großen Strom und die vielen Quellen zu finden? Wenn wir sie fänden, könnten die Bäume auf den Hochebenen wieder wachsen, und dieses Land würde reich und fruchtbar werden. Wenn wir sie fänden, so wäre es mehr wert, als wenn wir Gold entdeckten."

Als Gabriel zu sprechen aufgehört hatte, begannen die andern seine Worte miteinander zu überlegen, und alle räumten ein, daß es sich wohl so verhalten könne, wie er gesagt hatte, und daß es vielleicht nicht unmöglich wäre, den großen Strom wiederzufinden. Aber keiner erhob sich, um hinzugehen und einen Versuch zu machen, nicht einmal Gabriel. Es war ja klar, daß seine Worte nichts weiter gewesen waren als ein Hirngespinnst, womit er seine Sehnsucht zu stillen suchte.

Nun ergriff Bo Ingmar Månsson, der bis jetzt nur ruhig dagesessen und den andern zugehört hatte, das Wort. Er selbst hatte zwar kein Fieber, aber niemand sehnte sich heißer nach frischem Wasser als er, denn auch Gertrud war dieser Durstkrankheit erlegen. Um ihretwillen lechzte er so nach Wasser, daß es ihm war, als vertrockneten ihm die Lippen, und daß er gleich den andern an nichts anderes mehr dachte als an Quellen und Flüsse.

„Ich denke nicht an so heilige und wunderbare Wasser wie ihr," sagte Bo langsam, „aber vom Morgen

bis zum Abend denke ich an einen Fluß, der mit hellem, glänzendem Wasser frisch und klar dahinfließt."

Mit gespannter Erwartung im Blick schauten die Bauern auf.

„Ich denke an einen Strom, der von vielen Flüssen und Bächen Zufluß erhält, der breit und tief aus dem dunklen Walde hervorkommt und so klar ist, daß man alle Kieselsteine, die auf seinem Grunde glänzen, unterscheiden kann. Und der Strom ist nicht vertrocknet, wie der Kidron, er ist auch nicht nur ein Traum wie der Fluß, von dem Hesekiel spricht, oder so unmöglich zu finden wie der des Hiskia, sondern er braust und rauscht noch heutigen Tags. Ich denke an den Dalelf daheim in Dalarne.

Die andern erwiderten kein Wort; mit gesenkten Lidern saßen sie da. Seit der Dalelf genannt worden war, brachte es keiner mehr fertig, von den Quellen und Flüssen Palästinas zu reden.

* * *

An demselben Tag gegen Mittag trat ein neuer Todesfall ein. Ein Kind des Kolas Gunnar starb, ein lustiges Bürschchen, das alle sehr lieb gehabt hatten.

Aber nun geschah das Merkwürdige, daß niemand Leid um das Kind zu tragen schien, dagegen wurden alle Dalbauern von Entsetzen ergriffen, dessen sie kaum Herr werden konnten. Der Tod des armen kleinen Jungen kam ihnen wie ein Wahrzeichen vor, daß es

keinem von ihnen möglich sein würde, die Krankheit zu überwinden.

Die gewöhnlichen eiligen Vorbereitungen zu dem Begräbnis wurden rasch in Angriff genommen, aber die, so den Sarg zimmerten, fragten sich dabei, wer wohl für sie selbst diese Arbeit verrichten werde, und die, so den Toten einkleideten, sprachen davon, wie sie es haben möchten, wenn sie selbst tot seien. „Im Fall du mich überlebst," sagte die eine Frau zu der andern, „dann vergiß nicht, daß ich in meinen eigenen Kleidern begraben werden will."

„Und du vergiß nicht," sagte ihre Gefährtin, „daß ich schwarzen Trauerflor am Sarg haben möchte, und meinen Ehering will ich auch mit ins Grab nehmen."

Während sich all dies zutrug, ging eine sonderbare Rede unter den Kolonisten um. Niemand wußte, wer die Worte zuerst ausgesprochen hatte, aber nachdem sie gesagt waren, wurden alle aufmerksam und begannen darüber nachzudenken und sich darüber zu verwundern. Und wie es oft zu gehen pflegt, wenn ein Vorschlag gemacht wird, so meinten zuerst alle, er sei unvernünftig und unausführbar, aber nach einer Weile kam er ihnen ganz vernünftig vor und als das einzige, was getan werden konnte.

Bald wurde in der ganzen Kolonie unter Gesunden und Kranken, unter Amerikanern und Schweden von nichts anderem mehr gesprochen.

„Es wäre vielleicht am allerbesten, wenn die Leute aus Dalarne wieder heimreisten," hieß es.

Keiner der Amerikaner konnte sich verbergen, daß es aussah, als sollten all die Bauern in Jerusalem sterben. Wie traurig es darum auch wäre, wenn so viele gute und redliche Menschen die Kolonie verlassen sollten, so schien sich doch kaum ein andrer Ausweg zu finden. Da war es doch besser, sie reisten heim und dienten in ihrem eigenen Lande der Sache Gottes so gut sie konnten, als daß sie hier in der heiligen Stadt zu grunde gingen.

Die Schweden meinten zuerst, es wäre ihnen ganz unmöglich, sich von diesem Lande mit all seinen heiligen Orten und Erinnerungen loszureißen, und sie schauderten vor dem Gedanken zurück, wieder in die Unruhe und den Streit der Welt zurückkehren zu müssen, nachdem sie sich an dieses liebevolle, ruhige Zusammenleben in der Kolonie gewöhnt hatten, und verschiedene dachten, sie würden beinahe lieber sterben als heimreisen.

Aber dann kam der Gedanke an die Heimat und stellte sich sehr verlockend und verführerisch vor ihnen auf. „Vielleicht gibt es keinen andern Ausweg, und wir müssen reisen," dachten sie.

Plötzlich erklang die Glocke, die die Kolonisten zu den Gottesdiensten und Zusammenkünften in den Versammlungssaal zu rufen pflegte. Da wurden alle sehr bestürzt, ja beinahe von Furcht ergriffen, sie verstanden, daß Mrs. Gordon sie zusammenrief, um gemeinsam die Frage der Heimreise zu verhandeln. Die Schweden wußten zwar selbst noch nicht recht, was sie eigentlich wollten, aber es lag doch schon eine Erleichterung in

11*

dem bloßen Gedanken, dem Tod und der Krankheit entfliehen zu können. Dies zeigte sich am deutlichsten daran, daß mehrere, die schwer krank lagen, aufstanden und sich anzogen, um in den Versammlungssaal zu gehen.

Im Saal herrschte keine solche Ruhe und Ordnung wie bei einer gewöhnlichen Sitzung. Niemand hatte sich gesetzt, sondern die Leute standen da und dort in einzelnen Gruppen und unterhielten sich. Alle waren sehr erregt, und der am eifrigsten sprach, das war Hellgum. Man merkte es ihm an, daß er, der die Dalekarlier zur Auswanderung nach Jerusalem bewogen hatte, nun von der schweren Verantwortung, die er auf sich geladen, gequält wurde. Er ging von dem einen zum andern und drang auf die Heimreise.

Mrs. Gordon war sehr blaß; sie sah müde und angegriffen aus und schien so wenig zu wissen, was sie wollte, daß sie sich fürchtete, die Verhandlungen zu beginnen. Noch nie hatte man sie so unentschlossen gesehen.

Die Schweden schwiegen fast ganz. Sie fühlten sich zu krank und abgestumpft, um selbst einen Entschluß zu fassen, sondern erwarteten geduldig, was die andern für sie beschließen würden.

Einige junge amerikanische Mädchen waren ganz außer sich vor lauter Mitleid. Unter Tränen baten sie, man solle doch diese armen kranken Menschen lieber nach Hause schicken, als sie hier hinsterben lassen.

Während so eifrig für und wider diese Sache

gesprochen wurde, öffnete sich plötzlich die Tür fast lautlos, und die Ingmarstochter Karin trat ein.

Karin war nun sehr zusammengesunken und gebeugt. Sie war entsetzlich gealtert; das Gesicht war ganz klein und zusammengeschrumpft, und das Haar vollständig ergraut.

Seit Halfvor Halfvorssons Tod verließ Karin nur noch selten ihr Zimmer. Ganz allein saß sie dort in einem großen Stuhl, den Halfvor für sie verfertigt hatte. Bisweilen flickte und nähte sie ein wenig für die beiden Kinder, die ihr noch geblieben waren, aber meistens saß sie mit gefalteten Händen, still vor sich hinstarrend.

Niemand hätte anspruchsloser in ein Zimmer treten können als Karin, aber trotzdem wurde es still im Saal, als sie kam, und alle wandten sich und sahen sie an.

Langsam und demütig glitt Karin über den Boden hin. Sie ging nicht mitten durchs Zimmer, sondern kroch an der Wand hin, bis sie Mrs. Gordon erreicht hatte.

Mrs. Gordon ging ihr ein paar Schritte entgegen und reichte ihr die Hand.

„Wir sind hier versammelt, um wegen eurer Heimreise zu beraten,“ sagte Mrs. Gordon zu ihr. „Was sagst du dazu, Karin?“

Einen Augenblick sank Karin zusammen, wie wenn ihr jemand einen Schlag versetzt hätte. In ihren Augen flammte die tiefste Sehnsucht auf. Sicherlich sah sie

den alten Hof vor sich und dachte daran, daß sie dann noch einmal beim Feuer im Saal sitzen könnte, oder am Tor stehen und sehen, wie das Vieh an einem schönen Frühlingsmorgen auf die Weide getrieben wurde.

Aber dies dauerte nur einen Augenblick; schnell richtete sie sich auf, und ihr Gesicht nahm seinen gewohnten Ausdruck zäher Ausdauer wieder an.

Ich will euch eins fragen," sagte Karin auf englisch und so laut, daß alle Anwesenden es hören konnten. „Gottes Stimme hat uns berufen, hierher nach Jerusalem zu ziehen. Hat nun jemand Gottes Stimme gehört, die befohlen hätte, daß wir von hier wegziehen sollen?"

Tiefes Schweigen herrschte im Saal, nachdem Karin ihre Frage gestellt hatte. Niemand wagte ihr ein einziges Wort zu erwidern.

Aber Karin hatte Fieber wie alle andern, und sie hatte kaum gesprochen, da sahen die Anwesenden, daß sie schwankte und beinahe zu Boden fiel; da legte Mrs. Gordon den Arm um sie und geleitete sie hinaus.

Als Karin an ihren alten Dorfgenossen vorüberkam, nickten ihr einige davon zu und sagten: „Wir danken dir, Karin."

Sobald sich die Tür hinter Karin geschlossen hatte, begannen die Amerikaner aufs neue von der Heimreise zu sprechen, als ob nichts vorgefallen wäre. Die Schweden erwiderten kein Wort, aber einer nach dem

andern begann sich aus der Versammlung wegzuschleichen.

„Warum geht ihr?" fragte einer der Amerikaner. „Sobald Mrs. Gordon zurückgekehrt ist, soll die Sitzung ja erst beginnen."

„Merkt ihr denn nicht, daß schon alles entschieden ist?" sagte Ljung Björn. „Unsretwegen braucht ihr keine Sitzung zu halten. Wir hatten es zwar beinahe vergessen, aber nun wissen wir es aufs neue, daß nur Gott allein über unsre Heimreise bestimmen kann."

Und mit Verwunderung sahen die Amerikaner, daß Ljung Björn und all seine Dorfgenossen nun den Kopf höher trugen und weniger mutlos und verstört aussahen, als da sie sich zur Beratung versammelt hatten. Kraft und Ausdauer waren zurückgekehrt, als sie ihren Weg klar vor sich sahen und nicht daran dachten, der Gefahr zu entfliehen.

* * *

In der kleinen Kammer, die sie mit Gunhild bewohnt hatte, lag Gertrud krank. Da drinnen war es sehr freundlich und schmuck. Bo und Gabriel hatten alle Möbel selbst verfertigt; sie waren besser gearbeitet und mehr verziert, als in irgend einem der anderen Zimmer. Die weißen Gardinen und Bettumhänge hatte Gertrud selbst gewoben und mit Hohlsäumen und Spitzen versehen.

Nach Gunhilds Tod war eins der schwedisch-amerikanischen Mädchen Namens Betsy Nielsen zu

Gertrud ins Zimmer gezogen, und sie war dieser eine sehr gute Freundin geworden. Seit Gertrud krank lag, pflegte Betsy sie mit großer Liebe.

Es war am Abend desselben Tages, an dem bei der großen Versammlung beschlossen worden war, daß die Leute aus Dalarne in Jerusalem verbleiben sollten. Gertrud hatte heftiges Fieber; sie lag zu Bett und redete ohne Aufhören. Betsy saß bei ihr und erwiderte nur hin und wieder ein paar Worte, um sie zu beruhigen.

Da sah Betsy plötzlich, wie die Tür sich leise öffnete und Bo hereintrat. Er machte so wenig Geräusch als möglich, trat auch nicht weiter vor, sondern drückte sich an die Wand und blieb am Eingang stehen. Gertrud schien sein Eintreten kaum zu bemerken, aber Betsy wandte sich heftig zu ihm, um ihn aus dem Krankenzimmer hinauszuweisen.

Aber als sie Bo ins Gesicht sah, wurde es ihr ganz weh ums Herz, und sie hatte großes Mitleid mit ihm. „Ach lieber Gott, er glaubt gewiß, Gertrud sei am Sterben! Er meint gewiß, es gebe keine Rettung mehr für sie, seit die Darlekarlier beschlossen haben, in Jerusalem zu bleiben,“ dachte sie.

Sie verstand auf einmal, wie sehr Bo Gertrud lieben mußte, und sagte zu sich selbst: „Es ist am besten, der Ärmste bleibt hier. Ich habe das Herz nicht, ihm zu verweigern, sie so lange als möglich zu sehen.“

Bo durfte also innerhalb der Tür stehen bleiben

und hörte so jedes Wort, das Gertrud sagte. Sie hatte kein so hohes Fieber, daß sie irre redete, aber sie sprach immerfort von Blumen und Flüssen, gerade wie die andern Kranken, und unaufhörlich klagte sie über den furchtbar brennenden Durst, der sie quäle.

Einmal goß Betsy Wasser in ein Glas und bot es ihr an, indem sie sagte: „Trink' von diesem Wasser, Gertrud, es ist nicht gefährlich."

Gertrud richtete sich ein wenig aus ihren Kissen auf, griff nach dem Glase und führte es an die Lippen. Aber ehe sie das Wasser gekostet hatte, warf sie den Kopf zurück. „Merkst du denn nicht, wie entsetzlich es riecht?" klagte sie. „Du willst mich sicherlich umbringen."

„Dies Wasser hat weder einen üblen Geschmack noch Geruch," sagte Betsy sanft. „Es ist ganz besonders gereinigt worden, damit die Kranken es ohne Gefahr trinken können."

Sie nötigte Gertrud, es zu trinken, diese aber stieß das Glas so heftig zurück, daß das Wasser auf die Bettdecke verschüttet ward.

„Ich meine, du könntest sehen, daß ich ohnehin schon krank genug bin, so daß du mich nicht noch zu vergiften brauchst," sagte sie.

„Es würde dir gewiß besser, wenn du das Wasser nur versuchtest," beharrte Betsy.

Gertrud gab keine Antwort, aber nach einer Weile begann sie zu schluchzen und zu weinen.

„Liebstes Kind, warum weinst du denn?" fragte Betsy.

„Es ist so schrecklich, daß niemand mir trinkbares Wasser verschaffen kann,“ klagte Gertrud, „daß ich hier liegen und verdursten muß, ohne daß jemand Barmherzigkeit mit mir hat!“

„Ach, du weißt wohl, daß wir dir gerne helfen würden, wenn wir nur könnten,“ sagte Betsy, indem sie der Kranken die Hand streichelte.

„Warum gebt ihr mir dann kein Wasser?“ schluchzte Gertrud. „Nichts andres als dieser entsetzliche Durst hat mich krank gemacht, und in dem Augenblick, wo ich gutes Wasser zu trinken bekäme, wäre ich gesund.“

„In ganz Jerusalem ist kein bessres Wasser aufzutreiben als dieses,“ sagte Betsy betrübt.

Aber Gertrud hörte nicht auf sie.

„Es würde mir gar nicht so schwer werden, wenn ich nicht wüßte, daß es dennoch gutes Wasser hier gibt,“ klagte sie. „Ach, daß ich hier verdursten muß, während sich in Jerusalem ein ganzer Brunnen voll frischen reinen Wassers findet!“

Bo fuhr zusammen, als er die Worte hörte und sah Betsy fragend an. Diese zuckte nur die Achseln ein wenig und schüttelte den Kopf. „Ach, das bildet sie sich nur ein,“ schien sie zu sagen.

Als aber Bo sie noch einmal fragend anschaute, machte Betsy einen Versuch, Gertrud dazu zu bringen, zu erklären, was sie meinte.

„Ich glaube nicht, daß sich irgendwo in Jerusalem Quellwasser findet,“ sagte sie.

„Wie merkwürdig, daß du so ein schlechtes Ge-

dächtnis hast," erwiderte Gertrud. „Oder bist du vielleicht damals nicht dabei gewesen, als wir den alten Platz besuchten, wo einst der Tempel der Juden gestanden hat?"

„Doch, da war ich dabei."

„Es war nicht in der Omarmoschee," sagte Gertrud sinnend, „nein, es war nicht in der schönen Moschee mitten auf dem Platze, sondern in der alten häßlichen, die an der einen Querseite liegt. Kannst du dich nicht erinnern, daß sich dort ein Brunnen befand?"

„Ja, dessen erinnere ich mich wohl," sagte Betsy, „aber ich verstehe nicht, warum du das Wasser dieses Brunnens für besser hältst, als irgend ein andres in der Stadt."

„Es ist recht schwer, daß ich so viel reden muß, während ich doch solch brennenden Durst leide," klagte Gertrud. „Du hättest doch wohl selbst behalten können, was Miß Young von dem Brunnen erzählte."

Es verursachte ihr wirklich Schmerzen, mit trockenen Lippen und brennendem Halse zu sprechen, aber ehe Betsy etwas erwidern konnte, war sie schon eifrig dabei, zu berichten, was sie über den Brunnen wußte.

„Dieser Brunnen ist der einzige in Jerusalem, der immer gutes Wasser hat," sagte sie. „Und es kommt daher, daß seine Quelle im Paradies entspringt."

„Ich möchte wohl wissen, woher du oder sonst jemand das wissen könnte," sagte Betsy mit leichtem Lächeln.

„Doch," fuhr Gertrud sehr ernsthaft fort, „ich

weiß es. Siehst du, Miß Young erzählte, in einem Sommer, bei einer fürchterlichen Dürre, sei einmal ein armer Wasserträger nach der Moschee gegangen, um Wasser zu holen. Er befestigte seinen Eimer an dem Haken des über dem Brunnen hängenden Seils und ließ ihn hinab. Aber als der Eimer auf dem Wasser aufschlug, fiel er aus dem Haken heraus und blieb auf dem Grunde des Brunnens liegen. Nun, und du verstehst doch wohl, daß der Mann seinen Eimer nicht verlieren wollte?"

„Ja, das verstehe ich sehr gut," sagte Betsy.

„Er holte also rasch ein paar andere Wasserträger herbei, und diese ließen ihn in den dunklen Brunnen hinab."

Hier richtete sich Gertrud auf den Ellenbogen auf und sah Betsy mit ihren fieberglühenden Augen an.

„Es ging sehr tief hinunter," fuhr sie fort, „und je weiter er hinab kam, desto mehr verwunderte er sich, denn ein sanftes Licht strömte ihm aus der Tiefe entgegen. Und als er endlich festen Grund unter den Füßen fühlte, hatte sich das Wasser verlaufen, und an seiner Stelle breitete sich der allerschönste Garten aus. Sonne und Mond schienen zwar nicht, aber ein schwaches Tageslicht ruhte darüber, sodaß er alles ganz deutlich sehen konnte. Das Merkwürdigste war, daß es aussah, als ob da unten alles schliefe. Die Blumen standen mit geschlossenen Kelchen, die Blätter hingen zusammengefaltet an den Zweigen, und das Gras lag lang auf der Erde. Die herrlichsten Bäume neigten

sich im Schlummer gegeneinander, und die Vögel saßen unbeweglich in den Wipfeln. Und nichts da unten war rot oder grün, sondern alles grau wie Asche, aber trotzdem war es, wie du dir denken kannst, wunderschön."

Gertrud erzählte sehr umständlich, als sei es ihr von größter Wichtigkeit, daß Betsy ihr glaube.

„Wie ging es dann aber dem Manne?" fragte Betsy.

„Ach, er war zuerst ganz verblüfft und fragte sich, wo er denn hingeraten sei, aber dann bekam er Angst, die Männer, die ihn heruntergelassen hatten, würden die Geduld verlieren, wenn er zu lange zögere. Aber ehe er sich wieder an die Oberwelt hinaufziehen ließ, ging er zu der Stelle hin, wo der schönste und größte Baum des ganzen Gartens stand, brach einen Zweig davon ab und nahm ihn mit."

„Wäre er doch lieber noch eine Weile dort geblieben!" sagte Betsy lachend.

Aber Gertrud ließ sich nicht stören, sondern fuhr fort:

„Als er wieder droben bei seinen Freunden war, erzählte er ihnen, was er gesehen, und zeigte ihnen auch den Zweig, den er mitgebracht hatte. Und denk dir, in demselben Augenblick, wo dieser an Luft und Licht kam, begann er Leben zu bekommen. Die Blätter breiteten sich aus; sie verloren ihre graue Farbe und wurden frisch und glänzend grün. Und als der Wasserträger und seine Freunde dies sahen, wurde es ihnen klar, daß er da unten in dem Garten des Para-

dieses gewesen war, der in der Erde unter Jerusalem liegt und schläft, bis er einst am Tage des jüngsten Gerichts in erneutem Leben und mit neuem Glanze an der Oberfläche der Erde emporsteigen wird."

Schwer nach Atem ringend, sank Gertrud nach diesen Worten in ihre Kissen zurück.

„Liebste Gertrud, es ermüdet dich zu sehr, wenn du so viel sprichst," sagte Betsy.

„Ich muß ja sprechen, damit du begreifst, warum es gerade in diesem Brunnen gutes Wasser gibt," seufzte Gertrud, „und nun bin ich auch gleich zu Ende mit meiner Erzählung. Natürlich hätte dem Manne kein Mensch geglaubt, daß er im Garten des Paradieses gewesen sei, wenn er nicht den Zweig mitgebracht hätte. Der aber war jeglicher Baumart, die die Menschen je gesehen hatten, vollständig unähnlich, und darum wollten seine Freunde nun auch schnell in den Brunnen hinabsteigen und das Paradies sehen. Aber siehe da, das Wasser war in den Brunnen zurückgekehrt, und ob die Männer auch noch so tief untertauchten, sie fanden keinen Grund."

„Ach so, und seit dem Wasserträger hat also nie wieder jemand das Paradies gesehen?"

„Nein, sonst niemand, und seit der Zeit ist auch das Wasser nie wieder verschwunden, so daß es keinem Menschen mehr gelungen ist, den Grund des Brunnens zu erreichen, obgleich es viele, ja unzählig viele versucht haben."

Gertrud stieß einen tiefen Seufzer aus; dann

begann sie von neuem: „Ach, ich glaube, der Grund ist der, daß wir das Paradies nicht in diesem Leben schon sehen sollen."

„Ja, so wird es wohl sein," gab Betsy zu.

„Aber das wichtigste für uns ist doch, zu wissen, daß es da unten im Schlafe ruht und auf uns wartet."

„Ja, so ist es."

„Und nun, Betsy, wirst du wohl auch verstehen, daß sich in diesem Brunnen, der seinen Ursprung im Paradiese hat, immer frisches, reines Wasser findet."

„Ach, liebste Gertrud, wenn ich dir doch nur von diesem Wasser, nach dem du dich so sehr sehnst, etwas verschaffen könnte," sagte Betsy mit wehmütigem Lächeln.

Gerade als Betsy dies sagte, öffnete eine ihrer kleinen Schwestern die Tür und winkte ihr.

„Betsy, Mutter ist krank geworden," sagte das Kind, „sie liegt zu Bett und verlangt nach dir."

Betsy sah bedenklich aus, sie wußte nicht, ob sie Gertrud verlassen dürfe. Aber im nächsten Augenblick hatte sie einen Entschluß gefaßt, und sich an Bo wendend, der noch immer an der Türe stand, sagte sie:

„Kannst du wohl hier bei Gertrud bleiben und auf sie acht geben, so lange ich weg bin?"

„Ja," antwortete Bo. „Ich werde über sie wachen, so gut ich kann."

„Versuch' es, sie zum Trinken zu bewegen, damit sie von der Einbildung frei wird, daß sie verdursten müsse," flüsterte Betsy im Weggehen.

Bo nahm nun Betsys Platz neben dem Bett ein, und Gertrud schien es ganz einerlei zu sein, ob er oder Betsy dasaß. Noch immer sprach sie von dem Paradiesesbrunnen, lächelte und malte sich aus, wie labend, erfrischend und rein dessen Wasser sein müßte.

„Siehst du, Bo, ich kann Betsy gar nicht davon überzeugen, daß das Wasser in diesem Brunnen besser ist als in jedem andern der Stadt," klagte sie. „Deshalb macht sie auch keinen Versuch, es mir zu verschaffen."

Bo war sehr nachdenklich und grüblerisch geworden.

„Ich denke eben darüber nach," sagte er, „ob ich nicht selbst hingehen und dir von diesem Wasser holen könnte."

Gertrud erschrak heftig und hielt ihn am Rockärmel fest, um ihn zurückzuhalten.

„Ach nein, daran darfst du nicht denken, ich klage nur Betsy gegenüber, weil ich so fürchterlichen Durst leide. Ich weiß ja recht wohl, daß sie mir von diesem Paradiesesbrunnen kein Wasser verschaffen kann; Miß Young sagte, die Muhamedaner hielten ihn so heilig, daß sie durchaus keinem Christen erlaubten, Wasser daraus zu schöpfen."

Bo schwieg eine Weile, aber er dachte immerfort über das Gehörte nach. „Ich könnte mich als Muhamedaner verkleiden," schlug er schließlich vor.

„Nein, du darfst an so etwas gar nicht denken," sagte Gertrud, „das ist sehr thöricht von dir."

Aber Bo wollte den Plan nicht fahren lassen.

„Wenn ich mit dem alten Schuhmacher rede, der drunten im Hofe sitzt und unsere Schuhe macht, dann leiht er mir vielleicht seine Kleider," sagte er.

Gertrud lag still und nachdenklich da. „Ist der Schuhmacher heute da?" fragte sie dann.

„Jawohl," antwortete Bo.

„Ach, es kann jedenfalls nichts daraus werden," seufzte Gertrud.

„Ich glaube, ich probiere es heute nachmittag, wenn keine Gefahr mehr ist, daß ich einen Sonnenstich bekommen könnte," sagte Bo.

„Aber hast du nicht furchtbare Angst? Du mußt nämlich wissen, daß die Muhamedaner dich totschlagen, wenn sie merken, daß du ein Christ bist."

„Ach, ich fürchte mich nicht, wenn ich nur ordentlich verkleidet bin mit einem roten Fez und weißem Turban, zerlumpten gelben Pantoffeln an den Füßen, und den Leibrock so hinaufgenommen, wie die Wasserträger ihn gewöhnlich haben."

„Aber worin willst du das Wasser holen?

„Ich nehme zwei von unsern großen kupfernen Kesseln und hänge sie an einem Joch über die Schultern," sagte Bo.

Er glaubte zu bemerken, daß Gertrud neues Leben bekommen hatte in dem Gedanken allein, daß er hingehen und von dem Wasser holen würde, obgleich sie immer noch Schwierigkeiten machte. Aber in demselben Augenblick ging ihm das volle Verständnis dafür auf, wie unmöglich das ganze Unternehmen war. „Ach,

lieber Gott," dachte er, „ich kann ja nicht hingehen und Wasser von dem Tempelplatze holen, denn die Muhamedaner halten ihn so heilig, daß ein Christ ihn kaum betreten darf. Die Brüder in der Kolonie würden mir gar nicht erlauben, so etwas auch nur zu versuchen, so gerne ich es auch täte. Und es würde auch nichts nützen, denn in diesem sogenannten Paradiesesbrunnen ist gewiß ebenso schlechtes Wasser wie sonst überall auch."

Während er dies bei sich überlegte, ward er sehr überrascht, denn Gertrud sagte zu ihm: „Es sind um diese Tageszeit auch nur ganz wenig Menschen auf der Straße."

„Nun erwartet sie gewiß, daß ich gehen soll," dachte Bo, „da sitze ich nun schön drinnen. Und Gertrud sieht ganz vergnügt aus; ich habe wirklich nicht den Mut, ihr zu sagen, wie unmöglich es ist."

„Ja, das ist wahr," sagte er dann zögernd; „bis zum Damaskustor würde gewiß alles ganz gut gehen, wenn ich nicht etwa einem der Kolonisten begegnete."

„Meinst du, sie würden dir verbieten, hinzugehen?" fragte Gertrud und sah ganz ängstlich aus.

Bo war eben im Begriff gewesen, etwas Derartiges zu sagen, um den ganzen Plan fallen lassen zu können, aber als er ihre Angst sah, hatte er das Herz nicht dazu.

„Nein, sie verbieten es mir nicht," sagte er munter, „sie erkennen mich ja gar nicht, wenn ich ihnen als Wasserträger verkleidet mit den großen

kupfernen Eimern, die mir um die Beine baumeln, entgegenkomme."

Gertrud sah nun beruhigter aus, und ihre Gedanken schlugen schnell eine andere Richtung ein.

„Sind denn die Eimer gar so groß?" fragte sie.

„Ja, du kannst dich darauf verlassen, daß du sie in vielen Tagen nicht austrinken kannst."

Hierauf lag Gertrud ganz still da, aber sie sah Bo mit einem Ausdruck an, der so recht innig darum flehte, daß er weiter reden solle; und er konnte ihr nicht widerstehen.

„Am Damaskustor ist es schlimmer für mich," sagte er, „und ich weiß nicht, wie ich mich durch das Menschengewühl hindurchwinden soll."

„Aber die andern Wasserträger können es ja auch," sagte Gertrud eifrig.

„Allerdings, aber es sind nicht nur Menschen, es sind auch Kamele da," sagte Bo, der alle möglichen Hindernisse aufzuzählen versuchte.

„Meinst du, du wirst da lange aufgehalten?" fragte die Kranke ängstlich.

Wieder ging es Bo wie vorher, er wagte es nicht, Gertrud zu sagen, daß der ganze Gang unmöglich sei, und so sagte er: „Wenn ich Wasser in den Eimern hätte, dann müßte ich wohl warten, aber da sie leer sind, kann ich schon zwischen den Leuten hindurchschlüpfen."

Nun schwieg Bo wieder; da streckte Gertrud ihre abgemagerte Hand aus und streichelte die seine ein

12*

paarmal. „Es ist so lieb von dir, daß du das Wasser für mich holst," sagte sie.

„Ach, Gott helfe mir! da sitze ich und mache ihr weis, daß es wirklich ausführbar sei," dachte Bo. Aber als Gertruds Hand die seinige noch immer liebkosend streichelte, fuhr er fort, ihr auszumalen, wie er seinen Weg fortsetzen würde. „Dann gehe ich ganz gerade aus, bis ich an die Via Dolorosa komme," sagte er.

„Ja, dort sind nie viele Menschen," sagte Gertrud vergnügt.

„Nein, da begegnet mir niemand, nur höchstens ein paar alte Nonnen," sagte Bo rasch, „und ich kann ohne Aufenthalt bis an den Serail und die Gefängnisse gelangen."

Hier verstummte Bo aufs neue, aber noch immer streichelte Gertrud leise seine Hand. Es war wie eine stumme Bitte, daß er fortfahren solle. „Ich glaube, sie fühlt den Durst weniger heftig, nur weil ich davon rede, daß ich auf dem Wege nach dem Wasser bin," dachte er. „Ich muß weiter berichten, wie es mir dabei ergeht."

„Bei den Gefängnissen gerate ich freilich wieder in Lärm und Gedränge hinein, denn wie gewöhnlich kommt die Polizei mit einem Dieb daher, der eingesperrt werden soll, und da steht immer ein ganzer Haufen Menschen davor, die die Sache bereden."

„Aber du machst doch, daß du so schnell als möglich vorüber kommst," sagte Gertrud eifrig.

„Nein, ich gehe nicht vorbei, denn da würden alle

schnell sehen, daß ich kein Eingeborener bin, nein, ich bleibe stehen und höre zu, als wolle ich erfahren, um was es sich handelt."

„Was könnte dir das nützen, da du doch nichts verstehst?"

„Ach soviel würde ich schon verstehen, daß es sich um einen handelt, der gestohlen hat."

„Wenn es dann all' den Leuten endlich klar geworden ist, daß sie von dem Dieb nichts weiter zu sehen bekommen, verteilt sich der Haufe, und ich wandre weiter. Nun muß ich nur noch durch ein dunkles Tor gehen, dann bin ich auf dem Tempelplatze. Aber ich bin überzeugt, daß mir, gerade während ich über ein kleines Kind, das mitten auf der Straße liegt und schläft, steige, irgend ein Bengel ein Bein stellt, sodaß ich stolpere, und da entfährt mir plötzlich ein schwedischer Fluch. Ich erschrecke natürlich furchtbar und schiele nach den Kindern hinüber, um zu sehen, ob sie etwas gemerkt haben. Aber sie liegen gleichgültig am Boden und wälzen sich im Schmutze wie zuvor."

Noch immer lag Gertruds Hand über Bos, und dadurch geriet er in ganz übermütige Laune, er fühlte, daß er, um ihr zu gefallen, das Unmöglichste sagen und tun könnte; es war ihm ganz, als erzähle er einem Kinde eine alte Sage, und es machte ihm nun selbst Spaß, seine Erählung mit allerlei Abenteuern auszuschmücken. „Nun muß ich so viel als möglich aus diesem Gange machen," dachte er, „denn sie freut

sich offenbar darüber, und später werde ich dann schon auf irgend eine Weise ablenken können."

„Ja, dann komme ich also auf den großen weiten Tempelplatz mitten in den Sonnenschein hinein," sagte er, „und ich sage dir, im ersten Augenblick vergesse ich alles, dich und den Brunnen und das Wasser, das ich holen will."

„Aber was in aller Welt widerfährt dir denn?" fragte Gertrud und lächelte ihn an.

„Gar nichts widerfährt mir," erwidert Bo mit vollkommener Sicherheit, „es ist nur plötzlich so hell und schön und friedvoll im Vergleich zu der schwarzen Stadt, von der ich komme, daß ich nichts weiter will, als stehen bleiben und mich umsehen. Und gerade vor mir steht die schöne Omarmoschee auf einer Erhöhung mitten auf dem Platze und gar viele Pavillons und Tore und Treppen und überbaute Brunnen ringsumher. Und dann alle die Erinnerungen! Wenn ich daran denke, daß ich auf dem alten Tempelplatz der Juden stehe, ja, da wünsche ich, daß die großen Steinplatten, die den Boden bedecken, sprechen könnten und mir erzählen, was hier geschehen ist!"

„Aber es ist vielleicht gefährlich, wenn du da stehen bleibst und so verwundert dreinschaust," sagte die Kranke.

„Gertrud möchte wohl, daß ich recht schnell mit dem Wasser zurückkomme," dachte Bo, „es ist sonderbar, wie eifrig sie ist, gerade als ob sie meinte, ich sei wirklich auf dem Wege nach dem Paradiesesbrunnen."

Aber in Wirklichkeit ging es Bo ganz ebenso, er war nun so eifrig bei seiner Erzählung, daß er den ganzen Tempelplatz vor sich sah und von seinen Abenteuern sprach, als habe er sie in der Tat erlebt.

„Ach, ich bleibe auch nicht lange stehen," sagte er, „sondern gehe an der Omarmoschee vorbei, desgleichen auch an den großen dunklen Zypressen, die auf der südlichen Seite stehen, sowie an dem großen Wasserbassin, von dem gesagt wird, es sei das eherne Meer vom Tempel Salomo. Und wo ich hinkomme, liegen Menschen auf den Steinfliesen ausgestreckt und lassen sich im Sonnenschein braten. Da spielen Kinder, da schlafen Faullenzer, und ein Derwischscheik sitzt auf dem Boden mit seinen Jüngern um sich her. Während des Sprechens biegt er den Oberkörper vor und zurück, und als ich seiner gewahr werde, muß ich unwillkürlich denken: So saß gewiß einst auch der Heiland hier auf dem Tempelplatz und lehrte seine Jünger. Und während ich dies denke, schaut der Derwischscheik auf und betrachtet mich. Und da erschrecke ich, das wirst du begreifen, denn er hat große schwarze Augen, die einem bis auf den Grund der Seele sehen."

„Wenn er nur nicht sieht, daß du kein richtiger Wasserträger bist," sagte Gertrud.

„Ach nein, er scheint über meinen Anblick gar nicht zu stutzen, aber gleich nachher muß ich an ein paar richtigen Wasserträgern vorüber, die an einem Brunnen stehen und Wasser heraufwinden. Sie rufen mich an, und ich wende mich um und mache ihnen ein Zeichen,

daß ich in die Moschee hineinmüsse. Und dann wird es ganz still hinter mir."

„Wie schrecklich, wenn sie merkten, daß du kein Muselmann bist."

„Ich wende mich noch einmal nach ihnen um, aber da haben sie mir den Rücken zugekehrt und reden unter sich."

„Sie haben vielleicht etwas gesehen, was ihnen wichtiger ist als du?"

„Ja, das glaube ich auch."

„Dann bin ich endlich an der alten Moschee El Aska, in der sich der Paradiesesbrunnen befindet," sagte Bo, „und da komme ich dicht an den zwei Pfeilern im Tor vorüber, die ganz nahe beieinander stehen, und von denen, wie du weißt, gesagt wird, daß nur allein ein Gerechter dazwischen hindurchgehen könne. Ja, sage ich vor mich hin, heute werde ich es gewiß nicht versuchen, mich zwischen den Pfeilern hindurchzudrängen, heute, wo ich im Begriff bin, Wasser zu stehlen."

„Wie kannst du so etwas denken," fiel Gertrud ihm ins Wort, „das ist doch das beste, was du in deinem ganzen Leben getan hast."

Gertrud lag nun in froher Erwartung mit leuchtenden Augen da. Sie hatte jetzt so hohes Fieber, daß sie Wirklichkeit und Einbildung nicht auseinanderhalten konnte, sondern war fest überzeugt, daß Bo tatsächlich auf dem Wege zum Paradiesesbrunnen sei, um Wasser zu holen.

„Dann schlüpfe ich aus den Pantoffeln heraus und gehe in die Moschee El Aska hinein," fuhr Bo fort. Er fand, daß es ihm merkwürdig leicht wurde, diese Geschichte auszuspinnen, aber er war sehr bange, wie er Gertrud schließlich mitteilen solle, daß er ihr in Wirklichkeit kein Wasser verschaffen könne.

„Und wenn ich hineingekommen bin, sehe ich gleich links den Brunnen zwischen einem ganzen Wald von Pfeilern. Es hängt eine Winde darüber mit einem Seil und einem Haken daran, so daß es keine Kunst ist, die Eimer hinabzulassen und sie mit Wasser zu füllen. Und ich sage dir, das Wasser, das ich aus dem Brunnen heraufziehe, ist ganz rein und glänzend hell. ‚Wenn Gertrud dies Wasser nur sieht und kostet, wird sie sicher gesund,' denke ich, während ich den Eimer heraufziehe."

„Ach, wenn du bloß bald damit heim kämst," sagte Gertrud.

„Ja, weißt du," fuhr Bo fort, „jetzt bin ich gar nicht mehr so beruhigt, als da, wo ich ankam. Jetzt, wo ich das Wasser habe, überfällt mich große Angst, es könne mir wieder genommen werden. Und wie ich mich nach der Tür umwende, um hinauszugehen, wird mir noch ängstlicher zu Mut, denn es ist mir, als höre ich rufen und schreien."

„Ach, was ist denn nur los?" fragte Gertrud, und Bo sah, wie sie vor Schrecken erblaßte. Aber seine Phantasie war durch das Interesse, das Gertrud

offenbar an seiner Erzählung nahm, ordentlich aufgestachelt, so daß er ausrief:

„Was los ist? Ja, das will ich dir gleich sagen! Ganz Jerusalem ist es, das auf mich einstürmt.“ Er hielt einen Augenblick den Atem an, wie um seine Bestürzung und seinen Schrecken auszudrücken und fuhr dann fort: „Ja, alle die da draußen müßig auf den Steinfließen lagen, stehen nun laut schreiend vor der Moschee El Aska. Und ihr Schreien ruft die Leute von allen Seiten herbei. Aus der Omarmoschee stürzt der höchste Tempelvorsteher heraus in großem Turban und Fuchspelz, und von den Eingängen kommen die Kinder gerannt, und von allen Ecken des Tempelplatzes laufen die Tagediebe herbei, die da herumlagen und schliefen. Und ich sehe nichts anders vor mir, als geballte Fäuste und schreiende Menschen und hoch erhobene Arme. Und vor meinen Augen ist ein Wirrwar von braungestreiften Mänteln und fliegenden Gewändern und roten Gürteln und von gelben Pantoffeln, die auf die Erde stampfen.“

Bo warf einen Blick auf Gertrud, während er dies berichtete. Sie unterbrach ihn mit keiner Frage, sondern hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, und in ihrer Angst richtete sie sich ein wenig von den Kissen auf.

„Ich verstehe natürlich kein Wort von all ihrem Geschrei,“ fuhr Bo fort, „aber so viel begreife ich immerhin, daß sie wütend sind, weil ein Christ es gewagt hat, Wasser aus dem Paradiesesbrunnen zu holen.“

Leichenblaß sank Gertrud in ihre Kissen zurück. „Ja, ich begreife gut, daß du mir kein Wasser bringen kannst," sagte sie beinahe tonlos.

„Nein, das ist nicht so leicht," dachte Bo in seinem Herzen, aber als er ihre Angst sah, wurde er aufs neue erweicht. „Ich glaube, ich muß es doch so einrichten, daß dies Paradieseswasser glücklich zu Gertrud kommt," dachte er.

„Nehmen sie dir nun das Wasser?" fragte Gertrud.

„Nein, im Anfang schreien sie nur alle durcheinander, denn sie wissen wohl selbst nicht recht, was sie wollen."

Bo hielt einen Augenblick inne, er wußte auch nicht recht, wie er sich aus der Klemme ziehen sollte. Da kam ihm Gertrud selbst zu Hilfe, indem sie sagte:

„Ich hatte gehofft, daß der, so am Boden saß und mit seinen Jüngern sprach, dich retten würde.

Da atmete Bo erleichtert auf. „Nein, daß du das erraten konntest!" rief er.

„Ich sehe nun, wie der Moscheevorsteher in dem schönen Fuchspelz den Leuten Befehle erteilt," fuhr er fort, „und sogleich ziehen einige von ihnen ihre Dolche aus den Gürteln und stürzen auf mich los. Es ist offenbar ihre Absicht, mich auf der Stelle umzubringen. Aber merkwürdig ist es doch, daß ich gar nicht um mein Leben besorgt bin, sondern nur eines fürchte, sie könnten mir das Wasser verschütten. Und wie die Männer nun wütend auf mich losstürzen, stelle ich natürlich die Eimer auf den Boden und mich selbst

davor. Und wie die Männer auf mich eindringen, strecke ich abwehrend die Arme aus und werfe sie zurück. Sie sehen ganz verdutzt aus, als sie zu Boden fliegen, denn sie hatten noch nie erfahren, was es heißt, mit einem Dalbauern anzubinden."

„Aber rasch sind sie wieder auf den Beinen, und das Getümmel wird immer größer. Nun sind es so viele Menschen, daß ich schon deutlich den Augenblick herannahen sehe, wo ich übermannt werde."

„Aber dann tritt er vor, der Derwischscheik, nicht wahr?" fiel Gertrud dazwischen.

Und schnell spann Bo den Gedanken weiter. „Ja, ganz still und würdig tritt er vor und spricht ein paar Worte zu der Volksmenge, die auch sofort davon abläßt, mir zu drohen und mich anzufallen."

„O, ich weiß so gut, so gut, was er dann tut!" rief Gertrud.

„Er heftet einen klaren, ruhigen Blick auf mich," fuhr Bo fort. „Und dann . . ." Bo versuchte etwas herauszubringen, aber er war ganz hilflos. „Ja, du hast es ja schon erraten," sagte er alsdann, um Gertrud zum Sprechen zu verlocken.

Gertrud sah den Auftritt deutlich vor sich, sie zögerte keinen Augenblick. „Dann schiebt er dich auf die Seite und schaut in deine Wassereimer hinein," sagte sie.

„Ja, ja, genau so ist es," sagte Bo.

„Er sieht in das Wasser aus dem Paradiesesbrunnen hinein," sagte Gertrud bedeutungsvoll. Aber

ehe sie noch ein weiteres Wort hinzugefügt hatte, war Bo, ohne daß er sich dessen bewußt war, so mitten in ihren Gedankengang drin, daß er auf einmal ganz deutlich vor sich sah, wie Gertrud sich den Ausgang des Abenteuers dachte, und wieder eifrig zu erzählen begann.

„Du verstehst doch, Gertrud, daß sich in den Eimern, als ich sie aus El Aska herausbrachte, nichts weiter befand als reines Wasser!"

„Nun und jetzt?"

„Ja, wie sich der Mann darüber beugt, sehe ich, daß ein paar Zweige darin herumschwimmen; war es nicht so?"

„Ja, ja, ich war überzeugt, daß es so gehen würde."

„Und an den Zweigen hängen zusammengerollte, aschgraue Blätter; ist es nicht so?"

„Ja, ich sehe es genau. Dieser Derwisch muß eine Art Wundertäter sein."

„Das ist er wohl," bekräftigte Bo, „und gut und barmherzig ist er auch."

„Wie er sich nun niederbückt, die Zweige herausnimmt und sie in die Höhe hält," sagte Gertrud, „da entfalten sich die Blätter und nehmen die schönste grüne Farbe an."

„Und dann bricht der ganze Volkshaufe in einen Schrei des Entzückens aus," fügte Bo schnell hinzu, „und mit den schönen Blättern in der Hand tritt der Derwisch zu dem Moscheevorstand. Und nun ist es

leicht zu erraten, was er sagt: ‚Dieser Christ hat ja Blätter und Zweige aus dem Paradies geholt. Versteht ihr nicht, daß er unter Gottes besonderem Schutz steht und daß ihr ihn nicht morden dürft?‘“

„Alsdann tritt er wieder zu mir, noch immer mit den leuchtenden Blättern in der Hand. Ich sehe, wie sie im Sonnenschein glänzen und die Farbe verändern, bald sind sie rot wie Kupfer, bald blau wie Stahl. Er hilft mir, das Joch wieder auf die Schultern zu nehmen, und bedeutet mir, daß ich gehen soll. Und ich gehe so schnell ich kann, aber ich kann es nicht unterlassen, mich mehrere Male umzusehen. Und er steht noch immer und hält die ihre Farbe wechselnden Blätter in die Höhe, und alles Volk steht atemlos mit starr auf ihn gerichteten Augen. Und so bleibt er stehen, bis ich aus dem Tempelplatz hinausgegangen bin.“

„Ach, Gott segne ihn!“ sagte Gertrud, Bo mit strahlendem Lächeln ansehend. „Nun kommst du wohl gut nach Hause?“

„Ja,“ antwortet Bo, „nun stellt sich mir kein Hindernis mehr in den Weg, nun komme ich glücklich nach Hause.“

In diesem Augenblick richtete Gertrud erwartungsvoll den Kopf auf und lächelte aufs neue. „Ach lieber Gott, sie meint gewiß, ich habe das Wasser hier,“ dachte Bo. „Ach, es ist furchtbar schlecht von mir, daß ich sie so angeführt habe. Sie stirbt gewiß, wenn ich ihr sage, daß das Wasser, nach dem sie sich so heiß sehnt, gar nicht zu haben ist.“

In seiner Angst ergriff er das Wasserglas, das auf dem Tisch stand, dasselbe, das Betsy vor einer Weile Gertrud angeboten hatte, und reichte es ihr.

„Willst du nun das Wasser aus dem Paradies kosten, Gertrud?“ sagte er mit vor Erwartung bebender Stimme. Er erschrack beinahe, als er sah, wie Gertrud sich aufrichtete und mit beiden Händen nach dem Glase faßte. Mit großer Begier trank sie das halbe Glas auf einen Zug aus.

„Gott segne dich,“ sagte sie, „nun werde ich wohl wieder gesund werden.“

In einer Weile bekommst du mehr davon,“ sagte Bo.

„Ich will, daß du den andern Kranken ebenfalls von diesem Wasser gibst, damit auch sie gesund werden,“ sagte Gertrud.

„Nein,“ erwiederte Bo, „das Wasser aus dem Paradies ist nur für dich allein. Niemand sonst darf davon trinken.“

„Aber du selbst mußt doch wenigstens versuchen, wie gut es ist,“ sagte Gertrud.

„Ja, das will ich gerne.“ Und Bo nahm das Glas aus Gertruds Hand, drehte es so, daß seine Lippen an dieselbe Stelle kamen, die die ihrigen vorher berührt hatten, und sah Gertrud an, deren Augen vor Glück strahlten.

Aber ehe er das Glas geleert hatte, war Gertrud auf das Kissen zurückgesunken und leicht und augenblicklich, wie ein Kind, eingeschlafen.

Ingmar Ingmarsson

An einem Sonntagnachmittag, als die Dalekarlier schon anderthalb Jahre in Jerusalem zugebracht hatten, waren sie mit den andern Kolonisten beim Gottesdienst versammelt. Es ging auf Weihnachten zu, und der Winter hatte begonnen, aber die Tage waren sehr warm und mild, so daß man die Fenster in dem großen Versammlungssaal offen stehen lassen konnte.

Während nun eins der Sankeylieder gesungen wurde, ertönte plötzlich die Glocke an der Haustüre. Es war ein schwaches, demütiges Klingeln, nur ein einziger Schlag, und wenn die Fenster nicht offen gewesen wären, hätte es niemand gehört. Einer der jungen Männer, die an der Tür saßen, ging, um zu öffnen, und dann dachte niemand weiter darüber nach, wer wohl gekommen sein könnte.

Nach einer Weile ließen sich schwere Tritte vernehmen, die langsam und vorsichtig die Marmortreppe emporkamen. Als der sich Nähernde die oberste Stufe erreicht hatte, machte er einen langen Aufenthalt. Er schien still zu stehen und zu überlegen, ehe er mit noch deutlicherem Zögern über den Marmorboden in den großen offenen Flur vor dem Versammlungssaal ging. Schließlich legte er die Hand auf die Klinke und drückte sie nieder. Dabei öffnete sich eine kaum einen Viertelzoll breite Spalte, und weiter schien der Draußenstehende nicht gehen zu wollen.

Als sich die Schritte zuerst vernehmen ließen, dämpften die Schweden ganz unwillkürlich die Stimmen, um besser hören zu können, und nun wandten alle das Gesicht dem Eingang zu. Diese vorsichtige Art, eine Tür zu öffnen, war ihnen so wohlbekannt. Sie vergaßen ganz, wo sie sich befanden, und es war ihnen, als säßen sie daheim in Dalarne in einem ihrer eignen kleinen Häuser. Aber im nächsten Augenblick kamen sie wieder zu sich und schauten aufs neue in ihre Gesangbücher hinein.

Nun glitt die Tür langsam und lautlos zurück, jedoch ohne daß der, der draußen stand, sich schon sehen ließ. Die Ingmarstochter Karin und mehrere der anderen Frauen fühlten, wie ihnen das Blut ins Gesicht stieg und eine tiefe Röte wie eine Wolke darüber hinzog, während sie sich alle Mühe gaben, ihre Gedanken beisammen zu halten und dem Gesang zu folgen. Die Männer aber begannen lauter zu singen, mit stärkerem Baß als zuvor, ohne sich darum zu kümmern, ob sie den Ton hielten.

Endlich, als die Tür ungefähr einen halben Fuß breit offen stand, wurde ein großer, häßlicher Mann sichtbar, der sich durch den schmalen Spalt hindurchzudrängen versuchte. Mit einer überaus demütigen Haltung trat er ein, und in seiner Angst, den Gottesdienst zu stören, wagte er nicht vorzutreten, sondern blieb mit gesenktem Kopf und gefalteten Händen dicht an der Schwelle stehen.

Er trug einen Anzug aus feinem schwarzem Tuch,

der aber schlottrig und faltig auf seinem Körper hing. Die Hände, die aus den zerknitterten Manschetten hervorsahen, waren schwielig mit hoch aufgelaufenen Adern unter der Haut. Er hatte ein großes, sommersprossiges Gesicht mit ganz weißen Augenbrauen, einer stark hervorgeschobenen Unterlippe und einem scharfen Zug um den Mund.

In dem Augenblick, wo der Ankömmling in die Tür trat, stand Ljung Björn von seinem Sitz auf und sang stehend weiter. In der nächsten Sekunde erhoben sich von den Dalekarliern alte und junge und sangen auch stehend, ganz wie Ljung Björn. Ihre Augen waren fortgesetzt auf die Gesangbücher geheftet, und kein Lächeln erhellte ihre Gesichter; nur hin und wieder glitt ein verstohlener Blick zu dem Manne an der Türe hin.

Aber der Gesang wurde auf einmal lauter, wie ein Feuer, das, von einem Windstoß angefacht, plötzlich hell auflodert. Die vier Ingmarstöchter, die alle schöne Stimmen hatten, übernahmen die Leitung, und die Töne erklangen in Jubel und Kraft wie noch nie zuvor.

Und die Amerikaner schauten verwundert auf die Leute von Dalarae, denn, ihnen selbst vielleicht unbewußt, hatten alle schwedisch gesungen.

Zweite Abteilung

Die Svenstochter Barbro

Am Tage nach Ingmars Ankunft in Jerusalem saß die Ingmarstochter Karin wie gewöhnlich allein in ihrem Zimmer. Den ganzen vorhergehenden Abend hatte sie vor lauter Freude über das Wiedersehen mit Ingmar im Versammlungssaal zugebracht und an der allgemeinen Unterhaltung teilgenommen. Aber nun war die alte Erstarrung wieder über sie gekommen; steif und aufrecht saß sie in Halfvors Lehnstuhl und starrte geradeaus, ohne sich mit irgend einer Arbeit zu beschäftigen.

Da ging die Tür auf, und Ingmar trat ein. Karin bemerkte es nicht, bis er dicht vor ihr stand. Sie wurde verlegen, weil der Bruder sie so ganz und gar müßig hier sitzen gesehen hatte, das Blut stieg ihr ins Gesicht und hastig griff sie nach ihrem Strickstrumpf.

Ingmar nahm auf einem Stuhl Platz und blieb ganz still sitzen, ohne Karin anzusehen, und dieser fiel es plötzlich ein, daß alle die Dalleute gestern mit Ingmar nur darüber gesprochen hatten, wie es ihnen selbst in Jerusalem ging, Ingmar aber nicht einem gesagt

hatte, wie es ihm selbst gehe oder warum er sie aufgesucht habe. „Wahrscheinlich will er nun mit mir darüber sprechen," dachte Karin.

Ingmar bewegte die Lippen ein paar mal, als wolle er ein Gespräch beginnen, aber kein Laut drang hervor. Indessen betrachtete Karin den Bruder. „Es ist geradezu schrecklich, wie sehr er gealtert ist," dachte sie. „Vater hatte kaum tiefere Furchen auf der Stirn, und er war doch ein alter Mann. Entweder ist Ingmar krank gewesen oder er hat etwas recht Schweres durchmachen müssen, seit ich ihn zuletzt gesehen habe."

Und Karin begann sich zu fragen, was wohl Ingmar widerfahren sei. Sie hatte eine dunkle Erinnerung, daß die Schwestern aus einem Brief einmal etwas vorgelesen hatten, was ihn betraf, aber sie war in ihren eignen Schmerz so versunken gewesen, daß alles, was in der Außenwelt vor sich ging, an ihr vorübergeglitten war, als etwas, womit sie nichts zu schaffen hatte.

Auf die ihr eigene vorsichtige Art versuchte nun Karin, Ingmar zu bewegen, ihr mitzuteilen, wie es ihm gehe und warum er nach Jerusalem gereist sei. „Es ist gut, daß du zu mir kommst, damit ich höre, wie es im Dorf daheim steht," sagte sie.

„Ja," antwortete Ingmar, „ich kann mir denken, daß du über vieles Bescheid haben möchtest."

„Bei unsern Leuten ist es von jeher Sitte gewesen," begann Karin langsam, wie jemand, der versucht, sich in eine Sache hineinzuversetzen, die ihm seit

lange aus dem Gedächtnis entschwunden war, „daß sie jemand haben mußten, nach dem sie sich richten konnten, einmal war es Vater, dann Halfvor, und längere Zeit auch der Schulmeister. Ich möchte wohl wissen, wer es jetzt ist?"

Kaum hatte Karin diese Frage an Ingmar gerichtet, als dieser die Augen niederschlug und sich vollständig schweigend verhielt, ohne eine Miene zu verziehen.

„Vielleicht ist der Herr Pfarrer nun der Leitende bei euch geworden?" riet Karin weiter.

Ingmar saß steif und gerade und antwortete noch immer nicht.

„Im stillen habe ich gedacht, Per, Ljung Björns Bruder, werde nun wohl der erste im Dorf sein," forschte Karin weiter, aber auch diesmal erhielt sie keine Antwort.

„Ich weiß ja wohl," begann sie von neuem, „es war von jeher Sitte, daß sich die Leute nach dem Herrn des Ingmarshofs richteten, aber es kann niemand verlangen, daß sie sich von einem regieren lassen, der so jung ist wie du."

Sie hielt inne, und nun endlich gab Ingmar Antwort.

„Du weißt doch, daß ich noch zu jung bin, um in den Gemeinderat oder als Schöffe gewählt zu werden."

„Man kann auch regieren, ohne viele Ämter zu haben."

„Ja, das kann man," stimmte Ingmar bei.

Als Ingmar dies sagte, fühlte Karin ein Gefühl der Freude in sich aufsteigen. „Ach, ich frage ja all diesem nichts mehr nach," dachte sie; aber sie konnte es doch nicht unterlassen, sich darüber zu freuen, daß die alte Macht und das Ansehen des Geschlechts auf Ingmar übergegangen waren. Sie richtete sich auf und sprach nun in einem selbstbewußteren Tone als vorher:

„Ich kann mir wohl denken, daß die Leute so verständig waren und begriffen, daß du recht tatest, als du den Hof übernahmst."

Ingmar sandte Karin einen langen Blick; er verstand, was unter ihren Worten verborgen lag. Sie hatte wohl gefürchtet, daß er der Verachtung der Dörfler ausgesetzt sei, weil er Gertrud aufgegeben hatte.

„Nein auf diese Weise hat mich Gott nicht gestraft," sagte er.

„Wenn es nicht dies ist, so ist es etwas anderes Schweres, das ihm widerfahren ist," dachte Karin. Sie mußte eine Weile still nachdenken, nur mit großer Mühe konnte sie sich in die Gedanken und Gefühle, die sie in dem alten Lande gehabt hatte, hineinversetzen.

„Ich möchte wissen, ob noch jemand im Dorf ist, der an unsrer Lehre festhält?" fragte sie dann.

„Höchstens einer oder zwei, mehr nicht."

„Ich habe immer gedacht, es werde noch jemand den Ruf Gottes vernehmen und uns nachfolgen," sagte Karin, indem sie den Blick forschend auf Ingmar richtete.

„Nein,“ erwiderte Ingmar, „so viel ich weiß, ist niemand mehr berufen worden.“

„Gestern, als ich dich sah, dachte ich, du selbst werdest die Gnade erfahren haben,“ sagte Karin.

„Nein, aus diesem Grunde bin ich nicht hier.“

Karin schwieg eine Weile, ehe sie weitere Fragen stellte; dann begann sie schüchterner, wie ängstlich vor der Antwort, die sie erhalten könnte: „Nun denkt wohl daheim niemand mehr an uns hier draußen?“

Hierauf antwortete Ingmar wieder mit einer gewissen Verlegenheit: „Man trauert allerdings jetzt weniger als im Anfang,“ sagte er.

„Ach so, hat man um uns getrauert? Ich glaubte, es müßte eher eine Erleichterung gewesen sein, uns los zu werden?“

„O ja, viele haben um euch getrauert,“ erwiderte Ingmar eifriger, „und es dauerte sehr lange, bis die Leute, die eure Nachbarn gewesen waren, sich an die Menschen, die in eure Wohnungen hineinzogen, gewöhnten. Ich weiß, daß Ljung Björns Nachbarin, Börs Berit Per, im Winter jeden Abend um das Haus herumschlich, wo er gewohnt hatte.“

Sehr langsam sprach Karin ihre nächste Frage aus. „Dann war wohl Börs Berit die, die am meisten von allen um uns trauerte?“

„O nein,“ sagte Ingmar mit scharfer Stimme, „es gab einen, der im Herbst jeden Abend, sobald es dunkel war, den Fluß hinabruderte bis zum Schulhause hin und sich dort am Ufer auf einen Stein setzte, wo

Gertrud zu sitzen pflegte, wenn sie den Sonnenuntergang betrachtete."

Nun glaubte Karin zu wissen, warum Ingmar gealtert war, und rasch wechselte sie den Gesprächsgegenstand. „Besorgt deine Frau den Hof, so lange du fort bist?" fragte sie.

„Ja," antwortete Ingmar.

„Ist sie eine gute Hausmutter?"

„Ja," antwortete Ingmar noch einmal.

Karin strich mit der Hand über ihre Schürze, ehe sie weiter redete. Sie glaubte sich nun zu erinnern, daß die Schwestern erzählt hatten, es stehe nicht gut zwischen Ingmar und seiner Frau.

„Habt ihr ein Kind?" fragte sie schließlich.

„Nein, wir haben kein Kind," antwortete Ingmar.

Nun war Karin ratlos; wieder und wieder glättete sie ihre Schürze. Es widerstrebte ihr, Ingmar gerade heraus zu fragen, warum er gekommen sei; das war niemals Sitte auf dem Ingmarshof gewesen. Da kam ihr Ingmar selbst zu Hilfe.

„Barbro und ich wollen uns scheiden lassen," sagte er mit harter Stimme.

Karin fuhr auf; auf einmal war sie ganz so, als säße sie noch als Hausmutter daheim auf dem Ingmarshofe. Sie erinnerte sich an nichts mehr, als an ihre alten Ansichten und Gefühle.

„Gott bewahre dich vor dem, was du sagst!" rief sie. „Noch niemals ist einer aus unserm Geschlecht geschieden worden!"

„Es ist schon geschehen,“ sagte Ingmar. „Beim Herbstthing sind wir für ein Jahr von Tisch und Bett geschieden worden. Wenn das Jahr vorüber ist, müssen wir um richtige Scheidung einkommen.“

„Was hast du denn gegen sie?“ fragte Karin. „Du kannst keine reichere oder angesehenere Frau bekommen.“

„Ich habe nichts gegen sie,“ sagte Ingmar ausweichend.

„Will sie sich denn von dir scheiden lassen?“

„Ja,“ antwortete Ingmar, „sie ist es, die sich scheiden lassen will.“

„Wenn du so gegen sie gewesen wärest, wie es sich gehört, so würde sie keine Scheidung verlangen,“ sagte Karin heftig.

Mit hartem Griff erfaßte sie die Armstützen ihres Lehnstuhls, sie war sehr erregt, das zeigte sich am deutlichsten daran, daß sie nun von Halfvor zu sprechen begann.

„Es ist nur gut, daß Vater und Halfvor tot sind, so daß sie bei diesem nicht mehr dabei sein müssen,“ sagte sie.

„Ja, es ist gut für alle, die tot sind,“ sagte Ingmar.

„Und nun bist du Gertruds wegen hier!“ rief Karin.

Ingmar gab keine Antwort, er senkte nur den Kopf.

„Es wundert mich nicht, daß du dich schämst,“ fuhr die Schwester fort.

„An dem Tag, wo der Ingmarshof verkauft wurde, da habe ich mich geschämt.“

„Was meinst du wohl, was die Leute darüber sagen werden, daß du ausziehst und um eine andere freist, ehe du von der ersten richtig geschieden bist?“

„Es durfte keine Zeit verloren werden,“ sagte Ingmar leise, „ich mußte hierher reisen, um mich Gertruds anzunehmen; es kam ein Brief zu uns, in dem stand, daß sie nahe daran sei, verrückt zu werden.“

„O, deshalb hättest du dir keine Mühe zu machen brauchen,“ erwiderte Karin heftig, „es gibt hier Leute, die sie unter bessere Obhut nehmen, als du es kannst.“

Es wurde eine Weile ganz still im Zimmer, dann stand Ingmar auf. „Ich hatte mich auf einen andern Ausgang dieses Gesprächs gefaßt gemacht,“ sagte er und legte dabei eine solche Würde in sein Auftreten, daß Karin unwillkürlich eine ähnliche Hochachtung vor ihm fühlte, wie einst vor dem Vater.

„Ich habe Gertrud und auch Storms, die mir wie Vater und Mutter gewesen sind, großes Unrecht zugefügt und glaubte nun, du werdest mir helfen, es wieder gut zu machen.“

„Du willst wohl dem ersten Übel nun noch ein zweites hinzufügen, indem du deine dir rechtmäßig angetraute Frau verläßest,“ sagte Karin heftig. Sie suchte ihren Zorn mit bösen Worten aufrecht zu erhalten, denn sie begann zu fürchten, Ingmar könne sie dazu bewegen, die Sache mit seinen Augen zu betrachten.

Ingmar aber antwortete nicht auf ihre Worte über seine Frau, er sagte nur:

„Ich glaubte, du würdest dich freuen, daß ich nun Gottes Wege zu gehen versuche.“

„Soll ich mich darüber freuen, daß du Heimat und Hausfrau verlässest, um deiner Liebsten nachzulaufen?“

Leise ging Ingmar nach der Tür. Er sah müde und angegriffen aus, zeigte aber keinen Zorn; nein, er sah nicht aus wie jemand, der von einer großen, unbändigen Liebe getrieben wird.

„Wenn Halfvor noch lebte, so würde er dir raten, wieder heimzureisen und dich mit deiner Frau zu versöhnen, das weiß ich gewiß,“ sagte Karin.

„Ich habe vollständig aufgehört, nach menschlichem Rat zu handeln,“ erwiderte Ingmar.

Nun stand Karin auch auf; sie war aufs neue erbittert, weil Ingmar andeutete, daß er nach Gottes Geboten handle. „Ich glaube nicht, daß Gertrud jetzt noch in der Weise an dich denkt wie früher,“ sagte sie.

„Ja, ich weiß wohl, daß hier in der Kolonie niemand ans Heiraten denkt,“ sagte Ingmar, „aber ich wollte es jedenfalls versuchen.“

„Ja, du brauchst dich freilich nicht darum zu kümmern, was die Gemeindeglieder einander versprochen haben,“ unterbrach ihn Karin, „aber du wirst wohl mehr Gewicht darauf legen, wenn ich dir sage, daß Gertrud ihre Neigung einem andern zugewendet hat.“

Ingmar war nun dicht vor der Tür. Als er diese Worte hörte, hielt er inne und streckte tastend die Hand aus, als könne er das Schloß nicht sehen, aber er wandte Karin das Gesicht nicht zu. Es dauerte auch keine Sekunde, da nahm Karin ihre Worte zurück.

„Gott soll mich bewahren, zu behaupten, daß eins von uns einen andern Menschen mit fleischlicher Liebe lieben könnte," sagte sie, „aber ich glaube, Gertrud liebt jetzt den geringsten Bruder in der Kolonie mehr als dich, der du nicht dazu gehörst."

Da stieß Ingmar einen tiefen Seufzer aus; schnell machte er die Tür auf und ging hinaus.

Karin blieb noch eine Weile in tiefes Grübeln versunken sitzen, dann erhob sie sich, glättete ihr Haar, band das Kopftuch darüber und ging, um mit Mrs. Gordon zu reden.

Offen berichtete Karin Mrs. Gordon, warum Ingmar gekommen war. Sie riet der Vorsteherin, Ingmar nicht in der Kolonie verbleiben zu lassen, wenn sie nicht Gefahr laufen wolle, eine ihrer Schwestern zu verlieren. Aber nun geschah es, daß Mrs. Gordon, während Karin sprach, am Fenster saß und in den Hof hinunter sah, wo Ingmar eben an einer Säule lehnte und hilfloser und linkischer aussah als je; und da flog ein leichtes Lächeln über Mrs. Gordons Gesicht.

Sie erwiderte Karin, daß sie nur ungern jemand aus der Kolonie wegweise, am allerwenigsten aber den, der so weit hergekommen sei und so viele Verwandte

unter den Kolonisten habe. Wenn nun Gott Gertrud eine Prüfung schicke, sagte sie, so müsse man sich wohl hüten, zu verhindern, daß sie sie durchmache.

Karin verwunderte sich über diese Antwort. In ihrem Eifer trat sie näher zu Mrs. Gordon und konnte nun sehen, wen Mrs. Gordon da unten mit einem Lächeln betrachtete. Aber ihrerseits sah Karin nur, wie ähnlich Ingmar dem Vater geworden war, und so böse sie auch auf ihn war, verdroß es sie doch, daß Mrs. Gordon nicht begriff, daß ein Mensch, der ein solches Aussehen hatte, in erster Linie ein Mann war und mehr Klugheit und Tüchtigkeit besaß als andre Menschen.

„Nun ja," sagte sie, „Sie können ihn wohl hier bleiben lassen, denn der dort richtet es jedenfalls so ein, daß es geht, wie er will."

* * *

Am Abend desselben Tages waren die meisten der Kolonisten in dem großen Saal versammelt. Sie hatten es da äußerst behaglich und angenehm. Einige sahen dem Treiben der fröhlich spielenden Kinder zu, andre plauderten miteinander über die Vorkommnisse des verflossenen Tages, wieder andre zogen sich in eine Ecke zurück und lasen einander aus amerikanischen Zeitschriften vor. Als Ingmar Ingmarsson diesen großen, hellerleuchteten Saal sah und die vielen glücklichen und vergnügten Gesichter, konnte er nicht umhin, zu denken: „Sicherlich sind die Leute aus Dalarne hier

glücklich und sehnen sich nicht zurück in die Heimat. Diese Amerikaner verstehen es viel besser als wir, es für sich und andere behaglich zu machen. Ja, dieses gute Zusammenleben ist der Grund, warum die Kolonisten alle Sorgen und Entbehrungen ertragen können, das ist mir vollkommen klar. Allerdings müssen sich die, so früher einen ganzen Hof besessen haben, nun mit einem einzigen Zimmer begnügen, aber dafür haben sie auch viel mehr Freude und Unterhaltung als vorher. Und dann haben sie unglaublich viel gesehen und gelernt. Von den Erwachsenen will ich nicht sprechen, aber es kommt mir geradezu vor, als ob sich hier kein noch so kleines Kind fände, das nicht viel mehr wüßte als ich."

Mehrere der Bauern traten zu Ingmar und fragten ihn, ob er nicht finde, daß sie es gut hätten. „Ja," sagte Ingmar, „ich kann es nicht leugnen."

„Du glaubtest wohl, wir wohnten in Höhlen hier?" sagte Ljung Björn.

„Ach nein, ich wußte wohl, daß es so schlimm nicht war," antwortete Ingmar.

„Aber so viel wir hörten, waren doch dergleichen Gerüchte daheim verbreitet worden."

An diesem Abend wurde Ingmar sehr ausgefragt, wie es im Heimatdorf stehe. Einer nach dem andern kam herbei, setzte sich neben ihn und erkundigte sich nach seinen Nächsten, und beinahe alle fragten nach der Gunnarstochter Eva.

„Sie ist munter und gesund," sagte Ingmar,

„und nie trifft sie mit jemand zusammen, ohne daß sie über die Hellgumianer loszieht.“

Unter den Anwesenden fiel Ingmar ein junger Mann auf, der sich den ganzen Abend in seiner Nähe aufhielt, ihn aber nicht anredete. „Ich möchte wissen, wer das sein kann, der mir so auffallend gleicht und mich so böse ansieht, als ob er große Lust hätte, mich aus dem Zimmer hinauszuwerfen?“ dachte Ingmar. Schließlich kam er darauf, daß es wohl sein Vetter Bo sein müsse, der jahrelang in Amerika gewesen war.

Ingmar trat nun zu Bo und richtete ihm Grüße von seinen Eltern aus. Bo stellte zuerst einige Fragen über seine eigene Heimat, dann aber wollte er wissen, wie es dem Schulmeister gehe. Da wurde es still um Ingmar her; bis jetzt hatte es niemand gewagt, mit ihm über Storms zu reden, und Ingmar sah, wie einige der Anwesenden Bo anstießen, damit er von etwas andrem spreche. Aber Ingmar antwortete ruhig, daß es dem Schulmeister gut gehe und er im Sinne habe, im nächsten Jahr in den Ruhestand zu treten. Alsdann fügte Ingmar hinzu:

„Es freut mich, daß du noch an den Schulmeister denkst, obgleich er in der Schule sehr hart gegen dich gewesen ist.“

Alle begannen zu lachen, denn sie erinnerten sich daran, wie oft Storm über Bos Dummheit geklagt hatte. Bo aber machte kehrt und verschwand, ohne noch weitere Fragen zu stellen.

Der alte Korporal Fält hatte wie gewöhnlich

einen Teil der Kinder um sich und erzählte ihnen Geschichten. Ingmar hatte Fält nicht mehr gesehen, seit er ein Kinderfreund geworden war; er verwunderte sich sehr darüber und trat näher, um zu hören, was Fält den Kleinen mitzuteilen habe. Da hörte er, daß der Alte erzählte, wie er in seiner Jugend einmal in einer Donnerstagsnacht an die Kirchentür geklopft und die Toten beschworen habe.

Die Ingmarstochter Märta betrachtete die Kinder, die um Fält versammelt waren, und sah, daß sie vor Angst ganz bleich geworden waren.

„Du darfst ihnen keine Gespenstergeschichten erzählen, Fält,“ sagte sie streng. „Erzähl lieber etwas Nützliches und Lehrreiches.“

Der Alte überlegte eine Weile, dann sagte er:

„Ich will berichten, was mir meine Mutter einst erzählt hat, als sie mich lehren wollte, menschlich mit den Tieren umzugehen.“

„Ja, tu das,“ sagte Märta, indem sie sich entfernte; Ingmar aber blieb stehen und hörte zu.

„Daheim in Dalarne,“ begann Fält, „gibt es eine Kätnerhütte, die der Sorgenhügel heißt, und sie hat ihren Namen daher, weil einmal ein sehr böser und schlechter Mann darin gewohnt hat.“

Kaum hatte Fält diese Worte gesagt, als Ingmar näher rückte; er trat ein paar Schritte vor, um besser hören zu können.

„Der Mann war einer von denen, die dem Pferdetausch obliegen,“ fuhr Fält fort, „er reiste von

einem Jahrmarkt zum andern, um Pferde zu vertauschen, und ging dabei sehr schlecht mit seinen Tieren um. Den Pferden, die dafür bekannt waren, daß sie den Koller hatten, malte er weiße Blessen auf die Stirn, damit die Leute sie nicht wieder erkennen konnten, und manchmal gab er einer alten Schindmähre etwas zu fressen, das machte, daß sie gerade solange wohlgenährt und glänzend aussah, als er brauchte, um sie zu vertauschen. Aber am schlimmsten behandelte er die Pferde, wenn er sie zur Probe vorfuhr. Da ergriff ihn eine wahre Raserei; er hieb und peitschte auf sie los, daß die armen Tiere auf dem Rücken wie geschunden waren, und bei jedem Schlag das rote Fleisch hervorsah.

Einmal nun hatte dieser Mann auf einem Jahrmarkt einen ganzen Tag hindurch alle möglichen Versuche gemacht, ohne daß es ihm gelungen war, einen Tauschhandel zustande zu bringen. Das kam teils daher, daß die Leute schon zu oft von ihm geprellt worden waren und sich deshalb scheuten, etwas mit ihm zu tun zu haben, teils war das Pferd, das er gerne vertauscht hätte, so alt und schlecht, daß es niemand haben wollte.

Als es Abend wurde, konnte der Mann immer noch nicht einsehen, daß er an diesem Tag kein Geschäft machen würde. Ehe er heimfuhr wollte er daher noch einen letzten Versuch machen und jagte sein Pferd mit solch greulicher Schnelligkeit über die Jahrmarktswiese hin, daß die Umstehenden meinten, es müsse jeden

14*

Augenblick zu Boden stürzen. Während des wildesten Jagens gewahrte der Mann plötzlich einen andern, der ein schönes schwarzes Fohlen fuhr, und zwar ebenso schnell wie er selbst, ohne daß es dem Tier die geringste Anstrengung zu verursachen schien.

Kaum hatte der Pferdehändler angehalten und war aus seinem Wagen gestiegen, als der Mann, der das gute Pferd fuhr, zu ihm trat; er war von kleiner schmächtiger Gestalt, mit einem schmalen Gesicht und einem spitzigen Knebelbart. Auch war er ganz schwarz gekleidet, und der Pferdehändler konnte weder an der Art des Tuchs noch an dem Schnitt erkennen, aus welchem Bezirk er stammte.

Der Pferdehändler merkte bald, daß der Mann sehr einfältig war, denn er erzählte, er habe daheim ein braunes Pferd und wolle nun den Rappen gern vertauschen, um ein gleichfarbiges Gespann zu haben. „Das Pferd, das du eben fuhrst, würde in der Farbe sehr gut passen," sagte er, „und ich möchte es haben, wenn es sonst gut ist. Aber du mußt ehrlich sein und mir kein schlechtes Tier aufhängen, denn ich verstehe mich auf nichts so wenig wie auf den Pferdehandel."

Und natürlich überließ der Pferdehändler dem Schwarzgekleideten schließlich seine Mähre und nahm dessen gutes junges Pferd dafür. In seinem ganzen Leben hatte er noch kein so wohlgestaltetes Tier eingespannt. „Noch nie hat ein Tag so schlecht begonnen und so gut geendet," sagte er, als er sich in seinen Karren setzte, um heimzufahren.

Es war nicht sehr weit von dem Jahrmarkt bis zu seinem Hause, und er erreichte es noch während der Dämmerung. Als er in den Garten einbog, sah er, daß eine Anzahl seiner alten Freunde, die Pferdehändler aus den verschiedenen Bezirken, vor seinem Hause standen und auf ihn warteten. Sie waren in ausgezeichneter Laune, und als er angefahren kam, fingen sie an zu johlen und Hurra zu rufen und brachen in ein unbändiges Gelächter aus.

„Was gibt es denn so Spaßiges?“ fragte der Pferdehändler und hielt die Zügel an.

„Ja,“ sagten die Männer, „wir warten hier auf dich, um zu sehen, ob es dem schwarzen Kerl gelungen ist, dir sein blindes Fohlen anzuhängen. Wir begegneten ihm, als er mit ihm zum Markt fuhr, und da wettete er mit uns, daß er dich prellen würde.“

Der Pferdehändler sprang aus dem Karren, stellte sich vor dem Pferde auf und versetzte ihm mit dem Peitschenstiel einen furchtbaren Schlag gerade zwischen die Augen. Das Tier machte keine Bewegung, um dem Schlage auszuweichen; die Männer hatten recht, es war stockblind.

Da geriet der Pferdehändler in solche Wut und Verzweiflung, daß er den Verstand vollständig verlor. Während ihn die Kameraden noch immer verhöhnten und ihn auslachten, spannte er das Pferd aus und führte es auf einen senkrechten Felsenhügel, der hinter dem Hause lag. Er schnalzte und knallte mit der Peitsche, und das Pferd lief rasch vorwärts, aber als

es die Höhe erreicht hatte, hielt es an und wollte nicht weiter. Da oben war nämlich eine Felsenspalte und gerade darunter in unendlicher Tiefe eine Grube, aus der das ganze Dorf seit vielen Jahren Kies geholt hatte. Das Pferd mußte gefühlt haben, daß der Boden untergraben war, denn es wollte nicht weiter. Der Mann hieb auf es ein und trieb es an, aber da wurde das Tier immer ängstlicher; es stellte sich auf die Hinterbeine und war nicht vorwärts zu bringen. Schließlich jedoch, als es sich nicht mehr anders zu helfen wußte, machte es einen großen Satz, als ob es glaube, es handle sich nur darum, über einen Graben zu setzen, und hoffe, dadurch auf die andere Seite zu kommen. Aber es gab keine andere Seite, und als das arme Tier keinen festen Fuß fassen konnte, schrie es laut und entsetzt auf, und in der nächsten Sekunde lag es mit gebrochenem Genick unten in der Grube Der Pferdehändler aber sah nicht einmal nach, was aus ihm geworden war, sondern ging zurück zu seinen Freunden. „Nun, habt ihr euer Gelächter jetzt aufgesteckt?" sagte er zu ihnen. „Macht nun, daß ihr fortkommt und erzählt dem, mit dem ihr gewettet habt, wie es mit seinem Fohlen gegangen ist."

„Aber nun ist die Geschichte noch nicht zu Ende," fuhr Fält fort, „nun müßt ihr Kinder wohl aufpassen, was nachfolgt. Die Frau dieses Mannes bekam nämlich nach einiger Zeit einen Sohn, aber das war so ein armer Tropf, der keinen Verstand hat, und überdies war er blind geboren. Und damit war es noch nicht

genug, sondern alle Söhne, die die Frau später noch gebar, waren blind und schwachsinnig. Die Töchter dagegen waren schön und verheirateten sich gut."

Die ganze Zeit war Ingmar unbeweglich stehen geblieben und hatte wie gebannt zugehört. Nun machte er eine Bewegung, wie um sich loszureißen, als aber der Alte weiter redete, blieb er wieder stehen.

„Aber auch damit war es noch nicht genug," begann der Korporal noch einmal, „sondern als die verheirateten Töchter Kinder bekamen, waren alle ihre Söhne blind und blödsinnig, die Töchter dagegen schön und wohlgestaltet und von ausgezeichnetem Verstand.

„Und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben," schloß Fält seine Erzählung, „alle, die sich mit Töchtern aus dieser Familie verheiraten, bekommen zu Söhnen Idioten. Und deshalb heißt die Hütte dort der Sorgenhügel, und einen andern Namen wird sie wohl niemals erhalten."

* * *

Nachdem Fält seine Geschichte beendigt hatte, trat Ingmar etwas hastig zu Ljung Björn und fragte ihn, ob er ihm wohl Feder und Papier verschaffen könne. Björn sah ein wenig verwundert aus, und Ingmar strich sich über die Stirn, indem er sagte, daß er einen wichtigen Brief schreiben müsse. Er habe es den Tag über vergessen, aber wenn er nun am Abend noch schreibe,

könne der Brief doch morgen mit dem ersten Zug abgeschickt werden.

Ljung Björn verschaffte ihm das Gewünschte, und damit Ingmar in aller Ruhe schreiben könne, führte er ihn in die Schreinerwerkstatt. Hier zündete er eine Lampe an und stellte einen Stuhl vor die Hobelbank. „Nun kannst du die ganze Nacht ungestört schreiben," sagte er, als er ging.

Sobald Ingmar allein war, streckte er die Arme aus wie in heißer Sehnsucht, und ein Stöhnen entrang sich seiner Brust. „Ach, ich glaube nicht, daß ich es durchmache," sagte er. „Ich kann einfach nicht durchführen, was ich mir vorgenommen habe."

„Tag und Nacht kann ich an keine andere denken, als an die, die ich verlassen habe," fuhr er fort. „Und das schlimmste ist, daß ich wahrscheinlich Gertrud gar nichts nützen kann."

Er überlegte eine Weile, dann lächelte er über sich selbst. „Ja, wer von Zweifel und Kummer geplagt ist, sucht in allem Vorbedeutungen und Zeichen zu erkennen. Aber merkwürdig war es doch, daß Fält gerade diese Geschichte erzählen mußte. Es war gerade, als habe Gott mir zeigen wollen, was das richtigste für mich sei."

Wieder überlegte er eine Weile, dann ergriff er die Feder: „In Gottes Namen denn," sagte er und setzte zum Schreiben an.

Über diesen Brief, den Ingmar nun schrieb, hatte er seit der Abreise von Hause jeden Tag nachgedacht.

Er war an den alten Pfarrer im Heimatdorf gerichtet und nicht ein einziges Wort stand darin, das er nicht oftmals überlegt und geprüft hätte. Unter der ganzen Reise war es Ingmar nämlich vorgekommen, als ob er sich mit seiner Frau nie offen ausgesprochen hätte, es nie über sich gewonnen hätte, ihr zu sagen, was er fühlte und dachte, daß er nun aber doch wenigstens einen Versuch machen müsse, sie richtig wissen zu lassen, wie es mit ihm stehe. Er hatte sich ausgedacht, daß es wohl das beste wäre, wenn er an den Pfarrer schriebe, aber das Schreiben ging ihm nicht gerade leicht, und es war ihm bis jetzt nicht gelungen, die Schüchternheit zu überwinden, die ihn hinderte, von sich selbst zu reden. An diesem Abend jedoch war es ihm plötzlich klar geworden, wie er schreiben müsse, und er hatte sich darüber gefreut und gedacht: „Ei sieh, es ist gar nicht so schwer, so geht es ganz gut. Auf diese Weise muß ich es angreifen, um dem Pfarrer das mitzuteilen, was er wissen muß, wenn er meine Sache bei Barbro führen soll."

Ingmars Brief lautete:

„Während ich bei dunkler Nacht hier sitze und schreibe, wünsche ich nichts so sehr, als daß ich selbst ins Pfarrhaus gehen könnte, um mit dem Herrn Pfarrer zu reden. Und am liebsten möchte ich am späten Abend kommen, wenn der Herr Pfarrer ganz still und ungestört in seinem Zimmer sitzt und an seine Predigt denkt.

Nun bilde ich mir ein, daß der Herr Pfarrer, in

derselben Minute, wo er mich sähe, auffahren und erschrecken würde, gleich als ob ein Gespenst zu ihm käme.

‚Was willst du hier, ich glaubte, du seiest nach Jerusalem gereist?' würde der Herr Pfarrer wohl sagen. — ‚Ja,' würde ich antworten, ‚ich wäre auch jetzt wohl schon dort eingetroffen, wenn ich nicht wieder umgekehrt wäre, und zwar weil ich unterwegs eine Geschichte gehört habe, die ich dem Herrn Pfarrer erzählen möchte.'

Und dann würde ich herzlich bitten, daß der Herr Pfarrer doch ein oder zwei Stunden Geduld mit mir haben möge und mich eine lange Geschichte erzählen lassen, die ich ihm so furchtbar gerne anvertrauen möchte. Und nachdem ich von dem Herrn Pfarrer Erlaubnis bekommen hätte, würde ich ungefähr so beginnen: ‚Hier in der Gemeinde war einmal ein Mann, der sich gar nichts aus seiner Frau machte. Das kam daher, daß er, um seines Vaters Hof behalten zu können, eine, die er liebte, hatte aufgeben und diese andere dafür nehmen müssen. Aber als er auf diesen Handel eingegangen war, hatte er nur an den Hof gedacht und durchaus nicht mit in Rechnung genommen, daß er auch eine Frau dazu bekommen würde. Und nachdem die Hochzeit gefeiert war und die Eheleute beisammen wohnten, war es noch immer, als könne er nicht verstehen, daß die Frau ihm gehöre. Niemals fragte er darnach, wie es ihr wohl gehe, ob sie gern da sei oder ob sie sich unglücklich fühle. Auch gab er nicht Acht darauf, wie sie ihren Pflichten nachkam, ob

die Haushaltung gut oder schlecht besorgt wurde. Er dachte nur immerfort an die andere, und es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß die Frau auch da war. Für ihn war sie wie jedes andere wertlose Stück Hausrat, das mit zum Hofe gehörte, und sie mußte selbst sehen, wie sie fertig wurde, er würde sich ihretwegen keinen Kummer machen.

Aber es war auch etwas ganz besonderes, was die Schuld daran trug, daß der Mann seine Frau nicht besonders achtete. Er hegte Geringschätzung gegen sie, weil sie einen Mann genommen hatte, von dem sie wußte, daß er eine andere liebe. Sie muß irgend einen Fehler haben, dachte er, sonst hätte ihr Vater doch nicht auf diese Weise geradezu einen Mann für sie kaufen müssen. Wenn dieser Mann je seine Frau betrachtete, so geschah es nur, um mit der andern, die er verloren hatte, Vergleichungen anzustellen. Er merkte ja wohl, daß seine Gattin auch gut aussah, aber sie war doch nicht so schön wie das Mädchen, das er nun missen mußte. Sie schritt nicht so leicht dahin und konnte nicht die Hände so anmutig bewegen und wußte nicht so schön und lustig von allerlei zu erzählen. Still und geduldig ging sie umher und besorgte ihre Arbeit; das allein verstand sie.

Ich muß dem Manne doch auch Gerechtigkeit widerfahren lassen und anerkennen, daß er mit seiner Frau durchaus nicht von dem reden konnte, woran er immerfort dachte. Er konnte ihr doch nicht anvertrauen, daß er unaufhörlich an die Allerliebste dachte, die in

dem Hofe, wo die Hochzeit sein sollte, wohl merken lassen würden, was sie über ihn dachten. Während er nun so dasaß und sich quälte, überkam ihn der Gedanke, daß an all dem eigentlich nur seine Frau schuld sei. Wenn sie mich nicht hätte heiraten wollen, dachte er, dann wäre ich jetzt noch ein unbescholtener Mann. Ich wäre keiner Versuchung ausgesetzt worden und brauchte nun keine Angst davor zu haben, ehrbaren Leuten ins Gesicht zu sehen.

Noch nie war es dem Mann eingefallen, daß er seine Frau schließlich hassen könnte, aber in diesem Augenblick war es ihm, als tue er es wirklich. Bald jedoch bekam er anderes zu denken. Es traten zwei Männer in den Saal, der vor dem Gastzimmer lag. Diese hatten wohl den Mann mit seiner Frau anfahren sehen, und nun begannen sie sich über die beiden zu unterhalten. Und die Wände auf dem Hofe waren derartig, daß die Eheleute, die dahinter saßen, jedes Wort verstehen konnten.

„Ich möchte wohl wissen, wie die beiden miteinander auskommen?“ sagte der eine der Männer.

„Nie hätte ich geglaubt, daß die Svenstochter Barbro einen Mann bekäme,“ fiel ein andrer ein.

„Ich weiß wohl noch, wie verliebt sie in Stig Börjesson gewesen ist, der vor drei oder vier Jahren Sommerknecht auf dem Bergershofe war.“

Als die Frau hörte, daß die Männer von ihr sprachen, sagte sie hastig: „Ist es noch nicht Zeit zur Abfahrt?“ Aber der Mann meinte, es wäre doch

ärgerlich, wenn die Fremden erführen, daß er und sie miteinander hier gewesen und gehorcht hätten, und wollte lieber bleiben, wo er war, bis die Männer gegangen wären.

Aber nun geschah es, daß die draußen noch weiter von der Frau sprachen. „Dieser Stig Börjesson war ein armer Tropf, und Berger Sven Persson jagte ihn vom Hofe, so bald er merkte, daß sich die Tochter in ihn verliebte," sagte der eine, der die Geschichte genau zu kennen schien. „Aber da wurde Barbro ganz krank vor Kummer, und der Alte mußte nachgeben und mit Stig zum Pfarrer fahren, um das Aufgebot zu bestellen. Aber das sonderbare an der Sache war, daß Stig, nachdem er und Barbro zum erstenmal aufgeboten waren, seinen Sinn änderte und sagte, er habe nun keine Lust mehr zum heiraten. Nun war es Sven Persson, der um der Tochter willen Stig bitten und anflehen mußte, seine Tochter doch nicht sitzen zu lassen. Aber Stig hatte kein Erbarmen; er sagte, er fühle eine solche Abneigung gegen Barbro, daß er sie nicht mehr vor seinen Augen sehen wolle. Überdies sagte er auch überall, er habe Barbro nie lieb gehabt, sondern sie sei ihm selbst nachgelaufen."

Als die Männer in dieser Weise weiterredeten, da schämte sich der Mann über die Maßen, das wird der Herr Pfarrer wohl verstehen, und er wagte nicht, seine Frau anzusehen. Gleichzeitig aber fühlte er, daß sie nun, nachdem sie dies alles gehört hatten, erst recht nicht durch das andere Zimmer gehen könnten.

„Das war recht schlecht von Stig," sagte einer der andern draußen, aber er mußte es später auch bereuen."

„Ja, das ist wahr," sagte einer, der bis jetzt noch nicht gesprochen hatte. „Er ging hin und heiratete die erste beste, die ihn haben wollte. Und das tat er gewiß nur, um allen Menschen zu zeigen, daß er nicht mehr an Barbro denke. So bekam er eine schlechte Hausfrau und es wurde nichts als Armut und Elend daraus, und nun hat er das Trinken angefangen. Er säße mit all den Seinigen gewiß schon im Armenhaus, wenn ihn Barbro nicht unterstützte. Sie ist es sicherlich, die ihn und seine Frau mit Nahrung und Kleidung versieht."

Nachdem dies gesagt war, wurde nicht weiter über Barbro gesprochen, und nach einer Weile war die Stube leer. Nun ging der Mann und spannte ein, und als die Frau auf den Hof herunter kam, um einzusteigen, trat er zu ihr und hob sie in den Wagen hinein. Sie glaubte wohl, er tue es nur, damit sie sich ihre Kleider nicht am Rad schmutzig mache, aber in Wirklichkeit war es, weil er ihr auf irgend eine Weise zeigen wollte, wie leid sie ihm tat. Er machte sich zwar nicht so viel aus ihr, daß er über das Gehörte betrübt gewesen wäre, er fühlte nur, daß sie ihm leid tue. Und während sie weiter fuhren, wandte er ab und zu den Kopf und sah sie an. Ach so, sie war also von solch liebevoller Gemütsart, daß sie dem beistehen und helfen konnte, der sie schnöde verlassen hatte!

Und merkwürdig war es, daß sie nicht weniger getäuscht worden war, als Gertrud.

Nachdem sie eine Weile gefahren waren, merkte der Mann, daß die Frau weinte. „Deshalb brauchst du nicht zu weinen," sagte er da, „es ist wohl nicht so sonderbar, daß du jemand lieb hast, ebenso wie ich auch." Auf dem ganzen übrigen Weg aber ärgerte er sich darüber, daß er sich nicht hatte überwinden können, ihr ein freundliches Wort zu sagen.

Dennoch hätte man wohl annehmen können, der Mann werde sich bisweilen gefragt haben, ob die Frau den Stig immer noch lieb habe. Aber so etwas fiel ihm gar nicht ein, er fragte nicht so viel nach ihr, um sich zu besinnen, wen sie lieb oder nicht lieb habe.

In seine eigne traurige Grübeleien versunken, ging er umher und vergaß häufig, daß sie überhaupt da war. Auch verwunderte er sich gar nicht darüber, daß sie immer so still und ruhig blieb und niemals gegen ihn auffuhr, obgleich er nie so gegen sie war, wie er hätte sein sollen.

Ich muß dem Herrn Pfarrer sagen, daß diese Ruhe, die sie beständig zur Schau trug, den Mann schließlich auf den Gedanken brachte, sie wisse nicht einmal, mit welchem Kummer er sich abquälte. Aber einmal im Herbst, nachdem sie ungefähr ein halbes Jahr verheiratet waren, an einem kalten, stürmischen Abend geschah es, daß der Mann, der seit der Dämmerung draußen gewesen war, sehr spät heim kam. Im Saal, wo die Knechte schliefen, war es stockfinster,

aber in dem Stübchen brannte ein helles Feuer im Kamin. Die Frau war noch auf, und auf dem Tisch standen Speisen, die etwas besser waren als gewöhnlich. Als der Mann herein kam, sagte sie zu ihm: „Du mußt deinen Rock ausziehen, er ist ja ganz durchnäßt.“ Sie half ihm beim Ausziehen und hielt den Rock vors Feuer. „Lieber Gott, er ist ja tropfnaß!“ sagte sie, „ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich ihn bis morgen trocken bekommen soll.“

„Ich möchte wohl wissen, wo du bei diesem Wetter gewesen bist,“ sagte sie nach einer Weile. Dies war das erstemal, daß sie ihn nach so etwas fragte; er aber schwieg und fragte sich im stillen, was nun weiter kommen werde.

„Die Leute reden darüber, daß du jeden Abend nach dem Schulhause ruderst, dich dort dicht am Ufer auf einen Stein setzest und dich mehrere Stunden lang nicht von der Stelle rührst.“ — „Man muß die Leute schwatzen lassen,“ sagte der Mann und sah ebenso ruhig aus wie zuvor, aber es ärgerte ihn doch, daß man ihm nachgespürt hatte. — „Aber so etwas ist doch nicht angenehm für eine Ehefrau.“ — „Ach, wer sich einen Mann gekauft hat, kann nichts bessres erwarten,“ erwiderte der Mann.

Die Frau versuchte eben den einen Rockärmel umzudrehen, der sehr fest wattiert und steif war, so daß sie große Mühe damit hatte. Der Mann schielte zu ihr hinüber, um zu sehen, wie sie die eben gesagten Worte aufnahm. Da sah er, daß ein Lächeln um

ihre Lippen spielte, und als sie mit dem Ärmel schließlich fertig geworden war, sagte sie: „Ach, ich selbst bin nicht so sehr aufs heiraten ausgewesen, der Vater war es, der die ganze Sache ins Werk gesetzt hat.“

Noch einmal sah der Mann die Frau an, und als sich nun ihre Blicke trafen, dachte er: Sie sieht ganz so aus, als ob sie wüßte, was sie will. „Ich glaube nicht, daß du zu denen gehörst, die man leicht zwingen kann,“ sagte er.

„O nein,“ erwiderte die Frau, „aber mit Vater ist nicht so leicht fertig zu werden. Den Fuchs, den er nicht mit einem Hund erlegen kann, fängt er in einer Falle.“ Der Mann gab keine Antwort, er war schon wieder in seine eignen Gedanken versunken und hörte kaum, was sie sagte. Aber die Frau meinte wohl, nachdem sie nun so viel gesagt habe, sei es am besten, noch mehr zu sagen.

„Nun will ich dir etwas sagen,“ begann sie wieder, „Vater hat von jeher den Ingmarshof, auf dem er seine Kindheit verlebte, über die Maßen lieb gehabt. Er prahlte immer damit, sowie auch mit den Ingmarssöhnen. Von keinem andern Ort auf der ganzen Welt habe ich so viel reden gehört, und ich glaube, ich weiß von all denen, die hier gelebt haben, mehr als du.“

Als die Frau in ihrer Erzählung so weit gekommen war, stand der Mann vom Tisch auf, wo er beim Abendbrot gesessen hatte und setzte sich auf den Rand der Feuerstätte, der Glut den Rücken zugekehrt, so daß er ihr Gesicht sehen konnte.

„Dann ging es mir so, wie du weißt," fuhr die Frau fort.

„Das brauchst du nicht zu berühren," sagte der Mann hastig. Er schämte sich, wenn er daran dachte, daß er in dem Wirtshaus mit ihr im Zimmer geblieben war, wo die Reden der Männer sie bitter gekränkt haben mußten.

„Aber das mußt du wissen, daß Vater, nachdem Stig mich sitzen gelassen hatte, große Angst bekam, es werde mich nun keiner mehr wollen, und mich nun nach rechts und links ausbot. Dessen aber wurde ich recht bald überdrüssig; so schlecht war ich doch wohl nicht, daß er die Leute anbetteln mußte, mich zu heiraten."

Nachdem sie dies gesagt hatte, sah der Mann, daß sie sich ein wenig aufrichtete. Sie warf den Rock auf einen Stuhl und sah ihm fest in die Augen. „Ich wußte nicht, wie ich der Sache ein Ende machen sollte," begann sie aufs neue, „und da verfiel ich eines Tages darauf, zu Vater zu sagen: ‚Wenn ich nicht Ingmar Ingmarsson auf dem Ingmarshof bekomme, dann heirate ich gar nicht!' Als ich dies sagte, wußte ich ebenso gut wie sonst jedermann, daß der Ingmarshof Tims Halfor gehörte und du mit Schulmeisters Gertrud verlobt warst. Ich griff einfach nach etwas, was ganz und gar unmöglich schien, nur um endlich Frieden zu bekommen. Vater erschrak auch zuerst. ‚Dann kannst du nie heiraten,' sagte er. — ‚Nun, dann muß ich eben so zufrieden sein,' sagte ich. —

15*

Aber ich sah, daß der Gedanke Vater doch gefiel. ‚Gibst du mir dein Wort darauf?‘ fragte er nach einer Weile. — ‚Ja, das gebe ich Euch, Vater,‘ sagte ich. Natürlich glaubte ich keine Minute, daß Vater so etwas zu stande bringen könnte, das verstehst du doch, nicht wahr? Es sah eben so unmöglich aus, als wenn ich den König hätte heiraten wollen.

„Darnach hatte ich aber ein paar Jahre Ruhe vor allen Heiratsvorschlägen, und ich war zufrieden, wenn ich nur Ruhe bekam. Ich hatte es ja so gut, wie ich nur verlangen konnte, ich besorgte den großen Hof meines Vaters und konnte, so lange Vater Witwer war, alles einrichten, wie ich wollte. Aber nun im Mai kam Vater eines Abends sehr spät nach Hause und schickte sogleich nach mir. ‚Nun kannst du Ingmar Ingmarsson auf dem Ingmarshof bekommen,‘ sagte er. Aber seit zwei Jahren hatte Vater nicht eine Silbe mit mir über diese Sache gesprochen. ‚Nun erwarte ich, daß du bei deinem Worte bleibst,‘ sagte er zu mir. ‚Ich habe den Ingmarshof um 40 000 Kronen gekauft.‘ — ‚Aber Ingmar hat ja schon eine Braut,‘ sagte ich. — ‚Er macht sich wohl nicht viel aus ihr, da er jetzt um dich wirbt.‘

Der Herr Pfarrer wird aber wohl verstehen, daß der Mann, als er seine Frau dies erzählen hörte, sehr erbittert wurde. Wie sonderbar das doch ist, dachte er, es sieht ja ganz aus, als ob ein Spiel mit mir getrieben worden wäre. Ich mußte also Gertrud nur

darum aufgeben, weil Babro einmal mit ihrem Vater über mich gescherzt hatte.

„Ich wußte gar nicht, was ich tun sollte,“ fuhr die Frau fort, „ich war auch gerührt, daß Vater um meinetwillen so viel Geld ausgegeben hatte, und so wagte ich nicht sogleich nein zu sagen. Und ebensowenig wußte ich, wie du selbst die Sache ansahst und ob dir der Hof nicht vielleicht doch lieber sei als alles andere. Und überdies schwur Vater darauf, daß er, wenn ich nicht nachgäbe, den Hof an die Aktiengesellschaft des Sägewerks verkaufen würde. Gerade damals hatte ich es auch daheim nicht besonders gut. Vater hatte sich zum drittenmal verheiratet, und ich hatte keine Lust, mich nun unter eine Stiefmutter zu stellen, nachdem ich die Herrin im Hause gewesen war. Und da ich mir nicht sofort klar war, ob ich ja oder nein sagen sollte, kam alles so, wie Vater es haben wollte. Ich nahm es eben nicht ernsthaft genug, siehst du.“

„Nun,“ sagte der Mann, „ich sehe wohl, daß es für dich immerfort nur ein Spiel gewesen war!“

„Ich verstand gar nicht, was ich tat, bis ich erfuhr, daß Gertrud ihre Eltern heimlich verlassen hatte und mit nach Jerusalem gezogen war. Aber von diesem Augenblick an habe ich keine Ruhe mehr gehabt. Ich wollte ganz gewiß niemand so unglücklich machen!“

„Nun sehe ich ja auch, wie du dich abquälst,“ fuhr die Frau nach einer Pause fort, „und ich muß immer denken, daß ich an allem schuld bin.“

„Ach nein,“ unterbrach sie der Mann, „ich trage

nur meine eigne Schuld, und es geht mir nicht schlechter, als ich es verdient habe."

„Ich weiß gar nicht, wie ich den Gedanken ertragen soll, daß ich so viel Elend verschuldet habe," sagte die Frau. „Jeden Abend warte ich darauf, daß du nicht mehr heimkommest. Er wird wohl da drunten am Fluß bleiben, denke ich. Und dann ist es mir, als höre ich Leute auf den Hof kommen, und ich meine, sie müßten eine Bahre tragen, auf der du liegest. Und dann denke ich mir aus, wie es mir nachher gehen würde. Ob ich wohl jemals wieder vergessen könnte, daß ich deinen Tod verschuldet habe."

Während sie so sprach und ihrem Kummer Luft machte, wurde der Mann von sonderbaren Gedanken ergriffen. Nun will sie auch noch, daß ich sie tröste und ihr helfe, dachte er. Er fand es auch beschwerlich, daß sie sich nun erregt zeigte; es war ihm lieber gewesen, als sie sich ruhig verhielt, sodaß er nicht daran zu denken brauchte, daß sie auch da war. Ich kann wirklich nicht auch noch ihren Kummer tragen, dachte er.

Aber er begriff, daß er doch wenigstens etwas sagen mußte. „Meinetwegen brauchst du dich nicht zu beunruhigen," sagte er. „Ich werde der ersten Missetat nicht noch eine zweite hinzufügen." Und allein um dieser Worte willen flog es wie ein heller Schimmer über ihr Gesicht."

Als Ingmar das geschrieben hatte, hob er die Feder vom Papier und schaute auf. „Dies wird ein gräßlich langer Brief," dachte er. „Ich werde wohl

die ganze Nacht dazu brauchen." Eigentlich fühlte er aber eine Art Befriedigung, auf diese Weise alles, was er mit Barbro durchgemacht hatte, wieder durchzuleben. Er konnte es nicht lassen, zu hoffen, daß der Pfarrer ihr den Brief zu lesen gebe und sie gerührt würde, wenn sie sähe, wie gut er sich an alles erinnerte.

„Aber obgleich der Mann glaubte, daß er sich nicht das geringste aus seiner Frau mache," schrieb Ingmar weiter, „blieb er doch, nachdem sie ihm gesagt hatte, wie unruhig sie seinetwegen sei, ein paar Abende daheim. Die Frau tat, als verstehe sie nicht, daß er ihretwegen daheim blieb, sondern war ruhig und still wie gewöhnlich. Aber wie der Herr Pfarrer wohl weiß, war sie, Barbro, gegen alle die alten Leute auf dem Ingmarshof von Anfang an sehr gut gewesen. Als nun der Mann daheimblieb und mit den andern im Saal beim hellen Ofenfeuer saß, da schmunzelten die alte Lisa und Korp Bengt die ganze Zeit in ihrer Ecke, wo sie saßen.

Es gelang dem Manne auch wirklich, zwei Abende daheim zu bleiben, aber der dritte war ein Sonntagabend, und da holte die Frau ihre Guitarre und begann zu singen, um sich die Zeit zu vertreiben. Eine Weile ging es ganz gut, bis sie ein Lied anstimmte, das Gertrud mit besonderer Vorliebe gesungen hatte. Da konnte der Mann es nicht länger daheim aushalten, er ergriff seinen Hut und machte sich davon.

Als er hinauskam, war es stockfinster, und es fiel

auch ein feiner kalter Regen; aber solch ein Wetter war gerade nach seinem Geschmack. Er ruderte bis zum Schulhaus hinunter, setzte sich auf den Stein am Ufer und dachte an Gertrud und an die Zeit, wo er noch kein Gelübde gebrochen hatte, und noch ein ehrbarer und rechtschaffener Mann war. Er trat auch den Heimweg nicht an, ehe es elf Uhr vorüber war. Da saß die Frau am Ufer und wartete auf ihn.

Das gefiel dem Manne nicht. Der Herr Pfarrer weiß wohl, daß die Männer es nicht mögen, wenn die Weiber um ihretwillen ängstlich sind. Der Mann sagte auch nichts zu seiner Frau, bis sie im Stübchen angekommen waren. „Du mußt mich kommen und gehen lassen, wie es mir behagt,“ sagte er dann, und sie konnte es dem Ton wohl anmerken, daß er unzufrieden war. Sie gab keine Antwort, sondern entzündete rasch ein Streichholz, um Licht zu machen. Da sah der Mann, daß sie ganz durchnäßt war, die Kleider klebten ihr förmlich auf dem Leibe. Sie holte Speisen für ihn herbei, machte Feuer im Kamin, richtete die Betten her, und während der ganzen Zeit tropften ihre Kleider und klatschten in schweren Falten um sie her. Aber man konnte ihr durchaus nicht anmerken, daß sie ärgerlich oder betrübt gewesen wäre. Ich möchte wohl wissen, ob sie so fromm ist, daß sie über gar nichts aufgebracht werden kann, dachte der Mann.

Er wandte sich plötzlich zu ihr und fragte: „Wenn ich es dir ebenso gemacht hätte wie Gertrud, würdest

du mir dann verzeihen?" Sie sah ihn einen Augenblick fest an. „Nein," sagte sie nur, und zugleich blitzte es in ihren Augen auf. Schweigend blieb der Mann sitzen. Ich möchte doch wissen, warum sie mir nicht verzeihen würde, da sie doch dem Stig auch vergeben hat, dachte er, aber sie denkt wohl, ich hätte es noch schlimmer gemacht, ich, der Gertrud um des Gewinnes willen verließ.

Ein paar Tage nachher vermißte der Mann einen Meißel. Er suchte ihn überall und kam bei dieser Gelegenheit auch in die Kammer im Brauhaus. Da lag die alte Lisa krank im Bett, und Barbro saß bei ihr und las ihr aus der Bibel vor. Es war eine ungewöhnlich große Bibel mit Messingbeschlägen und dickem Ledereinband. Der Mann blieb stehen und betrachtete die Bibel. Sie kommt am Ende aus Barbros Elternhaus, dachte er und entfernte sich. Aber im nächsten Augenblick kehrte er wieder zurück, nahm die Bibel aus der Hand seiner Frau und schlug die erste Seite auf. Da sah er, daß es wirklich eine der alten Bibeln war, die früher immer auf dem Hofe gewesen waren und die Karin bei der Auktion hatte versteigern lassen. „Woher ist denn die wieder gekommen?" fragte der Mann. Die Frau blieb stumm, aber die alte Lisa antwortete: „Hat dir Barbro nicht gesagt, daß sie die alte Bibel zurückgekauft hat?" — „Was, hat Barbro sie wieder gekauft!" sagte der Mann. — „O, sie hat noch mehr getan," sagte die Alte eifrig, „geh nur einmal in den Saal und schau

dort in den Schrank hinein!" Rasch verließ der Mann das Brauhaus und ging in den Saal. Als er hier den Schrank öffnete, sah er zwei von den alten silbernen Humpen auf dem Brett stehen. Der Mann nahm sie in die Hand und drehte sie um, damit er die Zeichen auf dem Boden sehen konnte, und da sah er, daß es die richtigen waren. Barbro kam herein und sah verlegen aus, während sie neben ihm stand. „Ich hatte eine kleine Summe auf der Sparkasse," sagte sie mit leiser Stimme. Der Mann aber war so vergnügt, wie schon lange nicht mehr. „Dafür sollst du auch recht schön bedankt sein," sagte er. Gleich nachher aber richtete er sich auf und ging hinaus. Er hatte das Gefühl, als sei es unrecht, wenn er sich freundlich gegen seine Frau erzeigte. Das sei er Gertrud doch schuldig, dachte er, daß er der, die ihren Platz eingenommen hatte, weder Liebe noch Wohlwollen beweise.

Es mochte etwa eine Woche später sein, als der Mann aus der Scheune kam und auf das Wohnhaus zuging; gleichzeitig öffnete ein fremder Mann die Heckentür und trat auf den Hof. Als die beiden zusammentrafen, grüßte der Fremde und fragte, ob die Svenstochter Barbro daheim sei. „Ich bin ein alter Bekannter von ihr," sagte er. Merkwürdigerweise meinte der Mann sogleich zu wissen, wer der Fremde sei. — „Du bist wohl Stig Börjesson?" sagte er. — „Ich hätte nicht gedacht, daß mich jemand hier kennte," sagte der Fremde, „und ich gehe auch gleich wieder

meiner Wege, ich habe nur ein paar Worte mit Barbro zu sprechen. Aber du darfst Ingmar Ingmarsson nicht sagen, daß ich hiergewesen bin. Es wäre ihm vielleicht nicht lieb, daß ich hierher komme." — „Ach, ich glaube, Ingmar würde sich freuen, dich zu sehen, er hat sich oft gefragt, wie so ein Lump wohl aussehen könne." — Ingmar war ganz rasend geworden, daß dieser erbärmliche Kerl noch immer umherging und den Leuten weis zu machen versuchte, daß die Svenstochter Barbro ihn liebe. — „Ich kann mich nicht erinnern, daß mich irgend jemand einmal einen Lumpen genannt hätte," sagte nun Stig. — „Nun, wenn es bis jetzt noch niemand getan hat, dann tue ich es jetzt," sagte der Mann, und gleichzeitig hob er die Hand auf und gab Stig eine Ohrfeige.

Der Fremde fuhr zurück, er wurde leichenblaß und fürchterlich anzusehen vor lauter Bosheit. „Laß das sein," sagte er, „du weißt nicht, was du tust. Ich wollte von Barbro nur Geld entlehnen, sonst aber habe ich nichts mit ihr zu tun." Nun schämte sich der Mann ein wenig über seine Heftigkeit. Er konnte selbst nicht begreifen, warum er auf diese Weise aufgebraust war. Aber dem erbärmlichen Kerl gegenüber wollte er keine Reue zeigen, sondern sagte in zornigem Ton: „Du brauchst nicht zu denken, ich habe Angst, Barbro könne dich lieb haben, aber ich meine, du hättest dafür, daß du sie sitzen ließest, die Ohrfeige wohl verdient." Da trat Stig Börjesson dicht zu dem Manne hin. „Nun will ich dir etwas sagen,

dafür daß du mich geschlagen hast," sagte er, und seine Stimme drang scharf und zischend aus der Kehle heraus. „Ich glaube, daß dir das, was du zu hören bekommst, weher tun wird, als wenn ich dich peitschen würde. Du hast diese Barbro gewiß sehr lieb, und deshalb will ich dir mitteilen, daß sie eine von denen ist, die von dem Pferdehändler auf dem Sorgenhügel abstammen."

Stig gab genau acht, wie der Mann seine Worte aufnehmen würde; aber dieser sah nur ein wenig verwundert aus. Im ersten Augenblick fiel ihm gar nicht ein, daß etwas Merkwürdiges mit dem Sorgenhügel verbunden war. Aber dann begann er sich an die Geschichte zu erinnern, die er als Kind gehört hatte, und die der Herr Pfarrer wohl auch kennt, daß nämlich alle Söhne, die in dem Geschlecht vom Sorgenhügel geboren werden, blind und blödsinnig seien, alle Töchter dagegen klüger und besser als andre Menschen. Aber nie hätte er geglaubt, daß auch nur ein Körnchen Wahrheit daran sei! Und er begann Stig auszulachen.

„Du glaubst wohl nicht an diese Geschichte," sagte nun Stig und trat noch näher zu dem Mann, „aber ich sage dir, Sven Perssons zweite Frau stammte aus dieser Familie. Das ganze Geschlecht vom Sorgenhügel ist in einen andern Bezirk gezogen, wo niemand weiß, wie es bei ihm steht, aber meine Mutter, die wußte es. Sie schwieg jedoch darüber und sagte niemand, wen Sven Persson zur Frau gehabt hatte, bis ich mich mit Barbro verheiraten wollte. Und als ich

es erfuhr, konnte ich sie zwar nicht nehmen, aber ich schwieg darüber wie ein ehrlicher Mann, weißt du. Wenn ich ein Lump wäre, hätte ich davon gesprochen. Und nun habe ich all die Schmach, die mir dafür widerfahren ist, in der Stille getragen, bis du mich geschlagen hast. Auch hat Sven Persson gewiß selbst nie gewußt, wen er bekommen hatte, denn seine Frau starb, nachdem sie ihm diese eine Tochter geboren hatte. Und die Töchter aus der Familie vom Sorgenhügel sind schön und gut, weißt du, nur die Söhne, die werden blind und blödsinnig. Und nun kannst du so liegen, wie du dich selbst gebettet hast. Du darfst es mir glauben, daß ich über dich gelacht habe, wenn ich daran dachte, daß du deine Braut sitzen ließest, und wenn ich an den Ingmar Ingmarsson dachte, der nach dir auf dem Hofe schalten und walten wird. Und ich hoffe, daß du nach diesem viele glückliche Tage mit deiner Frau verleben wirst."

Aber während Stig so dicht vor dem Mann stand und all dies hervorzischte, hatte dieser zufälligerweise nach dem Wohnhaus hingeschaut. Und da sah er, daß hinter der Haustür ein Rockzipfel hervorguckte, und er begriff, daß Barbro, als sie sah, daß er und Stig auf dem Hofe zusammentrafen, auf den Flur herausgetreten war und nun dort stand und alles mit anhörte. Da erst wurde es dem Mann ängstlich zu Mut, und er dachte: „Es ist ein Unglück, daß Barbro dies zu hören bekommt. Wäre es möglich, daß das, was ich lange gefürchtet habe, nun eingetroffen ist? Könnte

dies die Strafe Gottes sein, auf die ich gefaßt gewesen bin?"

Gleichzeitig aber geschah es, daß der Mann nun zum erstenmal richtig fühlte, daß er eine Frau hatte, und daß es an ihm war, sie zu beschützen. Er zwang sich deshalb aufs neue zum Lachen und tat vollständig unbekümmert. „Es ist recht gut, daß du mir dies erzählt hast, nun brauche ich doch keinen Groll mehr gegen dich zu hegen," sagte er. — „Aha," sagte Stig, „du willst es auf diese Weise auffassen." — „Ja, und du denkst doch wohl nicht, daß ich eben so dumm sein werde wie du und mein Glück verspielen um eines alten Aberglaubens und eitler Gespensterfurcht willen." — „Nun, dann brauche ich für heute nichts weiter zu sagen," entgegnete Stig, „und ich muß wohl abwarten, ob du übers Jahr noch eben so sicher bist wie heute." — „Du kannst wohl hereinkommen und mit Barbro sprechen," sagte der Mann, als er sah, daß der andre sich zum Gehen wandte. — „Ach nein, das ist unnötig," sagte Stig.

Als er gegangen war, begab sich der Mann sogleich ins Haus, um mit seiner Frau zu reden. Sie erwartete ihn im Saal, und ehe er ein Wort aussprechen konnte, sagte sie ganz ruhig: „Ingmar, solche Ammenmärchen werden wir doch nicht glauben! Ich habe nichts mit dem zu tun, was vor mehr als hundert Jahren geschehen ist, wenn es überhaupt geschehen ist." — „Du hast es also gehört?" fragte der Mann. Er wollte sich nicht merken lassen, daß er sie horchen

gesehen hatte. — „Ich habe die alte Geschichte gehört, wie andere auch, aber bis heute habe ich nicht gewußt, daß sie etwas mit mir zu tun hätte.“ — „Es tut mir leid, daß du sie gehört hast,“ sagte der Mann, „aber wenn du selbst nicht daran glaubst, dann schadet es nichts.“

Die Frau lachte und sagte: „Nein, es ist mir nicht so, als ob ein Fluch auf mir ruhte.“ Und der Mann dachte, er habe selten jemand gesehen, der besser ausgesehen habe, als seine Frau. „Ja, ich glaube, von dir kann man in Wahrheit sagen, daß du an Leib und Seele gesund seiest,“ sagte er.

Gegen den Frühling gebar die Frau ein Kind. Die ganze Zeit über hatte sie sich tapfer gehalten und keinerlei Unruhe gezeigt. Der Mann dachte oft, sie habe das, was Stig erzählt hatte, vollständig vergessen. Was ihn selbst anbetraf, so wagte er es nicht mehr, so vollständig in seinem Kummer aufzugehen wie zuvor. Er dachte immer, er müsse sich seiner Frau gegenüber so benehmen, daß sie verstehe, daß er an den Fluch, der ihr anhänge, durchaus nicht glaube. Er versuchte es daher, daheim ein fröhliches Gesicht zu zeigen und nicht so auszusehen, als warte er immer auf Gottes Strafgericht. Er nahm sich mit neuem Eifer seines Hofs an und erwies sich den Leuten im Dorf hilfreich, wie es früher seine Gewohnheit gewesen war. Es geht wirklich nicht an, daß ich immerfort unglücklich aussehe, dachte der Mann, sonst bildet sich Barbro schließlich ein, ich glaube an diesen Fluch und grämt sich darüber.

Die Frau war ungeheuer glücklich über das Kind. Es war ein Junge, und er war wohlgestaltet und schön, hatte eine hohe, gerade Stirne und große, klare Augen. Einmal ums andre rief sie den Mann zu sich, damit er den Jungen betrachte. „Siehst du, er ist ganz richtig und hat durchaus keinen Fehler,“ sagte die Frau. Der Mann stand verlegen da; er hielt die Hände auf dem Rücken und wagte es nicht, das Kind anzurühren. — „Ja, es ist vollkommen richtig,“ wiederholte er. — „Nun sollst du gleich sehen, daß er sieht,“ sagte die Frau. Sie zündete ein Licht an und bewegte es vor den Augen des Kindes hin und her. — „Siehst du, wie es nach dem Licht schaut?“ sagte sie. — „Ja,“ antwortete der Mann.

Es war ein paar Tage später. Die Frau war auf; ihr Vater und ihre Stiefmutter waren gekommen, um das Kind zu sehen. Die Stiefmutter nahm den Jungen aus der Wiege und wog ihn gleichsam auf den Armen. „Das ist ein großes Kind,“ sagte sie und sah sehr zufrieden aus. Aber gleich nachher begann sie den Kopf des Kindes zu betrachten. „Hat das Kind nicht einen sehr großen Kopf?“ fragte sie.

„In unsrer Familie haben die Kinder große Köpfe,“ sagte der Mann. — „Ist dein Kind gesund?“ fragte die Stiefmutter nach einer Weile wieder, während sie das Kind in die Wiege legte. — „Ja,“ sagte die Frau, „es nimmt täglich zu.“ — Bist du auch ganz sicher, daß es sehen kann?“ fragte die Stiefmutter nach einer Weile, „es verdreht immer die Augen, daß man

nur das Weiße sieht." Die Hausfrau begann zu zittern, und ihre Lippen bebten. — „Wenn Ihr mit einem Licht die Probe machet, werdet Ihr sehen, daß es ganz gut sieht," sagte der Mann. Eifrig zündete die Frau ein Licht an und hielt es vor die Augen des Kindes. „Gewiß sieht es," sagte sie und versuchte hoffnungsvoll und vergnügt auszusehen. „Seht, wie es die Augen dem Licht zuwendet." Keins der andern sagte ein Wort. „Seht Ihr nicht, wie es die Augen bewegt?" sagte sie zu der Stiefmutter. Aber diese erwiderte kein Wort. „Es ist jetzt schläfrig," sagte Barbro, „und die Augen fallen ihm zu."

„Wie soll er heißen?" fragte die Stiefmutter nach einer Weile. — „Wir pflegen den ältesten Jungen hier im Hause Ingmar zu nennen," sagte der Mann. — Die Frau fiel ihm ins Wort. „Ich wollte dich bitten, ihn nach meinem Vater Sven zu nennen," sagte sie. Nun entstand ein unheimliches Schweigen, und der Mann merkte, daß seine Frau ihn scharf beobachtete, obgleich sie tat, als sehe sie auf den Boden. — „Nein," sagte der Mann, „wohl ist Sven Persson, dein Vater, ein tüchtiger Mann, aber der älteste muß Ingmar heißen."

Ja, und eines Nachts, als das Kind acht Tage alt war, bekam es heftige Krampfanfälle, und gegen Morgen starb es."

Hier hielt Ingmar wieder im Schreiben inne. Er sah auf seine Uhr, es war weit über Mitternacht. „Ach, lieber Gott, ich kann dies kaum niederschreiben,"

sagte er, „und ich möchte wissen, ob der Herr Pfarrer begreift, wie schrecklich es war. Aber das allerschlimmste war doch, daß wir nie ganz sicher waren, wie es mit dem Kinde beschaffen gewesen ist. Bis zum heutigen Tag wissen wir nicht, ob es gesund war, oder ob von Anfang an etwas nicht in Ordnung bei ihm war.

„Ich muß mich jetzt kürzer fassen," dachte er, „sonst werde ich vor morgen früh unmöglich fertig."

„Nun muß ich aber dem Herrn Pfarrer sagen," schrieb Ingmar, als er aufs neue die Feder ergriff, „daß der Mann in der letzten Zeit immer gut gegen Barbro gewesen war, und daß er sich mitunter so gegen sie benommen hatte, wie es unter jungen Eheleuten Sitte ist. Aber er glaubte, seine ganze Liebe gehöre noch immer Gertrud, und da sagte er zu sich selbst: „Ich liebe zwar Barbro nicht, aber ich muß mich gut gegen sie erweisen, denn sie hat ein sehr schweres Schicksal zu tragen. Sie soll wissen, daß sie nicht einsam in der Welt steht, sondern einen Mann hat, der sie unter seinen Schutz nimmt."

Als das Kind tot war, weinte Barbro nicht viel darüber. Sie schien eher froh zu sein, daß es nicht mehr da war, und als einige Wochen vergangen waren, beruhigte sie sich vollständig. Niemand konnte ihr ansehen, ob sie sich unglücklich fühlte oder sich die düstern Gedanken nun wieder aus dem Sinn geschlagen hatte.

Als der Sommer herannahte, zog Barbro auf die Alm hinauf, und der Mann blieb allein daheim.

Aber nun überkam ihn ein sonderbares Gefühl. Wenn er ins Haus trat, sah er sich unwillkürlich nach Barbro um. Manchmal hob er mitten unter der Arbeit den Kopf und lauschte, ob er nicht ihre Stimme vernehmen könnte. Es war ihm, als sei alles Behagen vom Hofe verschwunden; es war ganz und gar nicht mehr der alte Ort.

Am Samstag Abend ging er zu Barbro in den Wald hinauf. Sie saß auf der Staffel vor der Sennhütte und ließ die Hände im Schoß ruhen, und obgleich sie den Mann kommen sah, ging sie ihm nicht entgegen. Da setzte er sich neben sie. „Ich muß dir sagen, daß es mir sonderbar ergangen ist," sagte er. — „Ach so," sagte sie, ohne weiter zu fragen. — „Ich habe angefangen, dich lieb zu gewinnen." — Sie sah ihn an und da sah er, daß sie fast zu müde war, um die Augen zu ihm zu erheben. — „Das ist nun zu spät," sagte sie.

Er war ganz entsetzt, als er sah, wie es ihr ging. „Es ist nichts für dich, wenn du hier allein im Wald bist," sagte er. — „Doch, es geht mir gut hier, und ich will mein ganzes Leben lang hier bleiben."

Noch einmal versuchte der Mann, ihr zu sagen, daß er sie lieb habe, und daß er an niemand anders denke als an sie. Er habe nicht gewußt, wie es um ihn stehe, bis sie von Hause fortgegangen sei, sagte er.

Aber Barbro gab nur einsilbige Antworten. „Dies hättest du mir schon im vorigen Herbst sagen sollen," erwiderte sie. — „Ach lieber Gott, ist es nun bei dir

16*

vorbei?" sagte er und sah vollständig verzweifelt aus. — „O nein, es ist nicht vorbei," erwiderte sie und gab sich alle Mühe, vergnügt auszusehen.

Eines Tages im August kam der Mann wieder zu ihr hinauf. „Es haben sich traurige Dinge ereignet," sagte er, als er Barbro erreicht hatte. — „Was gibt es?" fragte sie. — „Dein Vater ist gestorben." — „Ja, das ist eine wichtige Nachricht für dich und mich," sagte sie.

Dann setzte sich Barbro auf einen Stein am Wege und forderte den Mann auf, sich neben sie zu setzen. — „Nun haben wir Freiheit, zu tun, was wir wollen," sagte sie, „und nun müssen wir uns scheiden lassen." — Er wollte sie unterbrechen, aber sie ließ ihn nicht zu Wort kommen. — „So lange Vater lebte, war es unmöglich, aber nun können wir sogleich um Scheidung einkommen," sagte sie, „das begreifst du doch wohl?" — „Nein," sagte er, „gar nichts verstehe ich davon." — „Du sahst doch wohl, welch ein Kind es war, das ich dir geboren hatte?" — „Es war ein schönes Kind," sagte er. — „Es war blind, und es wäre blödsinnig geworden," erwiderte sie. — „Das ist einerlei, wie es beschaffen war, ich will jedenfalls dich haben."

Sie faltete die Hände, und der Mann sah, daß sie die Lippen bewegte. „Dankst du Gott dafür?" fragte er. — „Den ganzen Sommer hindurch habe ich um Befreiung gebetet," sagte sie. — „Lieber Gott," rief er, „soll ich nun um so einer alten Fabel willen mein

Glück verlieren!“ — „Es war keine alte Fabel,“ sagte Barbro, „das Kind war blind.“ — „Das weiß niemand gewiß, und wenn es gelebt hätte, würdest du wohl gesehen haben, daß seine Augen ganz recht waren.“ — „Aber mein nächstes Kind würde jedenfalls schwachsinnig,“ sagte sie, „denn nun glaube ich daran.“

Der Mann stritt noch lange mit ihr. „Es ist nicht allein um des Kindes willen, daß ich mich scheiden lassen will,“ sagte sie. — Da fragte er, ob denn noch etwas anderes im Weg stehe. — „Ich will, daß du nach Jerusalem reisest und Gertrud heimführst.“ — „Niemals werde ich so etwas tun,“ versicherte er. — „Du mußt es um meinetwillen tun,“ sagte sie, „damit ich meinen Seelenfrieden wieder bekomme.“

Er aber widersetzte sich und sagte, daß sie etwas ganz Unvernünftiges von ihm verlange. „Du mußt es aber doch tun, weil es recht ist,“ beharrte sie. „Du siehst doch wohl ein, daß Gott nie aufhören würde, uns zu strafen, wenn wir als Mann und Frau weiter lebten.“

Sie wußte von der ersten Minute an, daß sie ihn zum Nachgeben bewegen würde, weil er ja ein schlechtes Gewissen hatte. „Du müßtest froh sein, daß du nun all das wieder gut machen kannst, was du im vorigen Jahr schlecht gemacht hast,“ sagte sie. „Es würde dich sonst dein ganzes Leben lang quälen.“ Und schließlich, als er sich noch immer widersetzte, fügte sie noch hinzu: „Wegen des Hofs brauchst du dir keine Sorgen zu machen; wenn du zurückkommst, kannst du ihn mir

abkaufen; aber während du in Jerusalem bist, werde ich dableiben und ihn besorgen."

So zogen sie denn miteinander auf den Hof hinunter, um die Scheidung ins Werk zu setzen. Nun hatte der Mann eine noch schwerere Zeit als vorher. Er sah, daß Barbro in dem Gedanken, von ihm frei zu werden, froh und glücklich war. Es war ihre größte Freude, davon zu reden, wie er und Gertrud es miteinander haben würden, und ganz besonderes Vergnügen bereitete es ihr, sich auszumalen, wie glücklich Gertrud sein werde, wenn er nach Jerusalem komme, um sie zu holen. Einmal, als sie eben lange davon gesprochen hatte, überkam es ihn plötzlich wie eine Offenbarung, daß Barbro ihn nicht mehr lieb haben könne, sonst würde sie doch nicht immerfort davon reden, ihn mit Gertrud zusammenzubringen. Da fuhr er auf und schlug mit der Hand auf den Tisch. „Ja, ich werde reisen," rief er, „aber nun sprich mir nicht mehr davon!" — „Dann wird alles gut," sagte sie und sah ganz vergnügt aus. „Erinnere dich nur immer daran, Ingmar, daß ich keine frohe Stunde mehr bekomme, bis du dich mit Gertrud versöhnt hast."

Und dann machten sie alles der Reihe nach durch; sie wurden vom Pfarrer ermahnt, sie wurden von dem Kirchengemeinderat ermahnt, und beim Herbstthing wurden sie geschieden."

Hier hielt Ingmar inne, und er legte die Feder nieder. Nun wußte der Pfarrer alles, und es blieb ihm nur noch übrig, ihn zu bitten, mit Barbro zu

reden und sie vor allem dazu zu bewegen, von ihrer Forderung, daß Ingmar Gertrud heirate, abzustehen. Der Pfarrer würde doch wohl verstehen, wie unmöglich das war. Wenn er sich jetzt Gertrud mit falscher Liebe näherte, so war das so viel, als sie zum zweiten Male zu betrügen.

Während Ingmar dies dachte, fielen seine Blicke auf die Worte, die er vorhin geschrieben hatte: „Du mußt es um meinetwillen tun, damit ich meinen Seelenfrieden wieder bekomme."

Er las sein Schreiben durch, und da war es ihm, als säße er wieder droben im Walde und höre Barbro sagen: „Du solltest froh sein, daß du das wieder gut machen kannst, was du schlecht gemacht hast."

„Und ist denn das, was sie von mir verlangt, zu schwer im Vergleich zu dem schweren Schicksal, das sie selbst tragen muß?" dachte er.

Da war es ihm plötzlich, als ob dieser Brief nun und nimmer unter Barbros Augen kommen dürfe. O nein, denn dann würde sie ja erfahren, daß er meinte, er könne es nicht durchführen. Sollte er sie auf diese erbärmliche Weise anflehen, ihn ohne Sühne und Strafe ausgehen zu lassen!

Sie hatte keinen Augenblick geschwankt, sie, nicht eine Sekunde, sobald sie geglaubt hatte, ihrem eignen Willen folgen zu dürfen. Ihn aber hatte sie die ganze Zeit zwingen müssen. Und nun sollte sie erfahren, daß er schrieb, er habe die Kraft nicht, das angefangene Werk durchzuführen!

Ingmar legte die beschriebenen Blätter aufeinander und steckte sie ein. „Es ist gewiß überflüssig, daß ich diesen Brief fertig schreibe," sagte er.

Er schraubte die Lampe hinunter und verließ die Schreinerwerkstatt. Noch immer sah er gedrückt und unglücklich aus, aber er war nun fest entschlossen, dem Willen seiner Frau nachzukommen.

Als er hinauskam, sah er dicht neben sich eine kleine Hinterpforte, die offen stand. Er stellte sich unter die Tür und atmete die frische Luft ein. „Es ist gewiß nicht mehr der Mühe wert, schlafen zu gehen," dachte er.

Sachte und verstohlen drangen die ersten Sonnenstrahlen hinter den Hügeln hervor, und allmählich wurden diese von einem rotbraunen Schimmer wie überzogen; übrigens wechselte alles ringsum, so weit das Auge reichte, mit jeder Minute die Farbe.

Von den Abhängen her, die unterhalb des Ölbergs liegen, sah Ingmar Gertrud daherkommen. Die Sonnenstrahlen folgten ihr und umspannen auch sie mit ihrem flimmernden Glanz. Mit leichten, fröhlichen Schritten kam sie näher, und Ingmar dachte, es sähe aus, als gehe der leuchtende Schein von ihr selbst aus.

Und hinter Gertrud sah Ingmar einen langen Mann auftauchen. Er folgte ihr in einer gewissen Entfernung und schaute nach der andern Seite, aber es war deutlich, daß er Gertrud bewachte.

Ingmar erkannte den Mann bald, und in dem-

selben Augenblick heftete er den Blick nachdenklich auf den Boden.

Dann schien ihm manches klar zu werden, was ihm am vorhergehenden Tag aufgefallen war, und eine große Freude stieg in seinem Herzen auf.

„Nun glaube ich, daß Gott mir helfen will," sagte er.

Der Derwisch

Eines Abends, gerade vor der Dämmerung, wanderte Gertrud durch die Straßen von Jerusalem. Da fiel ihr ein hoher, schlanker Mann in einem bis auf die Füße herabfallenden schwarzen Gewand auf, der vor ihr herging. Gertrud meinte, es sei etwas Ungewöhnliches an ihm, aber sie wußte nicht recht, worin es bestand. Es kam wohl nicht daher, daß er einen grünen Turban trug, um damit anzuzeigen, daß er ein Abkömmling des Propheten sei; Männern mit ähnlichen Kopfbedeckungen konnte man ja auf jeder Straße begegnen. Eher konnte es darauf beruhen, daß er das Haar weder abrasiert noch aufgesteckt hatte, wie es andre Morgenländer zu tun pflegen, sondern es in gleichmäßigen langen Locken auf die Schultern herabwallen ließ.

Gertrud folgte dem Mann mit den Blicken und konnte den Wunsch nicht unterdrücken, er möge sich

nur einmal umdrehen, damit sie sein Gesicht sehen könne. Da kam ihm ein junger Mann entgegen, der sich tief verbeugte, ihm die Hand küßte und dann weiter ging. Der Schwarzgekleidete blieb einen Augenblick stehen und schaute dem Manne nach, der ihn so demütig gegrüßt hatte, und auf diese Weise ging Gertruds Wunsch in Erfüllung.

Da versagte Gertrud beinahe der Atem vor glücklicher Überraschung. Unbeweglich, die Hand auf das Herz gedrückt, blieb sie stehen. „Das ist ja Christus!" sagte sie. „Das ist ja Jesus Christus, dem ich beim Waldbach begegnete."

Der Mann begann alsbald weiter zu gehen, und Gertrud versuchte ihm zu folgen, aber er bog nun in eine sehr belebte Straße ein, und da verlor sie gleich jede Spur von ihm. Nun schlug Gertrud wieder den Weg nach der Kolonie ein; sie ging sehr langsam, einmal ums andre blieb sie stehen, lehnte sich an eine Mauer und schloß die Augen.

„Wenn ich ihn nur in der Erinnerung behalten könnte," murmelte sie, „wenn ich nur immer sein Gesicht sehen könnte!"

Sie versuchte, ihren Augen tief einzuprägen, was sie soeben gesehen hatte. „Er hatte einen etwas graumelierten Bart," wiederholte sie sich, „der ganz kurz geschnitten war und in zwei Spitzen auslief. Er hatte ein längliches Gesicht; die Nase war auch lang, und die Stirne breit, aber nicht besonders hoch. Und er sah ganz so aus, wie ich Christus oft gemalt gesehen

habe; er war genau so, wie er mir damals auf dem Waldweg entgegenkam, nur war er jetzt noch schöner und herrlicher. Ein Licht ging von seinen Augen aus und eine große Macht, und um die Augen waren dunkle Ringe und auch viele Runzeln. Ja, um seine Augen herum lag alles vereinigt, Weisheit und Liebe und Schmerz und Mitleid und noch etwas andres, das andeutete, daß diese Augen bisweilen einen solchen Blick haben könnten, der durch den Himmel hindurch Gott und seine Engel zu schauen vermöchte."

Während des ganzen Heimwegs war Gertrud von höchstem Entzücken erfüllt. So von Glück durchströmt hatte sie sich seit jenem Tag nicht mehr gefühlt, wo sie Christus auf der Waldwiese gesehen hatte. Mit gefalteten Händen und nach oben gerichteteten Augen schritt sie dahin und sah aus, als wandle sie nicht mehr auf der Erde, sondern auf Wolken und blauer Luft.

Christus hier in Jerusalem zu begegnen, das war von viel größerer Bedeutung, als daß er sich ihr in der wilden Waldgegend in Dalarne gezeigt hatte. Da war er wie eine Erscheinung an ihr vorübergeglitten; aber wenn er sich nun hier offenbarte, so bedeutete das, daß er wiedergekommen war, um unter den Menschen zu wirken.

Ja, daß Christus wiedergekehrt war, das war etwas so Großes, daß sie gar nicht auf einmal auszudenken vermochte, wie viel es bedeutete, aber Friede und Freude und Seligkeit, das war das Erste, was diese Gewißheit mit sich brachte.

Als Gertrud vor die Stadt hinauskam und sich der Kolonie näherte, begegnete sie Ingmar Ingmarsson. Er trug noch immer den feinen schwarzen Anzug, der so schlecht zu seinen schwieligen Händen und groben Zügen paßte, und er sah düster und mißmutig aus.

Vom ersten Augenblick an, wo Gertrud Ingmar in Jerusalem wiedersah, hatte sie sich darüber verwundert, daß sie ihn einmal so lieb gehabt hatte. Und ebenso war es ihr höchst wunderbar vorgekommen, daß ihr Ingmar daheim als ein so vornehmer Herr erschienen war. So arm er auch gewesen war, sie und andre Leute hatten gemeint, sie könnte niemals eine bessere Heirat machen. Aber hier in Jerusalem sah er nur verkommen und verloren aus. Sie konnte nicht verstehen, was man im Heimatdorfe Merkwürdiges an ihm gesehen hatte.

Gleichzeitig hatte Gertrud auch keinerlei Widerwillen gegen Ingmar gefühlt, und sie hätte sich ihm gerne freundlich erzeigt, wenn ihr nicht jemand gesagt hätte, daß Ingmar von seiner Frau geschieden und nun nach Jerusalem gekommen sei, um Gertrud wiederzugewinnen. Da war sie erschrocken und hatte gedacht: „Nun kann ich nicht einmal mit ihm reden, denn ich muß ihm zeigen, daß ich mir nichts aus ihm mache. Jetzt darf ich ihn nicht einen Augenblick bei dem Glauben lassen, daß er mich wiederbekommen könnte. Er ist wohl hierhergereist, weil er meint, er habe sehr unrecht gegen mich gehandelt; aber wenn er sieht, daß

ich mir nichts mehr aus ihm mache, wird er wohl bald zur Vernunft kommen und wieder abreisen."

Aber als Gertrud Ingmar jetzt vor der Kolonie begegnete, dachte sie an nichts weiter, als daß sie nun einen Menschen gefunden hatte, dem sie ihre große wunderbare Entdeckung anvertrauen konnte. Sie stürzte auf ihn zu und rief ihm entgegen: „Ich habe Christus gesehen!"

Ein solch entzückter Ausruf hatte wohl nicht wieder über die kahlen Felder und Berge von Jerusalem hingeklungen, seit einst die frommen Weiber von dem verlassenen Grabe zurückkehrten und den Aposteln zuriefen: „Der Herr ist auferstanden!"

Ingmar blieb stehen und schlug die Augen nieder, wie es seine Gewohnheit war, wenn er seine Gedanken verbergen wollte. „Ach so," sagte er zu Gertrud, „hast du Christus gesehen?"

Gertrud wurde ungeduldig, ganz wie in früheren Tagen, wenn Ingmar sich nicht so schnell in ihre Träume und Ideen hineinversetzen konnte. Sie wünschte, sie wäre statt seiner Bo begegnet; er konnte sie weit besser verstehen. Aber sie begann doch zu erzählen, was sie gesehen hatte.

Ingmar sagte kein Wort, das verraten hätte, daß er ihr nicht glaube, jedenfalls aber kam es Gertrud vor, als schmelze das, was sie zu berichten hatte, während des Erzählens in ein Nichts zusammen. Sie war einem Mann auf der Straße begegnet, der Christus ähnlich sah, das war alles. Die ganze Sache war

ganz und gar wie ein Traum. Sie war ihr so merkwürdig vorgekommen, als sie sie erlebt hatte, aber sie zerfloß vollständig, als sie versuchte, davon zu sprechen.

Jedenfalls aber sah es aus, als sei Ingmar erfreut, daß sie ihn angeredet hatte. Er gab sich viele Mühe, sie nach Zeit und Ort, wo sie den Mann getroffen hatte, zu erkundigen. Und er ließ sich dessen Kleidung und Aussehen sehr genau beschreiben.

Aber als die beiden in der Kolonie ankamen, eilte Gertrud von Ingmar weg. Sie fühlte eine große Niedergeschlagenheit und eine unbegreifliche Müdigkeit. „Ich verstehe, es ist nicht die Absicht Gottes, daß ich es andern Menschen erzählen soll," dachte sie. „Ach, und ich war so glücklich, als nur ich allein es wußte!"

Sie beschloß, mit niemand mehr darüber zu sprechen, und wollte auch Ingmar bitten, zu schweigen. „Es ist ja die Wahrheit, es ist die Wahrheit," wiederholte sie für sich selbst, „daß ich ihm begegnet bin, gerade so, wie ich ihn auf dem Waldwege sah; aber es ist wohl zuviel verlangt, daß mir jemand glauben soll."

Ein paar Tage nachher wurde Gertrud sehr überrascht; Ingmar trat gleich nach dem Abendessen zu ihr und teilte ihr mit, daß auch er den Mann in dem schwarzen Anzug gesehen habe.

„Seit du mir erzähltest, daß sich ein solcher findet, bin ich auf derselben Straße oft auf und abgegangen und habe auf ihn gewartet," sagte Ingmar.

„Dann hast du mir also doch geglaubt?" sagte

Gertrud erfreut. Ihre ganze Glaubenszuversicht loderte wieder in ihr auf.

„Ich gehöre ja nicht zu denen, die so leicht etwas glauben," sagte Ingmar.

„Hast du je ein solches Gesicht gesehen?" fragte Gertrud.

„Nein," antwortete Ingmar, „ich habe noch nie ein solches gesehen."

„Geht es dir nicht auch so, daß du es immer vor dir siehst, wohin du auch gehst?"

„Doch, es ist ganz wahr, es geht mir genau so."

„Glaubst du nun nicht, daß es Christus ist?"

Ingmar vermied es, eine Antwort darauf zu geben. „Es ist seine Sache, uns zu zeigen, wer er ist."

„Ach, wer ihn doch noch einmal sehen könnte!" seufzte Gertrud.

Ingmar sah zweifelnd aus. „Ich weiß, wo er sich heut abend aufhält," sagte er phlegmatisch.

Da wurde Gertrud gleich Feuer und Flamme. „Nein, was du sagst! Weißt du, wo er sich aufhält?" rief sie. „Dann kannst du mich dorthin führen, damit ich ihn wiedersehe."

„Aber es ist schon ganz dunkel," sagte Ingmar, „und es ist wohl nicht ratsam, so spät in Jerusalem umherzugehen."

„Ach, das ist nicht gefährlich," sagte Gertrud, „ich bin schon öfters noch später zu Kranken gegangen."

Es kostete Gertrud viel Mühe, Ingmar zu überreden. „Willst du vielleicht nicht mit mir gehen, weil

du meinst, ich sei verrückt?" fragte sie, während ihre Augen ganz dunkel wurden und gefährlich aussahen.

„Es war dumm von mir, dir zu sagen, daß ich ihn gefunden habe," sagte Ingmar, „aber ich glaube, es wird am besten sein, wenn ich nun mit dir gehe."

Da wurde Gertrud so froh, daß ihr die Tränen in die Augen traten.

„Aber wir müssen versuchen, aus der Kolonie wegzukommen, ohne daß es jemand merkt," sagte sie. „Ich will mit niemand hier darüber sprechen, bis ich ihn noch einmal gesehen habe."

Es gelang ihr, eine Laterne aufzutreiben, und schließlich konnten sie sich auf den Weg machen. Sturm und Regen schlugen ihnen entgegen, aber Gertrud fragte nichts darnach.

„Bist du ganz sicher, daß ich ihn heute abend wiedersehen werde?" fragte sie einmal ums andre. „Bist du wirklich sicher, daß ich ihn sehen werde?"

Gertrud sprach unaufhörlich; nun war es, als hätte nie etwas Trennendes zwischen ihr und Ingmar bestanden, und sie schenkte ihm ihr ganzes Vertrauen wie in früheren Tagen. Sie erzählte ihm von den vielen Morgen, wo sie in Erwartung auf dem Ölberg gestanden hatte, und berichtete dabei auch, wie qualvoll es ihr gewesen war, daß bisweilen Menschen herbeigekommen waren und sie betrachtet hatten, während sie dort auf den Knieen lag und zum Himmel aufschaute. „Es war nicht angenehm für mich, wenn mich alle so sonderbar anschauten, gerade als ob ich

wahnsinnig wäre. Aber ich war ja so fest überzeugt, daß Christus kommen würde, da konnte ich es doch nicht unterlassen, hinaufzugehen und auf ihn zu warten."

„Es wäre mir freilich lieber gewesen, wenn er mit großer Macht und Herrlichkeit auf den Flügeln der Morgenröte erschienen wäre," sagte sie, „aber was mache ich mir schließlich daraus, wenn er nur überhaupt kommt. Was tut es, wenn er in der dunkeln Winternacht kommt, wenn er sich zeigt, wird es schon Tag und heller Morgen werden.

„Und wie merkwürdig ist es, Ingmar, daß du gerade jetzt hierherkommen mußtest, wo er hervortritt und zu wirken beginnt. Du bist glücklich, du hast nicht warten müssen. Du kommst mitten in der guten Zeit."

Plötzlich hielt Gertrud inne; sie hob die Laterne in die Höhe, um Ingmars Gesicht sehen zu können. Es sah düster und schwermütig aus.

„Du bist in diesem letzten Jahre recht alt geworden, Ingmar," sagte sie, „und ich verstehe, daß du dich meinetwegen mit Gewissensbissen geplagt hast. Aber du mußt nun vollständig vergessen, daß du dich gegen mich verschuldet hast. Es war Gottes Wille, und es mußte so gehen. Gott wollte dir und auch mir eine große Gnade erweisen, er wollte uns zu der rechten, großen Zeit hierher nach Jerusalem führen."

„Vater und Mutter werden nun auch zufrieden sein, wenn sie Gottes Absicht verstehen lernen," fuhr Gertrud fort. „Ja, sie haben mir auch nie ein hartes Wort darüber geschrieben, daß ich mich heimlich davon-

gemacht hatte; sie begriffen wohl, daß ich es daheim nicht aushalten konnte, aber über dich sind sie sehr erbittert gewesen, das weiß ich. Aber nun müssen sie sich mit den beiden Kindern, die in ihrem Hause aufgewachsen sind, wieder versöhnen. Weißt du, ich glaube beinahe, sie haben um dich mehr getrauert als um mich."

Schweigend wanderte Ingmar in dem Unwetter dahin, er antwortete auf dies ebensowenig, wie auf alles andre, was Gertrud sagte. „Ja, es ist schon so, er glaubt nicht, daß ich Christum gefunden habe," dachte Gertrud, „aber was tut es, da er mich dennoch zu ihm führt. Ach, wenn ich nur noch eine kleine Weile Geduld habe, dann werde ich bald alle Völker und Fürsten der Erde die Kniee vor ihm beugen sehen, vor ihm, der der Heiland ist!"

Ingmar führte Gertrud in den muhamedanischen Teil der Stadt, und sie durchschritten viele dunkle verschlungene Gassen. Endlich blieb er vor einer niedrigen Pforte in einer hohen fensterlosen Mauer stehen und stieß sie auf. Sie gingen durch einen langen Gang und gelangten dann auf einen erleuchteten Hof.

Einige Diener waren in einer Ecke mit einer Arbeit beschäftigt, und zwei alte Männer kauerten an der einen Mauer auf einer steinernen Bank, aber niemand schenkte Gertrud und Ingmar die allergeringste Aufmerksamkeit; sie setzten sich auf eine andre Bank, und Gertrud begann sich umzusehen.

Der Hof sah genau aus wie so viele andere, die Gertrud in Jerusalem gesehen hatte. Auf allen vier Seiten war er von einem bedeckten Säulengang umgeben, und über den offenen Platz in der Mitte war ein großes schmutziges Zeltdach gespannt, das in Fetzen und Streifen herunterhing.

Der ganze Ort schien einst reich und ansehnlich gewesen zu sein, obgleich er jetzt verfallen war. Die Säulen sahen aus, als seien sie einer Kirche entnommen worden. Sie hatten gewiß oben einmal schöne Verzierungen gehabt, aber nun waren diese abgebrochen und verunstaltet. Der Bewurf der Mauern war abgebröckelt, und aus Luken und Löchern schauten schmutzige Lumpen hervor. Auf der einen Seite war eine Menge alter Kisten und Hühnerkäfige aufgestapelt.

„Bist du ganz sicher, daß dies der Ort ist, wo ich ihn sehen soll?“ fragte Gertrud flüsternd.

Ingmar nickte und deutete auf zwanzig kleine Lammfelle, die in der Mitte des Hofes in einem Kreis auf dem Boden lagen. „Hier sah ich ihn gestern mit seinen Jüngern,“ sagte er.

Gertrud sah ein wenig enttäuscht aus, aber bald lächelte sie wieder. „Es ist merkwürdig, daß man ihn immer in Ehre und Herrlichkeit erwartet,“ sagte sie. „Aber er will nichts von alledem wissen, sondern kommt in Niedrigkeit und Armut. Aber du begreifst doch, daß ich nicht sein werde wie die Juden, die ihn nicht anerkennen wollten, weil er sich nicht als der Fürst und Herr dieser Welt zeigte.“

17*

Nach einer Weile kamen einige Männer von der Straße herein. Sie gingen langsam bis in die Mitte des Platzes und ließen sich da auf den kleinen Schaffellen nieder. Alle Eintretenden trugen orientalische Kleidung, in allem andern jedoch waren sie sich sehr unähnlich. Einige waren jung, einige alt, einige kamen in kostbarem Pelzwerk und Seidenstoffen, andere wie arme Wasserträger und Feldarbeiter gekleidet. Und je nachdem sie auftraten, begann Gertrud über sie zu sprechen und ihnen Namen beizulegen.

„Siehst du, dies ist Nikodemus, der bei Nacht zu dem Herrn kam," sagte sie von einem alten vornehmen Mann, „und der mit dem großen Bart ist Petrus, und dort drüben sitzt Josef von Arimathia. Nein, noch nie habe ich so gut verstanden, wie es zuging, wenn die Jünger sich um den Herrn versammelten. Der dort drüben, der die Augen niedergeschlagen hält, ist Johannes, und der Mann mit dem roten Haar unter der Filzmütze ist Judas. Aber die beiden, die dort auf der Bank kauern, ihre Wasserpfeifen rauchen und nichts darnach zu fragen scheinen, was sie zu hören bekommen werden, das sind zwei Schriftgelehrte. Sie glauben nicht an ihn und sind nur aus Neugierde gekommen oder um ihm zu widersprechen."

Während Gertrud auf diese Weise redete, war der Kreis vollzählig geworden. Gleich darauf kam der Mann, der erwartet wurde, und stellte sich in die Mitte.

Gertrud hatte nicht gesehen, woher er kam. Sie

schrie beinahe laut auf, als sie ihn plötzlich gewahrte. „Ja, ja, er ist es!“ rief sie und faltete die Hände.

Eine Weile schaute sie ihn unverwandt an, während er mit gesenkten Augen still wie im Gebet dastand. Und je länger sie ihn betrachtete, desto stärker wurde ihr Glaube.

„Kannst du denn nicht sehen, Ingmar, daß er kein Mensch ist?“ flüsterte sie; und Ingmar erwiderte auch flüsternd:

„Gestern, als ich ihm zuerst begegnete, glaubte ich auch, er sei mehr als ein Mensch.“

„Ich fühle Seligkeit, wenn ich ihn nur ansehe,“ sagte Gertrud. „Es giebt nichts, was ich nicht für ihn täte, wenn er mich darum bitten würde.“

„Es kommt wohl daher, daß wir gewöhnt sind, zu denken, der Heiland müsse auf diese Weise aussehen,“ sagte Ingmar.

Der Mann, den Gertrud für Christus hielt, stand nun mit aufrechter und befehlender Haltung mitten in dem Kreise seiner Anhänger. Dann machte er eine leichte Bewegung mit der Hand, und auf einmal begannen alle, die auf dem Boden um ihn herum saßen, ein lautes „Allah, Allah!“ anzustimmen. Gleichzeitig bewegten auch alle den Kopf, indem sie ihn mit einer scharfen Bewegung nach rechts warfen, dann nach links, nach rechts, nach links. Sie bewegten sich alle in demselben Takte, und bei jeder Wendung riefen sie: Allah, Allah! Der Mann in der Mitte stand beinahe ganz still, gab aber durch eine leichte Neigung des Kopfes den Takt an.

„Was ist dies?“ fragte Gertrud. „Was ist dies nur?“

„Du bist länger in Jerusalem als ich, Gertrud,“ sagte Ingmar, „du wirst wohl selbst wissen, was es ist.“

„Ich habe gehört, daß es Leute gibt, die man tanzende Derwische nennt,“ sagte Gertrud, „dies ist gewiß ihr Gottesdienst.“

Still saß sie da und überlegte, dann sagte sie: „Dies ist nur der Anfang, es ist vielleicht hier zu Lande so Sitte, und dies nimmt wohl die Stelle des Liedes ein, mit dem wir den Gottesdienst beginnen. Wenn es vorüber ist, wird er schon seine Lehre auslegen. Ach, wie glücklich werde ich sein, wenn ich seine Stimme höre!“

Die Männer, die mitten auf dem Hofe saßen, stießen noch immer ihr „Allah, Allah!“ hervor, während sie fortgesetzt den Kopf hin und her warfen. Sie bewegten sich in immer rascherem Takte, ihre Stirnen bedeckten sich mit Schweißtropfen, und die Allah-Rufe klangen wie ein Geröchel.

Mehrere Minuten lang fuhren sie ununterbrochen damit fort, bis ihr Führer eine leichte Bewegung mit der Hand machte; da mäßigten sie sich augenblicklich.

Gertrud hatte die Augen geschlossen, um nicht mehr sehen zu müssen, wie diese Menschen sich abquälten. Als es still wurde, schaute sie auf und sagte zu Ingmar: „Nun wird er wohl sprechen. Wer doch so glücklich wäre, seine Predigt verstehen zu können!

Aber ich will zufrieden sein, wenn ich nur seine Stimme höre!"

Einen Augenblick war es ganz still, aber bald machte der Anführer ein Zeichen, und da begannen seine Anhänger aufs neue Allah! Allah! zu rufen. Diesesmal wurde ihnen befohlen, nicht nur den Kopf, sondern auch den ganzen Oberkörper zu bewegen, und bald war alles wieder in vollem Gange. Der Mann mit den ehrfurchtgebietenden Zügen und den schönen Christusaugen dachte an nichts weiter, als seine Anhänger zu immer heftigeren Bewegungen anzutreiben. Eine Minute nach der andern ließ er sie so fortmachen. Sie hielten auch aus, wie von einer übernatürlichen Kraft getrieben, viel länger, als man es für menschenmöglich hätte halten sollen. Es war geradezu schauerlich, diese Männer zu sehen, die vor lauter Anstrengung dem Tode nahe zu sein schienen, und diese stöhnenden Ausrufe anhören zu müssen, die aus den nach Luft ringenden Kehlen förmlich hervorgestoßen wurden.

Nun entstand eine kleine Pause, dann begannen die heftigen Bewegungen aufs neue, dann trat wieder eine Pause ein.

„Diese Männer mußten sich gewiß lange darauf einüben, ehe sie es aushalten konnten, so ohne Unterbrechung fortzumachen," sagte Ingmar.

Mit einem hilflosen Blick und einem etwas ängstlichen Ausdruck sah Gertrud zu Ingmar auf, und ihre Lippen bebten, als sie sagte: „Glaubst du nicht, daß dies schließlich ein Ende nehmen wird?" Dann warf

sie einen Blick auf die hohe Gestalt, die gebieterisch und befehlend mitten unter den Anhängern stand, und neue Hoffnung belebte sie. „Gewiß werden bald die Kranken und Unglücklichen herbeikommen, um ihn um Hilfe zu bitten," sagte sie innig. „Und ich werde sehen, wie er die Wunden der Aussätzigen heilt und den Blinden das Augenlicht wiedergibt."

Aber der Derwisch fuhr fort, wie er begonnen hatte. Er machte ein Zeichen, daß sich alle erheben sollten, und nun wurden die Bewegungen noch heftiger. Alle blieben auf ihren Plätzen stehen, aber ihre armen Körper bewegten und schwangen sich mit der größten Heftigkeit hin und her. Glanzlos und blutunterlaufen starrten die Augen geradeaus, und mehrere der Männer schienen sich nicht mehr bewußt zu sein, wo sie sich befanden, ihre Körper bewegten sich wie unwillkürlich, hin und her, auf und ab, immer heftiger und heftiger.

Schließlich, nachdem die beiden wohl ein paar Stunden lang zugeschaut hatten, ergriff Gertrud in ihrer großen Angst Ingmar beim Arm. „Kann er sie denn nichts anderes lehren?" flüsterte sie.

Denn sie begann nun zu verstehen, daß der Mann, den sie für Christus gehalten hatte, die Menschen in nichts weiter unterrichten konnte, als in diesen wilden Übungen. Er hatte keinen andern Gedanken, als diese Wahnsinnigen aufzustacheln und anzufeuern. Wenn sich einer von ihnen eifriger und anhaltender bewegte als die andern, zog er ihn in den Kreis hinein und stellte den sich eifrig verneigenden und nach Luft

ringenden als ein Vorbild auf. Und auch er selbst, der Anführer, wurde immer eifriger; auch sein Körper begann sich hin und her zu wiegen und sich zu verdrehen, als sei er nicht mehr im stande, sich ruhig zu verhalten.

Gertrud kämpfte mit dem Weinen und mit der Verzweiflung. Alle Hoffnungen und Träume erloschen in ihrer Seele. „Hat er sie denn nichts, gar nichts zu lehren?“ fragte sie einmal ums andere.

Gleichsam als Antwort darauf machte der Derwisch den Dienern, die an den Übungen keinen Anteil genommen hatten, ein Zeichen. Sie ergriffen ein paar Instrumente, die an einem Pfeiler hingen; es waren Trommeln und Tamburine. Und in dem Augenblick, wo die Musik erklang, wurden die Rufe immer lauter und gellender, und die Menschen verrenkten sich immer ungestümer. Mehrere rissen ihren Fez und Turban vom Kopf und lösten ihr Haar auf, das wohl einen halben Meter lang war. Sie sahen entsetzlich aus, während sie sich so hin und her schwangen, daß ihnen das lange Haar bald um das Gesicht flog, bald den Rücken hinunterfloß. Ihre Augen wurden immer starrer, die Gesichter leichenhaft, ihre Bewegungen gingen in krampfhafte Zuckungen über, und aus ihrem Munde drang weißer Schaum.

Gertrud stand auf; alle Freude und Begeisterung waren in ihr erstorben; die letzte Hoffnung war erloschen. Nichts war zurückgeblieben als ein tiefer Widerwillen. Sie ging dem Ausgang zu, ohne sich

auch nur nach dem umzusehen, den sie vor kurzem noch für den ausgesandten Heiland gehalten hatte.

„Es ist recht schade um dieses Land,“ sagte Ingmar, als sie auf der Straße waren. „Bedenke, welche Lehrer sich früher hier fanden, und nun geht der ganze Unterricht dieses Mannes darauf aus, seine Anhänger dazu zu bringen, sich wie Verrückte zu verdrehen und zu verrenken.“

Gertrud gab keine Antwort; rasch schritt sie vorwärts. Als sie vor der Kolonie standen, hob sie die Laterne in die Höhe. „Hattest du ihn gestern auch so gesehen?“ fragte sie und betrachtete Ingmars Gesicht mit zornig flammenden Augen.“

„Ja,“ antwortete Ingmar ohne Zögern.

„Tat es dir so weh, mich glücklich zu sehen, daß du ihn mir zeigen mußtest?“ sagte Gertrud. „Das werde ich dir nie verzeihen,“ fügte sie nach einer Pause hinzu.

„Das kann ich gut verstehen,“ sagte Ingmar, „aber man muß trotzdem tun, was recht ist.“

Sie schlüpften durch die Hintertür hinein, und mit einem erbitterten Auflachen verließ Gertrud Ingmar. „Du kannst nun ruhig schlafen, jawohl,“ sagte sie. „Du hast deine Sache gut gemacht, ich glaube nun nicht mehr, daß dieser Mann Christus ist. Ich bin nicht mehr verblendet, du hast deine Sache gut gemacht.“

Leise ging Ingmar nach der Treppe, die zu dem Schlafzimmer der Männer führte. Gertrud kam hinter

ihm her. „Vergiß nur nicht, daß ich dir dies niemals verzeihen werde," wiederholte sie.

Hierauf begab sie sich in ihr eigenes Zimmer, legte sich zu Bett und weinte sich in Schlaf. Früh am nächsten Morgen erwachte sie, blieb aber ruhig liegen. Sie verwunderte sich. „Was ist denn das, daß ich nicht aufstehe? Woher kommt es denn, daß ich mich nicht nach dem Ölberg sehne?" fragte sie sich.

Dann schlug sie die Hände vors Gesicht und brach aufs neue in Tränen aus. „Ich erwarte ihn nicht mehr. Ich habe keine Hoffnung mehr. Es tat zu weh gestern, als ich sah, daß ich mich getäuscht hatte. Ich wage es nicht mehr, ihn zu erwarten. Ich glaube nicht, daß er kommt!" schluchzte sie.

Und Gertrud hielt sich wirklich beinahe eine Woche lang vom Ölberge fern. Aber da erwachte die alte Sehnsucht und der Glaube aufs neue in ihr. Eines Morgens schlich sie sich wieder hinaus; und dann war alles wieder beim alten.

Eines Abends, als die Kolonisten wie gewöhnlich in dem großen Saal versammelt waren, sah Ingmar, daß Gertrud sich neben Bo setzte und lange eifrig mit ihm sprach.

Nach einer Weile stand Bo auf und trat zu Ingmar.

„Gertrud hat mir erzählt, was du neulich abends für sie zu tun versucht hast," sagte Bo.

„Ach so," erwiderte Ingmar, der nicht wußte, wo der andere hinaus wollte.

„Du mußt nicht glauben, ich könne nicht verstehen, daß du ihren Verstand retten wolltest," sagte Bo.

„Es steht wohl nicht so gefährlich mit ihr," sagte Ingmar.

„Doch," sagte Bo, „wer mit dieser Sorge nun seit mehr als einem Jahre herumgegangen ist, der weiß, daß es gefährlich ist."

Er wandte sich zum Gehen, da streckte Ingmar plötzlich die Hand aus. „Ich will dir etwas sagen, Bo," sagte er, „mit keinem andern hier möchte ich lieber Freundschaft schließen als mit dir."

„Es wird wohl nicht lange dauern, bis wir uns wieder gestritten haben," sagte Bo lachend. Er ergriff aber doch Ingmars Hand und drückte sie.

In den Tagen der Armut

Als Ingmar einige Monate in Jerusalem zugebracht hatte, blieb er eines Tages neben dem Jaffator stehen. Es war ungewöhnlich schönes Wetter, viele Leute waren unterwegs, und Ingmar betrachtete vergnügt den bunten Menschenstrom, der durch das Tor hinein- und herauszog.

Aber er hatte noch nicht lange dagestanden, als er ganz vergaß, wo er sich befand. Seine Gedanken begannen sich mit einer Frage zu beschäftigen, die ihn alle Tage in Spannung versetzte. „Wenn ich nur

wüßte, wie ich Gertrud bewegen könnte, die Kolonie zu verlassen," dachte er, „aber es sieht ganz unmöglich aus."

Ingmar war sich vollständig klar darüber, daß er Gertrud nicht in Jerusalem zurücklassen könne, sondern daß er sie mit nach Hause nehmen müsse, wenn er jemals wieder Frieden finden sollte. „Ach, wenn ich sie wieder daheim in dem alten Schulhause hätte!" dachte er. „Wenn ich sie aus diesem entsetzlichen Lande weg hätte, wo es so viele grausame Menschen gibt und so viele gefährliche Krankheiten und so viele sonderbare Ideen und Schwärmereien. Gertrud nach Dalarne zurückzubringen, das ist jetzt wirklich das einzige, woran ich zu denken habe. Ich darf mich gar nicht dabei aufhalten, ob ich sie lieb habe oder ob sie mich lieb hat, ich muß bloß versuchen, sie ihren alten Eltern zurückzuführen."

„Es steht wirklich jetzt nicht so gut in der Kolonie wie bei meiner Ankunft," dachte Ingmar weiter. „Harte Zeiten sind eingekehrt, und es könnte sein, daß ich Gertrud schon allein darum fortbringen müßte. Ich weiß gar nicht, warum die Kolonisten auf einmal so arm geworden sind; sie scheinen vollständig ohne Geld zu sein. Niemand wagt sich einen neuen Rock oder ein Kleid anzuschaffen, niemand getraut sich beim Obsthändler eine Apfelsine zu kaufen, ja, ich glaube, sie meinen, sie dürften sich bei den Mahlzeiten nicht mehr recht satt essen."

In der letzten Zeit hatte Ingmar zu bemerken

geglaubt, daß Gertrud eine Neigung zu Bo gefaßt habe, und er bildete sich ein, sie würde ihn vielleicht mit der Zeit heiraten, wenn sie nur glücklich daheim wären. Ingmar sah ein, daß dies das allergrößte Glück wäre, das er nun erwarten könnte. „Ich weiß ja wohl, daß ich Barbro nie wieder bekommen kann," dachte er, „aber ich wollte zufrieden sein, wenn ich davon befreit würde, eine andere heiraten zu müssen, und einsam durchs Leben gehen dürfte." Aber er beeilte sich immer sehr, diese Gedanken von sich wegzuschieben. Er ging mit sich selbst sehr streng ins Gericht. „Du sollst weder an dies noch an jenes denken, und du sollst dir nichts einbilden; du hast nichts weiter zu tun, als zu überlegen, wie du Gertrud nach Hause bringen kannst."

Während Ingmar so in seine Gedanken versunken dastand, sah er einen der Gordonisten aus dem amerikanischen Konsulat, das neben dem Jaffator liegt, herauskommen, und zwar in Gesellschaft des Konsuls selbst. Ingmar wußte nun ziemlich gut Bescheid über das, was die Kolonisten anbetraf, und er wußte genau, daß der Konsul es beständig versuchte, ihnen auf jede Weise zu schaden. Es herrschte große Feindschaft zwischen ihm und allen, die zu der Kolonie gehörten.

Der Mann, der den Konsul besucht hatte, war ein Amerikaner, namens Clifford. Als die beiden nun auf die Straße herauskamen, verabschiedete sich der Konsul von ihm, und es schien eine gute Kameradschaft zwischen ihnen zu bestehen.

„Du willst also morgen den Versuch machen?" fragte der Konsul.

„Ja," antwortete der Mann, „ich muß sehen, daß die Sache ins klare kommt, so lange Mrs. Gordon abwesend ist."

„Habe nur guten Mut," sagte der Konsul, „ich werde dir den Rücken decken, wie es auch immer gehen mag."

In diesem Augenblick gewahrte der Konsul Ingmar. „Ist das nicht einer von den eurigen?" fragte er mit gedämpfter Stimme.

Clifford sah sich erschreckt um, beruhigte sich aber, als er Ingmar erkannte. „Jawohl, das ist einer, der den ganzen Tag im Schlaf zu wandeln scheint," sagte er, ohne sich auch nur die Mühe zu geben, etwas leiser zu sprechen. „Er ist erst vor kurzem angekommen, und ich glaube nicht, daß er englisch versteht."

Dadurch wurde der Konsul auch beruhigt, und als er sich von Clifford trennte, sagte er: „Morgen werden wir nun also diese ganze Bande los werden."

„Ja," erwiderte Clifford, aber er sah nun etwas unsicher aus. Er schaute dem Konsul einen Augenblick nach, und da meinte Ingmar zu sehen, daß er zitterte, auch war sein Gesicht förmlich aschgrau. Schließlich entfernte er sich. Ingmar rührte sich nicht vom Fleck. Aber das, was er eben vernommen hatte, erweckte doch allerlei unruhige Gedanken in ihm.

„Ja, er hat ganz recht, ich verstehe allerdings

nicht besonders gut englisch," sagte Ingmar, „aber so viel habe ich doch verstanden, daß er im Sinn hat, gerade jetzt irgend eine Schlechtigkeit in der Kolonie auszuführen, jetzt, wo Mrs. Gordon in Jaffa ist. Ich möchte wohl wissen, was er im Sinn hat. Der Konsul sah so vergnügt aus, als ob bereits die ganze Kolonie zu Fall gebracht worden wäre."

„Dieser Mensch da ist gewiß schon lange mit den Einrichtungen in der Kolonie unzufrieden gewesen," dachte Ingmar weiter. „Ich habe gehört, er sei im Anfang der Eifrigste gewesen, aber in der letzten Zeit hat sich dieser Eifer wohl abgekühlt. Ja, wer weiß, ob sich nicht in der Kolonie ein Mädchen befindet, das er lieb hat und das er auf keine andre Weise aus der Kolonie herausbringen kann, und nun denkt er wahrscheinlich, die Kolonie könne nicht bestehen, weil die Armut eingekehrt ist, und so wäre es gut, wenn sie aufgelöst würde, je eher, je lieber. Ja, wenn ich es genau überlege, glaube ich sicher, daß es die Armut ist, die ihn so mißvergnügt macht. Schon lange schleicht er herum und hetzt die andern auf. Einmal hörte ich selbst, wie er Bemerkungen über Miß Young machte, daß sie feiner gekleidet sei als die andern jungen Mädchen, und ein andermal behauptete er, an dem Tische, wo Miß Gordon sitze, seien die Speisen besser, als an den andern."

„Gott sei uns gnädig!" dachte Ingmar, während er auf die Straße hinaustrat. „Es ist gewiß ein

gefährlicher Mensch. Ich muß so schnell als möglich heimgehen und erzählen, was ich gehört habe."

Aber im nächsten Augenblick stand Ingmar schon wieder auf seinem vorigen Platz neben dem Tor. „Du, Ingmar, du solltest gewiß der letzte sein, der den Kolonisten dergleichen mitteilt," sagte er zu sich selbst. „Laß' du diesen Mann nur weiter machen, dann bekommst du selbst leichte Arbeit. Hast du nicht eben darüber nachgegrübelt, wie du Gertrud dazu bringen könntest, sich von der Kolonie zu trennen? Nun geht es ganz von selbst. Der Konsul und dieser Clifford waren ja fest überzeugt, daß es in kurzem keine Gordonisten mehr in Jerusalem geben werde."

„Ja, wenn es nur auch gut wäre, wenn die Kolonie aufgelöst würde!" dachte Ingmar. „Dann würde Gertrud wahrscheinlich von Herzen gerne mit nach Schweden zurückkehren."

In dem Augenblick, wo in Ingmar der Gedanke an eine baldige Heimreise aufstieg, fühlte er auch, wie sehr er sich darnach sehnte. „Das muß ich sagen, wenn ich daran denke, daß ich jetzt im Februar von rechtswegen bei der Winterarbeit im Walde sein sollte, dann zuckt es mir in den Gliedern, und es kribbelt mir ordentlich in den Fingern vor lauter Lust, den Stiel einer Axt zu umspannen. Ich kann kaum verstehen, wie die Schweden es hier ohne die Arbeit im Wald und auf den Feldern aushalten können. Und ich glaube auch, daß ein Mann wie Tims Halfvor heutigen Tags noch leben würde, wenn er einen

Kohlenmeiler zu versorgen oder ein Feld zu pflügen gehabt hätte."

Ingmar konnte sich vor lauter Eifer und Sehnsucht kaum ruhig verhalten. Er ging durch das Tor hinaus und den Weg entlang, der quer durch das Tal Hinnom führt. Einmal ums andre und mit immer größerer Bestimmtheit kehrte der Gedanke zurück, daß Gertrud Bo heiraten würde, wenn sie nur daheim in Schweden wären, und daß er, Ingmar, dann für immer allein bleiben dürfte. „Möglicherweise kehrt auch Karin mit heim und willigt ein, Hausmutter auf dem Ingmarshof zu werden," dachte er. „Das wäre am allerbesten, und dann könnte ihr Sohn einmal den Ingmarshof erben."

„Und wenn Barbro auch in das Heimatsdorf ihres Vaters zieht, dann ist sie doch nicht so weit weg, daß ich sie nicht ab und zu sehen kann," fuhr er in seinen Plänen fort. „Wenn ich will, kann ich jeden Sonntag nach ihrer Kirche hinausfahren, und bisweilen treffen wir uns wohl auch bei einer Hochzeit oder bei einem Begräbnis. Und bei einer Gesellschaft kann ich mich auch neben sie setzen und mich mit ihr unterhalten. Wir sind ja keine Feinde, obgleich wir uns trennen mußten."

Einmal begann Ingmar sich auch zu fragen, ob es wohl unrecht sei, daß er sich über die möglicherweise bevorstehende Auflösung der Kolonie freue. Aber er verteidigte sich sehr eifrig vor sich selbst. „Man kann freilich nicht lange hier unter den Kolonisten leben,

ohne zu sehen, daß es ganz ausgezeichnete Leute sind,“ dachte er, „und doch könnte niemand wünschen, daß es so weiter geht. Wenn man bedenkt, wie viele von ihnen schon gestorben sind und wie viel Verfolgungen sie haben ausstehen müssen; und nun diese bittre Armut, die über sie hereingebrochen ist! Ja, und da diese Armut nun einmal da ist, kann man gewiß nichts andres wünschen, als daß die Kolonie so bald als möglich aufgelöst werde.“

Während er diesen Gedanken nachhing, war Ingmar immer weiter gegangen. Er hatte das Tal Hinnom hinter sich gelassen und war auf dem Weg nach dem „Berg des bösen Rats“ weitergegangen. Hier waren überall neue palastähnliche Gebäude neben höchst altertümlichen Ruinen. Ingmar war zwischen diesen hingeschritten, ohne daran zu denken, wohin er geraten war; bald war er stehen geblieben, bald weiter gegangen, wie es der Fall zu sein pflegt, wenn man in tiefe Gedanken versunken ist.

Schließlich hatte er unter einem Baume Halt gemacht und auch schon eine ganze Weile da verweilt, ehe er den Baum selbst betrachtete. Dieser war sehr hoch und von den andern Bäumen insofern ganz verschieden, als er nur auf der einen Seite des Stammes Zweige hatte, aber keiner der Zweige wuchs nach oben, sondern alle miteinander bildeten eine dichte, struppige Masse, die in gerader Richtung nach Osten deutete.

Als Ingmar schließlich den Baum erkannte, fuhr er erschreckt zusammen. „Dies ist der Judasbaum,“

18*

dachte er, „an dem hat sich der Verräter erhängt. Wie merkwürdig, daß ich hierher geraten bin!“

Aber er ging nicht weiter, sondern betrachtete fortgesetzt den Baum.

„Nun möchte ich wohl wissen, ob Gott mich hierher geführt hat, weil er meint, ich handle wie ein Verräter an der Kolonie?“

Wieder stand er eine Weile still da. „Wenn es nun doch Gottes Wille wäre, daß diese Kolonie da sein und Bestand haben solle?“

Ingmar fühlte sich in seinem Denken wie gelähmt, und die Gedanken, mit denen er sich abmühte, waren von schmerzlicher und bittrer Art.

„Du magst dich verteidigen, wie du willst, aber es ist doch Unrecht, daß du die Kolonisten nicht warnst, wo du doch weißt, daß Pläne gegen sie geschmiedet werden,“ sagte er zu sich selbst.

„Es sieht aus, als glaubtest du, Gott habe nicht gewußt, was er wollte, als er deine nächsten Anverwandten in dies fremde Land führte. Aber wenn du auch seine Absicht nicht verstehen kannst, so begreifst du doch wohl, daß er nicht meinte, all dies solle nur ein paar kurze Jahre Bestand haben.

„Vielleicht sah Gott auf Jerusalem herab und auf all die Streitigkeiten, die sich in der Stadt erhoben, und da dachte er: ‚Sehet, selbst hier will ich eine Freistatt schaffen, wo Einigkeit wohnen soll, und eine Stätte für Eintracht und Frieden will ich hier errichten!“

Noch immer stand Ingmar unbeweglich und ließ seine Gedanken sich durchkämpfen. Sie standen sich wie Streiter gegenüber und drangen heftig aufeinander ein.

Die vor kurzem gefaßte Hoffnung, bald heimreisen zu dürfen, hatte sich in seinem Herzen fest eingewurzelt, und er kämpfte zäh, sie behalten zu dürfen. Die Sonne sank, rasch brach die Dunkelheit herein, aber noch immer stand Ingmar im Abenddunkel da und kämpfte.

Endlich faltete er die Hände und betete: „Nun bitte ich dich, lieber Gott, daß du mir hilfst, deine Wege zu gehen,“ sagte er.

Kaum hatte er dies gesagt, als es ihm wunderbar friedvoll zu Mut wurde. Gleichzeitig entschwand aber auch jeglicher Eigenwille aus seinem Herzen, und er begann einem Willen zu folgen, der nicht sein eigner, sondern der eines andern war. Er empfand dies so deutlich, wie wenn ihn jemand an der Hand genommen hätte, um ihn zu leiten. „Gott ist es, der mich führt,“ dachte er.

Er stieg von dem „Berg des bösen Rats“ hinab, wanderte durch das Tal Hinnom zurück und an Jerusalem vorüber. Die ganze Zeit war es seine Absicht, sich in die Kolonie zu begeben und den Obern dort mitzuteilen, was er entdeckt hatte. Aber als er an die Stelle kam, wo die Straße nach Jaffa abzweigt, hörte er plötzlich Pferdegetrappel hinter sich. Er wandte sich um. Ein Dragoman, der wiederholt in der Kolonie

gewesen war, jagte mit zwei Pferden daher; auf dem einen saß er, und das andre führte er am Zügel.

„Wohin reitest du?“ fragte Ingmar und winkte ihm, seine Eile etwas zu mäßigen.

„Nach Jaffa,“ antwortete der Mann.

„Nach Jaffa möchte ich selbst auch,“ sagte Ingmar schnell. Es fiel ihm sogleich ein, daß er diese Gelegenheit benützen sollte, um geradewegs zu Mrs. Gordon zu eilen, anstatt vorher in die Kolonie zurückzugehen.

Die beiden kamen schnell überein, daß Ingmar auf dem ledigen Pferd nach Jaffa reiten solle. Es war ein gutes Tier, und Ingmar wünschte sich zu seinem guten Einfall Glück. „Die sieben Meilen nach Jaffa werde ich wohl in dieser Nacht noch zurücklegen können,“ dachte er, „und dann kann Mrs. Gordon morgen nachmittag daheim sein.“ Aber als Ingmar eine Stunde geritten war, merkte er, daß sein Pferd lahmte. Er stieg ab und fand, daß es ein Hufeisen verloren hatte. „Was sollen wir nun tun?“ fragte Ingmar den Dragoman.

„Ja, da bleibt mir nichts andres übrig, als wieder nach Jerusalem zurückzukehren und das Pferd frisch beschlagen zu lassen.“

Da stand nun Ingmar allein mitten auf dem Weg und wußte nicht recht, was er nun tun solle. Doch entschloß er sich rasch, den Weg nach Jaffa zu Fuß fortzusetzen. Er wußte zwar nicht, ob dies das Klügste war, was er tun konnte, aber jene Macht, die

über ihm war, trieb ihn vorwärts. Er hatte keine Ruhe, er konnte nicht umkehren.

Mit langen Schritten wanderte Ingmar also gen Jaffa, und er kam tüchtig vorwärts. Aber nach einer Weile wurde er doch unruhig. „Wenn ich nur wüßte, wie ich erfahren soll, wo Mrs. Gordon in Jaffa wohnt Als der Dragoman bei mir war, da war es etwas andres, nun muß ich wohl von Haus zu Haus gehen und nach ihr fragen.“ Aber obgleich er die Berechtigung dieser Unruhe wohl einsah, wanderte er doch weiter. Es war eine gute breite Landstraße, auf der er dahinschritt, und es wäre ihm nicht schwer geworden, sie zu finden, selbst wenn die Nacht finster gewesen wäre. Aber gegen acht Uhr ging der Mond auf, und in seinem hellen Scheine wurden alle die Anhöhen, zwischen denen sich der Weg hinzieht, ringsumher sichtbar.

Über diese Hügel zog sich die Straße hin, bergauf, bergab. Sobald Ingmar die eine Anhöhe überwunden hatte, stand eine neue da und wartete auf ihn. Dann und wann fühlte er sich sehr müde, aber jene fremde Macht trieb ihn weiter, er nahm sich keine Zeit, anzuhalten, oder auch nur eine einzige Minute auszuruhen.

Eine Stunde nach der andern ging es auf diese Weise vorwärts. Er wußte nicht, wie lange er schon gegangen war, aber noch immer befand er sich zwischen den Bergen. Sobald er die Spitze eines Hügels erreicht hatte, dachte er, nun sei er doch wohl soweit gekommen, daß er die Ebene Saron und das Meer, das sich

dahinter ausbreitet, sehen könne. Aber er sah nichts als Hügelketten, die sich vor ihm auftürmten.

Ingmar zog seine Uhr heraus. Der Mondschein war so hell, daß er das Zifferblatt und die Zeiger ganz leicht unterscheiden konnte. Es war schon gegen elf Uhr. „Ach, ist es schon so spät?“ dachte er. „Und ich bin noch immer auf dem Gebirge Juda!“

Eine immer größere Sehnsucht ergriff ihn; er konnte nicht mehr gehen, er mußte laufen. Er keuchte, das Blut hämmerte ihm in den Schläfen, und sein Herz klopfte heftig. „Ich richte mich zu Grunde,“ sagte er, „auf diese Weise kann ich nicht fortmachen.“ Aber trotzdem rannte er weiter.

In größter Eile ging es nun einen langen Abhang hinunter. Der Weg lag glatt und eben im Mondschein da, und Ingmar dachte an keine Gefahr. Aber drunten im Tal kam er auf einmal in einen finstern Wald hinein. Da sah er den Weg nicht so deutlich, lief aber doch immer gleich schnell. Dann stolperte er über einen Stein und fiel zu Boden.

Rasch war er wieder auf den Beinen, merkte jedoch gleich, daß er ein Knie verletzt hatte, so daß er nur schwer gehen konnte. Da setzte er sich am Wegrand nieder. „Es wird wohl bald vorübergehen,“ dachte er, „ich muß nur ein wenig ausruhen.“

Aber es war ihm beinahe unmöglich, still zu sitzen, kaum nahm er sich Zeit, ordentlich Atem zu schöpfen.

„Ich merke wohl, daß ich mich nicht selbst in der

Gewalt habe," sagte er. „Es ist mir gerade, als treibe und schleppe mich jemand nach Jaffa."

Er stand wieder auf, und obgleich ihn sein Knie heftig schmerzte, kümmerte er sich doch nicht darum, sondern wanderte weiter. Nach einer Weile versagte das Bein aber geradezu den Dienst, und Ingmar blieb auf der Straße liegen.

„Nun ist es aus mit mir," sagte er, als er zu Boden sank, und redete damit die Macht an, die ihn vorwärts trieb. „Nun mußt du in Gottes Namen etwas ausfindig machen, um mir zu helfen."

Kaum hatte Ingmar dies gesagt, als er in der Ferne das Rollen von Rädern vernahm. Es kam mit ungeheurer Geschwindigkeit näher. Beinahe in demselben Augenblick, wo er es in der Ferne vernahm, war es auch schon ganz nahe, und er merkte an der Geschwindigkeit, daß die Pferde in wildem Galopp über die Hügel daher gesaust kamen. Vor allem vernahm man das unaufhörliche Knallen einer Peitsche und die Rufe, mit denen der Kutscher die Pferde antrieb.

Rasch stand Ingmar von der Straße auf und setzte sich an den Rand des Weges, um nicht überfahren zu werden.

Endlich kam das Gefährt den langen Abhang herunter, den Ingmar vorhin herabgerannt war, und dieser konnte nun gut sehen, wer kam. Es war ein gewöhnlicher, einfacher, grünangestrichener Karren von der Art, wie sie in Westdalarne im Gebrauch sind. „Ach so," dachte Ingmar sogleich, „dies geht wohl

nicht mit rechten Dingen zu; solche Karren gibt es hier in Palästina nicht." Und der Kutscher kam ihm noch sonderbarer vor. Er war auch von daheim und sah wie ein richtiger Dalekarlier aus mit seinem kleinen schwarzen Hut und dem ringsherum gleichmäßig abgeschnittenen Haar. Und zu allem hin hatte er den Rock abgeworfen und fuhr in einer grünen Tuchweste mit roten Ärmeln. Dieses Kleidungsstück war aus Dalarne, darüber konnte sich niemand täuschen. Das Pferd war auch sonderbar. Es war ein prächtiges, großes, starkes Tier von kohlschwarzer Farbe und so blank und wohlgepflegt, daß es förmlich glänzte. Der Mann, der im Wagen saß, setzte sich nicht nieder, sondern stand über das Pferd gebeugt und schlug es mit der Peitsche auf den Kopf, um es anzutreiben. Aber das Pferd schien die Schläge nicht zu fühlen, auch war es gar nicht ermüdet von der furchtbaren Eile, sondern jagte dahin, als sei es nur ein Spiel.

Nachdem der Mann in dem Karren Ingmar erreicht hatte, hielt er mit einem Ruck das Pferd an. „Du kannst mit mir fahren, wenn du willst," sagte er.

Aber so sehr Ingmar auch darauf aus war, weiter zu kommen, so hatte er doch keine rechte Lust, diesem Anerbieten Folge zu leisten, und zwar nicht allein, weil er wußte, daß alles miteinander Spuk und Hexerei war, sondern weil der Mann ein sehr unangenehmes Gesicht hatte, ganz bedeckt mit Narben, als sei er oft bei Schlägereien gewesen; und über dem einen Auge hatte er überdies eine frische Stichwunde.

„Ich fahre jedenfalls schneller, als du es gewohnt bist,“ sagte der Mann, „und ich glaubte, du habest Eile.“

„Hast du ein sicheres Pferd?“ fragte Ingmar.

„Es ist zwar blind, aber es ist sicher genug.“

Da begann Ingmar vom Kopf bis zu den Füßen zu zittern. Der Mann beugte sich aus dem Wagen und sah ihm ins Gesicht.

„Komm du nur vertrauensvoll mit,“ sagte er, „du wirst ja schon verstehen, wer mich schickt.“ Als er dies gesagt hatte, war es Ingmar, als kehre sein ganzer Mut zurück. Er stieg in den Karren, und in wahnsinniger Eile ging es hinunter in die Ebene Saron.

* * *

Mrs. Gordon war nach Jaffa gereist, um eine Freundin zu pflegen, die plötzlich erkrankt war. Es war die Frau eines Missionars, der den Kolonisten immer freundlich gesinnt gewesen war und ihnen mancherlei Hilfe hatte zu teil werden lassen.

Es war in der Nacht, wo Ingmar Ingmarsson auf dem Weg nach Jaffa war. Mrs. Gordon hatte bis nach Mitternacht bei der Kranken gewacht und war eben abgelöst worden. Als sie aus dem Krankenzimmer kam, sah sie, daß die Nacht hell und klar war, mit solch wunderschönem silberhellem Mondschein, wie man ihn nur an der Meeresküste zu sehen bekommt. Sie trat auf einen Altan und schaute über die großen Orangengärten hin, über die alte, an den schroffen

Felsen hinaufgebaute Stadt und über das endlose, glitzernde Meer.

Mrs. Gordon befand sich nicht in der Stadt selbst, sondern in der deutschen Kolonie, die auf einer kleinen Anhöhe vor der Stadt liegt. Gerade unter dem Altan geht mitten durch die Kolonie hindurch die breite Landstraße vorüber. In dem weißen Mondschein konnte Mrs. Gordon diese eine ganze Strecke weit zwischen Häusern und Gärten verfolgen.

Und da sah Mrs. Gordon, wie ein Mann äußerst sachte und langsam auf dem Wege daherkam. Es war ein großer Mann, und der Mondschein ließ ihn noch größer erscheinen, als er in Wirklichkeit war, so daß er ihr wie ein richtiger Riese vorkam. So oft er ein Haus erreicht hatte, blieb er stehen und betrachtete es sehr genau. Durch irgend etwas Unerklärliches kam Mrs. Gordon plötzlich auf den Gedanken, daß etwas Geisterhaftes und Unheimliches an dem Manne sei, wie wenn es ein Gespenst wäre, das ein Haus suche, wo es hineindringen könne, um die armen Bewohner zum Tode zu erschrecken.

Schließlich hatte der Mann das Haus erreicht' auf dessen Altan Mrs. Gordon stand. Dieses betrachtete er länger als alle die andern, ging rund herum, und Mrs. Gordon hörte, wie er an die Fensterläden klopfte und an der Haustüre rüttelte. Sie beugte sich weit über den Altan hinaus, um zu sehen, wie dies ablaufen würde, und wie sie so dastand, wurde der Mann sie gewahr.

„Mrs. Gordon,“ sagte er mit leiser, vorsichtiger Stimme, „ich möchte gern ein paar Worte mit Ihnen sprechen.“

Zugleich neigte er den Kopf zurück, um zu Mrs. Gordon hinaufzuschauen, und da erkannte sie Ingmar Ingmarsson.

„Mrs. Gordon,“ sagte er, „vor allem möchte ich Ihnen mitteilen, daß ich ganz aus eignem Antrieb, ohne daß irgend einer der Brüder etwas davon weiß, hierhergekommen bin.“

„Ist daheim ein Unglück geschehen?“ fragte Mrs. Gordon.

„Nein, ein Unglück ist gerade nicht geschehen,“ erwiderte Ingmar, „aber es wäre sehr gut, wenn Sie heimreisten.“

„Ja, ich werde morgen kommen,“ sagte Mrs. Gordon.

Ingmar bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er in seinem langsamsten Ton: „Es wäre wohl am besten, wenn Sie heute nacht abreisten.“

Mrs. Gordon wurde ein wenig ungeduldig; sie dachte daran, wie umständlich es sein würde, wenn sie das ganze Haus aufwecken müßte, und sie meinte auch, der Bauer da sei nicht so wichtig, um sich nach ihm zu richten. „Wenn ich nur erfahren könnte, was eigentlich geschehen ist,“ dachte sie und fragte dann Ingmar, ob jemand erkrankt, oder der Kolonie vielleicht das Geld ausgegangen sei. Aber anstatt zu antworten, wandte sich Ingmar zum Gehen.

„Gehen Sie denn?“ fragte Mrs. Gordon.

„Sie haben jetzt Nachricht bekommen, nun können Sie tun, was Sie wollen,“ antwortete Ingmar, ohne sich umzuwenden.

Da begann Mrs. Gordon zu verstehen, daß etwas Ernstes vorgefallen sein mußte, und schnell faßte sie ihren Entschluß. „Wenn Sie eine Weile warten, können Sie mit mir fahren!“ rief sie Ingmar nach.

„Ich danke Ihnen, aber ich habe eine bessere Fahrgelegenheit, als Sie mir bieten können.“

Mrs Gordon bekam von dem Herrn des Hauses ausgezeichnete Pferde. Mit fliegender Eile fuhr sie über die Ebene Saron und dann zwischen den Hügeln hin nach dem Gebirge Juda.

Als es eben hell zu werden begann, ging es einen der langgestreckten Hügel hinauf, die vor dem alten Räubernest Abu Gosch liegen. Um diese Zeit war sie sehr unzufrieden mit sich selbst, daß sie sich so leicht zur Heimreise hatte verleiten lassen. Der Bauer da, der die Verhältnisse gar nicht kannte, war ja gar nicht zuverlässig genug, um sich nach ihm zu richten. Einmal ums andre dachte sie, daß sie die Reise wirklich nicht fortsetzen, sondern wieder umdrehen und nach Jaffa zurückkehren sollte.

Als sie die Höhe einer langen Hügelkette hinter sich hatte und wieder in ein Tal hinabfuhr, sah sie einen Mann am Wege sitzen. Er stützte den Kopf in die Hand und sah aus, als ob er schliefe. Aber als

der Wagen vorbeifuhr, schaute er auf, und Mrs. Gordon sah, daß es Ingmar Ingmarsson war.

„Wie ist es möglich, daß er schon so weit gekommen ist?“ dachte sie. Sie ließ den Wagen halten und rief Ingmar an, und als Ingmar ihre Stimme erkannte, wurde er über die Maßen froh. Rasch stand er auf, indem er sie fragte: „Sind Sie auf dem Wege nach der Kolonie?“

„Ja,“ antwortete Mrs. Gordon.

„Das ist ja ausgezeichnet,“ sagte Ingmar. „Sie müssen nämlich wissen, daß ich auf dem Wege war, Sie zu holen, aber da glitt ich aus und verletzte mir das Knie, und nun habe ich die ganze Nacht hier gesessen.“

Mrs. Gordon sah ganz bestürzt aus. „Sind Sie denn nicht heute nacht in Jaffa gewesen, Ingmar Ingmarsson?“ sagte sie.

„Ach nein,“ erwiderte er. „Nicht in Wirklichkeit, wohl aber im Traum; denn sobald ich nur ein wenig einschlummerte, war es mir, als wandre ich drunten in Jaffa Straße auf, Straße ab, um Sie zu suchen.“

Mrs. Gordon wurde sehr nachdenklich; sie brachte kein Wort heraus, und Ingmar lächelte ein wenig verlegen, als sie fortgesetzt schwieg.

„Dürfte ich wohl mit Ihnen fahren, Mrs. Gordon?“ fragte er. „Ich kann nicht gut zu Fuß gehen.“

In einem Nu war Mrs. Gordon aus dem Wagen und half Ingmar hinein. Aber dann blieb sie auf

der Straße unbeweglich stehen. „Es ist unmöglich zu verstehen,“ sagte sie leise, und Ingmar mußte sie aufs neue gleichsam aufwecken.

„Sie müssen es mir nicht übel nehmen,“ sagte er, „aber es wäre recht gut, wenn Sie so schnell als möglich heimreisten.“

Sie stieg in den Wagen, versank aber sogleich wieder in ihre Grübeleien. Wieder mußte Ingmar sie stören. „Sie müssen entschuldigen,“ sagte er, „aber ich muß Ihnen etwas mitteilen. Sie haben wohl keine Nachricht von Clifford bekommen?“

„Nein,“ sagte Mrs. Gordon.

„Ich hörte ihn gestern mit Ihrem Konsul sprechen; er hat im Sinn, heute, solange Sie abwesend sind, irgend eine Schlechtigkeit auszuführen.“

„Was sagen Sie da?“ rief Mrs. Gordon.

„Er hat die Absicht, die ganze Kolonie zu verderben.“

Nun endlich hatte Mrs. Gordon ihre Gedanken beisammen. Sie wandte sich zu Ingmar und fragte ihn genau aus über das, was er gehört hatte.

Wieder saß sie eine Weile in tiefe Gedanken versunken da. Dann sagte sie plötzlich zu Ingmar:

„Es freut mich sehr, daß Sie die Kolonie schon so lieb gewonnen haben, Ingmar Ingmarsson.“ Ingmar errötete bis unter die Haarwurzeln und fragte dann Mrs. Gordon, woher sie wissen könne, daß er ein Freund der Kolonie sei.

„Ich weiß es, weil Sie heute nacht in Jaffa waren und mich baten, nach Hause zu reisen.“

Und dann erzählte sie Ingmar, daß sie ihn in der Nacht gesehen hatte und was er da zu ihr gesagt. Nachdem alles berichtet war, sagte Ingmar, dies sei das Wunderbarste, das er je erlebt habe.

„Wenn nicht alles fehl schlägt, werden wir bis heute abend noch größere Dinge erleben," sagte Mrs. Gordon, „denn nun weiß ich sicher, daß Gott uns helfen wird."

Sie war nun ruhig und guten Muts und unterhielt sich mit Ingmar, als ob gar keine Gefahr drohe.

„Nun müssen Sie mir erzählen, ob sich während meiner Abwesenheit irgend etwas ereignet hat," sagte sie.

Ingmar überlegte, und dann begann er sich zu entschuldigen, daß er nicht englisch sprechen könne.

„Ach, ich verstehe Sie schon," sagte Mrs. Gordon.

„Es ging im ganzen alles seinen gewohnten Gang," sagte er schließlich.

„Irgend etwas haben Sie doch gewiß zu berichten," sagte Mrs. Gordon.

„Ich möchte wohl wissen, ob Sie schon von Baram Paschas Mühle reden gehört haben?" sagte Ingmar.

„Nein, was ist mit dieser?" fragte Mrs. Gordon. „Ich habe nicht einmal gewußt, daß Baram Pascha eine Mühle besitzt."

„Jawohl," sagte Ingmar, „als Baram Pascha vor kurzem Gouverneur von Jerusalem wurde, scheint er gedacht zu haben, es sei für die Menschen hier doch

recht schwer, daß sie nichts als Handmühlen zum Mahlen hätten. Er ließ also in einem der großen Täler hier in der Nähe eine Mühle mit Dampfkraft bauen. Aber es ist durchaus nicht auffallend, daß Sie nie von dieser Mühle reden gehört haben, denn sie ist beinahe nie im Gange gewesen. Baram Pascha hat fast immer Leute gehabt, die sie nicht richtig behandeln konnten, und so war stets etwas in Unordnung daran. Vor ein paar Tagen nun ließ Baram Pascha fragen, ob nicht einer der Gordonisten die Mühle in Gang setzen könne. Und da sind einige von uns hingegangen und haben sie wieder hergerichtet."

„Das ist eine gute Nachricht," sagte Mrs. Gordon, „ich freue mich, daß wir Baram Pascha eine Gefälligkeit erweisen konnten."

„Baram Pascha war auch so erfreut, daß er den Kolonisten vorschlug, die Mühle dauernd zu besorgen. Er bot ihnen an, sie ihnen ohne Pacht zu überlassen. ‚Ihr dürft den ganzen Verdienst für euch behalten,' sagte er, ‚wenn ihr nur dafür sorgt, daß sie in Tätigkeit ist.'"

Mrs. Gordon sah Ingmar erwartungsvoll an, indem sie fragte: „Nun, und was antworteten sie darauf?"

„Die Antwort war nicht schwierig," sagte Ingmar, „sie konnten ja nichts weiter sagen, als daß sie die Mühle gern besorgen würden, aber keinen Lohn für ihre Arbeit annehmen könnten."

„Ja, das war vollständig richtig," sagte Mrs. Gordon.

„Ich weiß nicht, ob es so ganz richtig war," sagte Ingmar, „denn nun will ihnen Baram Pascha die Mühle nicht geben. Er sagt, er könne ihnen die Mühle nicht überlassen, wenn sie sich ihre Arbeit nicht bezahlen ließen. Er sagt, die Leute dürften hier nicht daran gewöhnt werden, daß sie alles umsonst bekommen könnten. Und er sagt auch, daß alle die andern, die Mehl verkaufen oder Mühlen besitzen, sich über ihn beim Sultan beklagen würden."

Mrs. Gordon schwieg.

„So ist also nichts aus der Mühle geworden," sagte Ingmar. „Und die Kolonisten hätten doch wenigstens das Brot zum eigenen Hausbedarf damit verdient, und überdies wäre es ein großer Segen für das Volk hier, wenn die Mühle im Gang wäre. Aber daran war nun nicht zu denken."

Auch darauf gab Mrs. Gordon keine Antwort. „Ist sonst nichts vorgefallen?" fragte sie, wie um Ingmar auf etwas andres zu bringen.

„O doch," antwortete Ingmar, „es ist auch mit Miß Young und der Schule etwas vorgefallen. Haben Sie auch davon nichts gehört?"

„Nein," sagte Mrs. Gordon.

„Ja, Achmed Effendi, der Direktor aller muhamedanischen Schulen in Jerusalem, kam vor ein paar Tagen zu uns und sagte: ‚Es gibt in Jerusalem eine große Mädchenvolksschule von mehreren hundert Kindern, die da nichts weiter tun, als schreien und sich balgen. Wenn man an der Schule vorübergeht, rauscht

19*

und braust es lauter darin, als im Hafen von Jaffa das Mittelmeer. Ich weiß nicht, ob die Lehrerinnen lesen und schreiben können, aber so viel weiß ich, daß die Kinder nichts bei ihnen lernen. Und ich kann nicht selbst hingehen und kann auch keinen Mann hinschicken, der die Ordnung aufrecht erhalten würde, weil unsere Religion den Männern verbietet, eine Mädchenschule zu betreten. Nun weiß ich aber etwas, was der Schule helfen könnte,' sagte Achmed Effendi, ,und das wäre, wenn Miß Young sie übernehmen würde. Ich weiß, daß sie sehr gelehrt ist, und ich weiß auch, daß sie arabisch kann. Ich werde ihr keine noch so hohe Bezahlung verweigern, wenn sie nur die Schule übernehmen wollte.'"

„Nun," sagte Mrs. Gordon, „und wie lief die Sache ab?"

„Es ging ganz genau so wie mit der Mühle," antwortete Ingmar. „Miß Young sagte, sie sei bereit, die Schule zu übernehmen, würde jedoch keine Bezahlung für die Arbeit annehmen. Aber Achmed Effendi erwiderte: ,Ich bin gewohnt, die, so für mich arbeiten, zu bezahlen; ich habe nie gelernt, Gnadengeschenke anzunehmen.' Allein Miß Young blieb unbeweglich, und er mußte unverrichteter Sache abziehen. Er war sehr erzürnt und sagte zu Miß Young, sie müsse die Verantwortung tragen, wenn so viele arme Kinder ohne Fürsorge und Unterricht aufwachsen müßten."

Mrs. Gordon schwieg eine Weile, dann sagte sie „Ich sehe wohl, daß Sie, Ingmar Ingmarsson, meinen

wir hätten in diesem Fall unrecht gehandelt. Es ist immer gut, wenn man die Ansicht eines klugen Mannes erfährt, und ich möchte Sie daher bitten, mir zu sagen, was Sie noch weiter an unserm Lebenswandel auszusetzen haben."

Ingmar überlegte lange. Mrs. Gordon umgab eine solche Würde, daß es nicht leicht für ihn war, mit Einwendungen zu kommen.

„Nun wohl," sagte er schließlich, „ich meine, es wäre durchaus nicht nötig, daß die Kolonisten in so großer Armut lebten."

„Und wie sollten wir dies vermeiden?" sagte Mrs. Gordon lächelnd.

Ingmar zögerte noch länger mit der Antwort als das erstemal, dann sagte er: „Wenn Sie Ihre Leute um Lohn arbeiten ließen, brauchten sie nicht in solche Bedrängnis zu geraten, wie in diesem Augenblick."

Heftig wandte sich Mrs. Gordon an Ingmar: „Ich meine, nachdem ich diese Kolonie so geleitet habe, daß wir sechzehn Jahre lang in Frieden und Liebe miteinander ausgekommen sind, sollte ein Neuling es nicht versuchen, Änderungen vorzuschlagen."

„Nun sind Sie mir böse, und Sie selbst haben mich doch zum Sprechen verleitet," sagte Ingmar.

„Ich weiß wohl, daß Sie es gut mit uns meinen," entgegnete Mrs. Gordon. „Und außerdem kann ich Ihnen sagen, daß wir noch viel Geld besitzen, aber in der letzten Zeit hat jemand von hier aus falsche Berichte über uns an unsere Bankiers nach

Amerika geschickt, und deshalb hat man uns nichts mehr senden wollen. Gerade jetzt habe ich jedoch gehört, daß das Geld unterwegs sei."

„Da sagen Sie etwas, was mir große Freude bereitet," sagte Ingmar, „allein bei uns daheim meint man, es sei besser, wenn die Leute sich auf ihre eigene Arbeit verlassen anstatt auf erspartes Geld."

Hierauf gab Mrs. Gordon keine Antwort, und Ingmar begriff, daß er am besten tat, zu schweigen.

Mrs. Gordon erreichte die Kolonie zu guter Zeit; es konnte kaum über halb neun sein. Während der letzten halben Stunde hatte sie sich beunruhigt gefühlt; sie fragte sich, was sie wohl erfahren würde, wenn sie die Kolonie erreicht hätte. Als sie das große Gebäude wiedersah und bemerkte, daß ringsum alles ruhig war, stieß sie einen Seufzer der Erleichterung aus. Es war, als habe sie erwartet gehabt, daß irgend einer der mächtigen Geister, von denen so oft in den morgenländischen Sagen die Rede ist, die ganze Kolonie auf den Rücken genommen habe und damit fortgeflogen sei.

Als sie dem Hause näher kamen, hörten sie Liedergesang. „Hier scheint bis jetzt alles gut zu stehen," sagte Mrs. Gordon, als der Wagen vor dem Tor hielt. „Ich höre, daß eben die Morgenandacht gehalten wird."

Sie hatte ihren eignen Schlüssel zu einem der Eingänge bei sich und öffnete mit diesem, um die Andacht nicht zu unterbrechen. Ingmar wurde das Gehen

sauer, sein Knie war ganz steif geworden. Da legte Mrs. Gordon den Arm um ihn und half ihm in den inneren Hof hinein. Hier ließ sich Ingmar schnell auf eine Bank nieder. „Sie müssen gleich hineingehen und sehen, wie es hier steht, Mrs. Gordon," sagte er.

„Vor allem will ich Ihnen einen Umschlag um ihr Knie machen," erwiderte sie. „Wir haben reichlich Zeit dazu; Sie hören ja, daß eben die Morgenandacht gehalten wird."

„Nein," sagte Ingmar, „diesmal müssen Sie sich meinem Willen fügen. Gehen Sie nun schnell hinein und erkundigen Sie sich, ob hier etwas passiert ist."

Ingmar schaute Mrs. Gordon nach, wie sie die Stufen hinaufstieg und durch die offene Flur nach dem Versammlungssaal ging. Als sie die Tür öffnete, hörte er, daß jemand mit lauter Stimme drinnen sprach, daß aber die Rede plötzlich verstummte. Dann schloß sie die Tür wieder und alles wurde still.

Aber Ingmar hatte kaum fünf Minuten gewartet, als die Tür zum Versammlungssaal heftig aufgerissen wurde. Vier Männer erschienen, die einen fünften zwischen sich trugen. Schweigend schritten sie die Treppe herunter und über den Hof, wobei sie an Ingmar vorüber kamen. Dieser beugte sich vor und schaute dem, der getragen wurde, ins Gesicht. Es war Clifford.

„Wohin wollt ihr mit ihm?" fragte er.

Die Männer blieben stehen. „Wir wollen ihn ins Leichenhaus tragen, denn er ist tot."

Erschreckt stand Ingmar auf. „Wie ist er denn gestorben?“ fragte er.

„Keine Menschenhand hat ihn berührt,“ sagte Ljung Björn.

„Wie ist er gestorben?“ fragte Ingmar noch einmal.

„Ich will dir sagen, wie es zuging,“ begann Ljung Björn. Als die Morgenandacht beendigt war, stand dieser Clifford hier auf und bat ums Wort. Er möchte eine Nachricht mitteilen, die uns freuen würde, sagte er. Weiter war er noch nicht gekommen, als die Tür aufging und Mrs. Gordon hereintrat. Aber sobald er sie erblickte, verstummte er, und sein Gesicht wurde aschgrau. Zuerst blieb er ruhig stehen, aber Mrs. Gordon ging durch den Saal, und als sie ihm näher kam, wich er, den Arm vor dem Gesicht, ein paar Schritte zurück. Dies kam uns andern so sonderbar vor, daß wir uns alle auf einmal erhoben, und da schien Clifford wieder zu sich zu kommen. Er ballte erregt die Fäuste, streckte sie heftig und abwehrend aus, wie jemand, der mit einem furchtbaren Schrecken kämpft, und trat auf Mrs. Gordon zu. „Wie kommen Sie hierher?“ sagte er zu ihr. Da sah ihn Mrs. Gordon ruhig und ernst an, indem sie sagte: ‚Gott hat mir geholfen!‘ — ‚Ja, das sehe ich‘, erwiderte er, und die Augen traten ihm förmlich aus den Höhlen vor lauter Entsetzen. ‚Ich sehe auch, wer Sie begleitet!‘ — ‚Und ich sehe auch, wer dich begleitet,‘ sagte da Mrs. Gordon. ‚Es ist der Satan.‘

„Da war es, als könne Clifford es nicht länger

ertragen, Mrs. Gordon anzusehen, wieder wich er, den Arm vor dem Gesicht, zurück. Und Mrs. Gordon folgte ihm mit ausgestreckter Hand, aber sie berührte ihn auch nicht mit einem Finger. ‚Ich sehe, daß Satanas hinter dir steht,‘ wiederholte sie, und nun klang ihre Stimme laut und furchtbar.

„Da war es uns allen, als sähen wir den Satan hinter ihm stehen, wir streckten die Hände aus und deuteten auf den, den wir sahen. Und gleichzeitig riefen wir: ‚Satanas! Satanas!‘

„Aber Clifford schlich sich an unsern Reihen vorbei, und obgleich ihn keiner von uns berührte, jammerte er doch laut, wie wenn wir auf ihn eindrängen und nach ihm schlügen. So schlich er zusammengeduckt davon und erreichte auch die Tür. Aber als er sie öffnen wollte, riefen wir alle noch einmal: ‚Satanas! Satanas!‘ Und da sahen wir, wie er vornüber zu Boden stürzte und liegen blieb. Und als wir zu ihm traten und ihn anfaßten, da war er tot.“

„Er war ein Verräter,“ sagte Ingmar, „er hat seine Strafe verdient.“

„Ja,“ sagten die andern, „er hat seine Strafe verdient.“

„Aber was hat er uns denn eigentlich tun wollen?“ fragte einer der Männer.

„Er wollte uns verderben.“

„Ja, aber auf welche Weise?“

„Das weiß niemand.“

„Nein, und es wird es wohl auch niemand erfahren.“

„Es ist gut, daß er tot ist,“ sagte Ingmar.

„Ja, es ist gut, daß er tot ist,“ wiederholten die andern.

Den ganzen Tag hindurch waren die Kolonisten sehr erregt. Niemand wußte, was Clifford ihnen hatte tun wollen, oder ob die Gefahr mit seinem Tode abgewendet war. Stunde auf Stunde verbrachten sie unter Gebet und Gesang im Versammlungssaal. Sie waren wie über die Erde hinausgehoben in dem Gefühl, daß Gott für sie gekämpft hatte.

Im Lauf des Tages bemerkten sie wiederholt, daß Volkshaufen, die aus dem schlechtesten Gesindel bestanden, das sich in Jerusalem fand, auf die kahleu Felder um die Kolonie herauskamen und das Haus betrachteten. Die Kolonisten dachten nun, Clifford habe einen Volksauflauf geplant gehabt, in der Art, daß einige wilde Scharen kommen und sie aus ihrem Hause verjagen sollten. Aber all die Menschen verschwanden wieder, und der Tag verging ohne weitere Ereignisse.

Am Abend kam Mrs. Gordon zu Ingmar, der mit verbundenem Knie auf seinem Bett saß. Sie dankte ihm warm für seine Hilfe und erzeigte sich ihm sehr wohlwollend gesinnt.

„Ingmar Ingmarsson,“ sagte sie unter anderem, „ich möchte Ihnen sagen, daß es mir eine große Freude wäre, wenn ich Ihnen einen Gegendienst leisten könnte.

Wollen Sie mir nicht mitteilen, was Sie drückt, damit ich Ihnen beistehen kann?"

Mrs. Gordon wußte wohl, was Ingmar in Jerusalem gewinnen wollte. An keinem andern Tage würde sie versprochen haben, ihm in einer solchen Sache beizustehen, aber in diesem Augenblick war die ganze Kolonie wie aus dem Gleichgewicht gebracht. Mrs. Gordon war es, als liege ihr nichts so sehr am Herzen, als Ingmar glücklich zu sehen, weil er ihr und der ganzen Kolonie einen großen Dienst geleistet hatte.

Sobald sie ihr Anerbieten gestellt hatte, schlug Ingmar schnell die Augen nieder. Er ließ sich reichlich Zeit zum Nachdenken, ehe er antwortete.

„Nun müssen Sie mir versprechen, daß Sie meine Bitte nicht übel aufnehmen wollen," sagte er. Und Mrs. Gordon versprach, Nachsicht mit ihm zu haben.

„Es sieht aus," sagte Ingmar, „als ob die Angelegenheit, um derentwillen ich hier bin, sich sehr in die Länge ziehen würde, und es wird mir recht langweilig werden, wenn ich keine Arbeit habe, an die ich gewöhnt bin." — Dies konnte Mrs. Gordon wohl verstehen. — „Wenn Sie mir daher einen Dienst erweisen wollen, Mrs. Gordon," fuhr Ingmar fort, „dann wäre es etwas Großes für mich, wenn Sie es so einrichten würden, daß ich Baram Paschas Mühle bekäme. Sie wissen, daß ich mich nicht verschworen habe, kein Geld zu verdienen, und ich hätte dadurch eine Arbeit, die mir Freude machte."

Mrs. Gordon betrachtete Ingmar scharf, aber er

saß mit geschlossenen Augen da, und das ganze Gesicht war ohne jeglichen Ausdruck. Sie war erstaunt, daß er um nichts anderes gebeten hatte, gleichzeitig aber war sie sehr erfreut über diese Bitte. „Ich wüßte nicht, warum ich Ihnen hierin nicht helfen sollte,“ sagte sie. „Es kann nichts Unrechtes dabei sein. Und überdies ist es gut für uns, wenn wir Baram Paschas Wunsch nachkommen.“

„Ja, ich wußte wohl, daß Sie mir helfen würden,“ sagte Ingmar. Dann sprach er ihr noch seinen Dank aus, und als sie sich trennten, waren alle beide sehr zufrieden miteinander.

Ingmars Kampf

Ingmar hat nun Baram Paschas Mühle übernommen.

Er macht den Müller da, und bald kommt der eine, bald der andre der Kolonisten und hilft ihm bei der Arbeit.

Aber das weiß man ja von alters her, daß sich in allen Mühlen viel Zauberspuk und dergleichen findet, und die Kolonisten merken bald, daß man auch nicht einen einzigen Tag lang die Steine in Baram Paschas Mühle dröhnen hören kann, ohne wie verhext zu werden.

Wer immer dort sitzt und ihnen zuhört, versteht

schließlich, daß sie immerfort auf diese Weise singen und brummen: „Wir mahlen Mehl, wir verdienen Geld, wir schaffen Nutzen, aber was tust du, was tust du, was tust du?"

Und wer dies hört, fühlt einen unwiderstehlichen Drang in sich aufsteigen, im Schweiß seines Angesichts sein Brot zu verdienen. Wie ein Fieber überkommt es ihn, während er den Mühlsteinen zuhört.

Unwillkürlich beginnt er zu überlegen, wozu er wohl taugen würde, und was er wohl ausrichten könnte, um die Kolonie zu unterstützen.

Wer immer ein paar Tage in der Mühle gearbeitet hat, spricht von nichts andrem mehr, als von den unbebauten Tälern, die urbar gemacht werden könnten, von den Bergen, die mit Wald bestanden werden müßten; und von den verlassenen Weinbergen, die nach Arbeitern riefen.

Und nachdem die Mühlsteine ihr Lied ein paar Wochen gesungen haben, kommt ein Tag, an dem die schwedischen Bauern drunten in der Ebene Saron ein Stück Land pachten, und anfangen zu pflügen und zu säen.

Kurze Zeit nachher erwerben sie ein paar große Weinberge auf dem Ölberg.

Und nachdem noch einige Zeit vergangen ist, beginnen sie, eine ausgedehnte Wasserleitung in einem der Täler anzulegen.

Nachdem die Schweden den Anfang gemacht haben, lassen sich die Amerikaner und Syrer auch all-

mählich herbei, es ihnen nachzutun. Sie fangen an in den Schulen zu unterrichten, sie schaffen sich einen photographischen Apparat an, ziehen im Land umher und machen Aufnahmen, die dann an Reisende verkauft werden, und in einer Ecke der Kolonie richten sie eine kleine Goldschmiede ein.

Miß Young ist schon seit lange die Vorsteherin der Schule Achmed Effendis, und junge Schwedinnen unterrichten muhamedanische Kinder im Nähen und Stricken.

Im Herbst ist in der ganzen Kolonie eine solch emsige Tätigkeit wie in einem Ameisenhaufen, überall ist Leben und Bewegung.

Und wenn man zurückdenkt, so ist den ganzen Sommer hindurch kein Unglück eingetreten; seit Ingmar die Mühle übernommen hat, ist kein einziger Todesfall mehr vorgekommen, und niemand hat sich über die Bosheit Jerusalems so gegrämt, daß er fast den Verstand verloren hat.

Jedermann ist froh und vergnügt, alle lieben ihre Kolonie mehr als je; sie fassen Pläne, sie bereiten neue Unternehmungen vor. Dies allein hatte ihnen gefehlt, um wirklich glücklich zu sein. Und nun glauben sie alle, daß es Gottes Wille ist, daß sie ihr Brot mit ihrer Hände Arbeit verdienen.

Im Herbst überläßt Ingmar die Mühle Ljung Björn, und er selbst bleibt daheim in der Kolonie. Er und Bo und Gabriel errichten eine Art Schuppen auf den kahlen Feldern davor. Aber niemand weiß, wozu

er bestimmt ist, niemand darf sehen, wie es darin aussieht; dies ist ein großes Geheimnis.

Als der Schuppen endlich fertig ist, reisen Ingmar und Bo nach Jaffa und führen lange, unendlich lange Verhandlungen mit den dortigen deutschen Kolonisten.

Aber nach zwei Tagen kehren die beiden Männer wieder heim, und da kommen sie auf ein paar prächtigen braunen Pferden geritten.

Diese sollen nun der Kolonie gehören, und so viel ist sicher, wenn auch ein Sultan oder ein Kaiser ans Tor geklopft und gesagt hätte, er wolle sich den Kolonisten anschließen, so hätte er wohl kaum willkommener sein können, als diese beiden Braunen.

Ach, wie die Kinder sich an diese Pferde hängen und an ihnen herum baumeln! Und wie stolz der Bauer ist, der mit ihnen pflügen darf!

Sie werden sorgfältiger gestriegelt, als irgendwelche Pferde im Abendland, und keine Nacht vergeht, ohne daß die Bauern in den Schuppen gehen, um sich zu versichern, daß die Krippen gefüllt sind.

Aber wer auch immer von den Schweden es sein mag, der die Pferde einspannt, der kann es nicht unterlassen zu denken: „Es ist wirklich nicht so schwer, in diesem Lande zu leben, nun fühle ich, daß es mir gut geht. Ach, wie schade ist es doch, daß Tims Halfvor nicht mehr dabei sein kann! Er hätte sich nicht zu Tode gegrämt, wenn er mit solchen Pferden hätte fahren dürfen.

* * *

Es war an einem Morgen im September. Sehr frühe, während es noch ganz Nacht war, verließen Ingmar und Bo die Kolonie. Sie wollten zur Arbeit hinaus in einem der Weinberge, die die Kolonisten auf dem Ölberg gepachtet hatten.

Es verhielt sich indes zwischen den beiden so, daß sie selten gut miteinander auskamen. Zu einer offnen Feindschaft war es zwar gerade nicht zwischen ihnen gekommen, aber sie hatten nie dieselbe Meinung über irgend eine Sache. Wie sie nun auf dem Weg nach dem Ölberg waren, begannen sie über den Weg zu streiten. Bo wollte den langen Umweg über die Hügel machen; er sagte, dieser sei in der Dunkelheit leichter zu finden. Ingmar dagegen wollte einen kürzeren, aber beschwerlicheren Weg einschlagen, der durch das Tal Josaphat und von da in gerader Richtung den Berg hinaufführt.

Nachdem sie sich eine Weile darüber gestritten hatten, schlug Ingmar vor, es solle jeder seinen eignen Weg gehen, dann könne man sehen, wer am schnellsten vorwärts komme. Damit war Bo einverstanden; er ging nach der Seite, die er vorgeschlagen hatte, und Ingmar nach der andern.

Sobald Bo gegangen war, wurde Ingmar von der großen Sehnsucht überfallen, die ihn immer quälte, sobald er allein war. „Ach, wird sich denn Gott nie über mich erbarmen und mich heimreisen lassen?“ sagte er. „Will er mir denn nicht helfen, Gertrud von Jerusalem fortzubringen, ehe sie den Verstand ganz verloren hat?“

„Es ist merkwürdig, daß mir gerade das, um dessentwillen ich hierhergereist bin, am allerwenigsten gelingt," sagte er halblaut, während er, in tiefe Gedanken versunken, durch die Dunkelheit dahinschritt, „denn Gertrud bin ich nicht einen einzigen Schritt nähergekommen.

„In allem andern dagegen ist es mir viel besser gegangen, als ich erwarten konnte. Ich glaube kaum, daß die Leute hier mit der Arbeit in Gang gekommen wären, wenn ich es mir nicht hätte einfallen lassen, die Mühle zu übernehmen."

„Es ist eine rechte Freude, zu sehen, wie die Arbeit immer mehr überhand genommen hat," fuhr er fort, ja, ich habe hier sehr viel Gutes und Lehrreiches zu sehen bekommen, aber trotz allem sehne ich mich jetzt eben heim. Es ist mir, als müsse ich mich vor dieser Stadt fürchten, und ich kann nicht frei atmen, ehe ich sie hinter mir habe. Und manchmal habe ich das Gefühl, als müsse ich hier sterben und dürfe nie wieder heimreisen und Barbro und den Ingmarshof nicht wiedersehen."

Während Ingmar diesen Gedanken nachhing, hatte er den Talgrund erreicht. Hoch über ihm zeichneten sich die zackigen Mauern vom Nachthimmel ab, und auf allen Seiten erhoben sich mächtige, den Ausgang versperrende Höhen.

„Dies ist doch ein unheimlicher Ort, um in der Dunkelheit darin zu wondern," dachte Ingmar. Und jetzt erst fiel ihm ein, daß er an dem muhamedanischen

und auch an dem jüdischen Begräbnisplatz vorüber mußte.

In demselben Augenblick, wo Ingmar an die beiden Friedhöfe dachte, fiel ihm ein Ereignis ein, das sich jetzt eben in Jerusalem zugetragen hatte. Als am vorhergehenden Tag die Rede davon gewesen war, hatte es ihn nicht mehr berührt, als andre Dinge auch, die von der heiligen Stadt berichtet wurden, aber jetzt, in der nächtlichen Dunkelheit, erschien es ihm sehr unheimlich und schauerlich.

In dem Judenquartier gab es nämlich ein kleines Krankenhaus, das in der ganzen Stadt berüchtigt war, weil niemals ein Kranker dort lag. Ingmar war mehreremale daran vorübergekommen; da hatte er durch die Fenster hineingeschaut und gesehen, daß die Betten alle leer standen. Dies hatte indes eine ganz natürliche Ursache und hätte kaum anders sein können. Das Krankenhaus war von einer englischen Missionsgesellschaft eingerichtet worden, die kranke Juden aufnehmen wollte, um Gelegenheit zu bekommen, sie zu bekehren. Aber die Juden, die fürchteten, daß sie an so einem Ort gezwungen würden, verbotene Speisen zu essen, ließen sich nicht dort hinbringen.

Vor wenigen Tagen hatte sich aber doch ein Patient in diesem Krankenhaus eingefunden, und zwar eine alte arme Judenfrau, die gerade vor dem Gebäude ausgeglitten war und das Bein gebrochen hatte. Sie war in das Spital hineingetragen und dort verpflegt worden, aber schon nach wenigen Tagen gestorben.

Ehe sie starb, hatten ihr die Krankenpflegerin und der Arzt hoch und teuer versprechen müssen, dafür Sorge zu tragen, daß sie auf dem jüdischen Friedhof im Tal Josaphat begraben würde. Sie sagte ihnen, daß sie einzig und allein, um diesen Vorzug genießen zu können, in ihrem hohen Alter nach Jerusalem gereist sei.

Als sie tot war, schickten also die Engländer zu dem Gemeindevorsteher der Juden und baten ihn, Leute zu senden, die die Tote abholen und begraben würden.

Aber da hatten die Juden geantwortet, daß die alte Frau, die in dem christlichen Krankenhause gestorben sei, nicht auf dem Kirchhof der Juden begraben werden dürfe.

Die Missionare hatten eifrig versucht, die Juden zum Nachgeben zu bewegen; sie hatten sich sogar an den Oberrabiner gewandt, aber alles war vergeblich gewesen. Es blieb ihnen nichts andres übrig, als die Tote selbst zu begraben. Aber sie wollten nicht, daß diese dessen verlustig gehen sollte, worauf sie sich in ihrem ganzen armseligen Leben gefreut hatte. Sie fragten also nichts nach dem Verbot der Juden, sondern ließen im Tal Josaphat ein Grab aufwerfen und begruben die Tote darin.

Die Juden taten nichts, um es zu verhindern, aber in der nächsten Nacht kamen sie herbei, öffneten das Grab und warfen den Sarg heraus.

Den Engländern lag es aber sehr am Herzen,

20*

der Alten ihr Wort zu halten, und sobald sie hörten, daß die Tote aus dem Grabe hinausgeworfen worden war, begruben sie sie aufs neue an demselben Platz.

Da wurde sie in der nächsten Nacht wieder herausgegraben — —

Plötzlich hielt Ingmar Ingmarsson an und lauschte. „Wer weiß," dachte er, „vielleicht sind diese Grabesschänder auch heute nacht hier draußen."

Im Anfang hörte er nichts, aber dann vernahm er einen klingenden Laut, wie wenn ein eisernes Werkzeug an einen Stein schlägt.

Er ging ein paar Schritte nach der Seite, woher der Laut gekommen war, dann blieb er wieder stehen und lauschte. Nun hörte er ganz deutlich, wie man mit eisernen Spaten in der Erde grub und Kies und Steine aufwarf.

Wieder ging er weiter und hörte aufs neue eifrig graben. „Es sind wenigstens fünf bis sechs Spaten an der Arbeit," dachte er. „Gott behüte und bewahre uns, wie können Menschen einen Toten auf diese Weise verfolgen!"

Während Ingmar dem Graben zuhörte, fühlte er einen furchtbaren Zorn in sich aufsteigen, der mit jeder Minute zunahm. „Es ist nicht deine Sache," sagte er zu sich selbst, um sich zu beruhigen, „du hast gar nichts damit zu tun." Aber das Blut stieg ihm in den Kopf, es war ihm, als stocke es sich ihm im Halse, so daß er kaum atmen konnte. „Es ist ganz

abscheulich und entsetzlich anzuhören," dachte er, „noch nie habe ich etwas Schlimmeres erlebt."

Schließlich blieb er stehen. Er hob die geballte Hand und schüttelte sie. „O wartet nur, ihr Schurken, jetzt komme ich!" sagte er. „Nun habe ich lange genug zugehört. Das kann niemand von mir verlangen, daß ich ruhig vorbeigehe, während ihr dabei seid, einen Toten auszugraben!"

Mit raschen, leisen Schritten eilte er vorwärts. Nun war es ihm auf einmal leicht ums Herz, und er fühlte sich beinahe froh. „Es ist allerdings ein Wahnsinn," dachte er, „aber ich möchte wissen, was Vater gesagt hätte, wenn ihm jemand an jenem Tage wo er ins Wasser ging, um die kleinen Kinder zu retten, zugerufen hätte, er solle sich in acht nehmen und am Ufer bleiben. Und nun muß ich in dieser Sache auch tun dürfen, was ich will, ich ebenso wie der Vater. Denn hier fließt ein Strom der Bosheit an mir vorüber mit schwarzem, brausendem Wasser, und der reißt Tote und Lebendige mit sich fort, aber nun kann ich es nicht länger aushalten, still am Ufer zu stehen. Nun ist an mir die Reihe, hinauszugehen und mit dem Strome zu kämpfen."

Endlich stand er am Rande eines Grabes, wo einige Männer eifrig arbeiteten. Sie hatten weder Licht noch Laterne, sondern gruben in der Dunkelheit, so gut sie konnten. Ingmar konnte nicht sehen, wie viele es waren, er fragte auch nicht darnach, sondern stürzte sich mitten unter sie. Dem einen entriß er

den Spaten, mit dem dieser eben grub, und schlug damit nach rechts und links um sich. Er war so unerwartet über die Männer gekommen, daß sie vor Schrecken ganz verwirrt wurden und davon rannten, ohne Widerstand zu leisten. Nach einigen Augenblicken war Ingmar ganz allein.

Seine erste Arbeit war nun, die aufgeworfene Erde wieder in das Grab hineinzuschaufeln, und dann begann er zu überlegen, was er nun zunächst tun solle. Es erschien ihm nicht ratsam, den Platz vor Tagesanbruch zu verlassen, denn sobald er wegging, kamen die Grabesschänder sicherlich zurück.

Er blieb also bei dem Grabe und wartete. Gespannt lauschte er auf jeden Laut, aber im Anfang war alles ganz still ringsum. „Ich glaube aber doch nicht, daß sie vor einem einzelnen Mann gar so weit weg geflohen sind,“ dachte er. Dann hörte er ein leises Rascheln auf dem Kies, der über die Fliesen der Gräber gestreut war, und er glaubte auch zu sehen, daß dunkle Gestalten sich bewegten und über die Gräber hinkrochen.

„Jetzt wird es Ernst,“ dachte Ingmar und erhob den Spaten zur Notwehr. Da prasselte plötzlich ein dichter Hagel von großen und kleinen Steinen auf ihn herunter, so daß er ganz betäubt wurde. Gleichzeitig warfen sich ein paar Männer über ihn und suchten ihn umzuwerfen.

Ein harter Kampf entspann sich. Ingmar war ein riesenstarker Mann, und er warf den einen nach

dem andern zu Boden. Aber die Gegner kämpften tapfer und wollten nicht weichen. Schließlich stürzte einer gerade vor Ingmars Füßen nieder. In diesem Augenblick jedoch trat Ingmar einen Schritt vor und strauchelte über den Gefallenen. Mit aller Wucht stürzte er zu Boden und fühlte gleichzeitig einen furchtbaren Schmerz in dem einen Auge. Er war ganz wie gelähmt. Er fühlte, daß die andern sich über ihn warfen und ihn banden, aber er vermochte keinen Widerstand zu leisten. Der Schmerz war durchdringend und scharf, so daß er ihm alle Kraft raubte, und im ersten Augenblick war es ihm, als müsse er sterben — — —

Indessen war Bo auch weitergegangen, und hatte dabei immerfort an Ingmar denken müssen. Im Anfang eilte er sehr rasch vorwärts, denn er wollte den Gipfel des Berges zuerst erreichen, aber nach einer Weile mäßigte er seine Schritte. Schwermütig lächelte er über sich selbst. „Ich weiß ja doch, daß ich nicht so schnell vorwärts komme wie Ingmar, und wenn ich mich noch so sehr beeile. Noch nie habe ich jemand gesehen, der in allem so großen Erfolg gehabt und eine solche Fähigkeit besessen hätte, seinen Willen durchzusetzen. Was kann ich andres erwarten, als daß er Gertrud mit sich heim nach Dalarne führt, ja ganz gewiß. Ich habe ja gesehen, wie in der Kolonie nun seit einem halben Jahr alles nach seinem Kopf gegangen ist."

Aber als Bo den Ort der Zusammenkunft auf

dem Ölberg erreichte, fand er Ingmar dort nicht vor, wie er erwartet hatte, und das freute ihn sehr. „Er wird wohl gemerkt haben, daß er diesmal den unrechten Weg gewählt hatte,“ dachte Bo.

Dann begann er zu horchen, aber als sich Ingmar immer noch nicht zeigte, begann Bo unruhig zu werden, und er fürchtete, es könne ihm ein Unfall zugestoßen sein. Er begann den Berg hinabzusteigen, um Ingmar zu suchen. „Es ist doch sonderbar,“ dachte er, „obgleich ich gar keinen besonderen Grund habe, Ingmar zu lieben, wäre es mir wahrscheinlich doch sehr leid, wenn ihm ein Unglück widerführe. Er ist ein tüchtiger Mann, der uns hier in Jerusalem auch große Dienste geleistet hat. Ich glaube, wenn Gertrud nicht zwischen uns stände, könnte ich herzliche Freundschaft mit ihm schließen.“

Bald begann es zu tagen, und als Bo in das Tal Josaphat hinunterkam, dauerte es nicht lange, bis er Ingmar fand, der zwischen zwei Gräbern lag. Seine Hände waren gefesselt, und er lag unbeweglich da, aber als er Bos Tritte hörte, hob er den Kopf. „Bist du es, Bo?“ sagte er.

„Ja,“ antwortete Bo, „was ist denn hier geschehen?“ Zugleich sah er Ingmars Gesicht; beide Augen waren geschlossen, das eine war geschwollen, und aus dem Augenwinkel floß Blut heraus. „Was hast du denn mit dir angefangen, Mensch?“ fragte Bo, und seine Stimme klang merkwürdig undeutlich.

„Ich habe mit diesen Grabesschändern kämpfen

müssen," sagte Ingmar, „da fiel ich über einen von ihnen, und der hatte ein Messer in der Hand, das mir mitten ins Auge hineindrang."

Bo ließ sich neben Ingmar auf die Kniee nieder und begann, die Stricke von dessen Händen zu lösen.

„Wie bist du denn mit den Grabesschändern in Streit geraten?" fragte er.

„Ich ging ja durch das Tal, und da hörte ich, daß sie gruben."

„Und dann konntest du es nicht dulden, daß die Tote auch in dieser Nacht wieder aus ihrem Grabe herausgeworfen würde?"

„Nein," sagte Ingmar, „das konnte ich nicht dulden."

„Das war wirklich brav von dir, Ingmar," sagte Bo.

„O nein," sagte Ingmar, „es war dumm, aber ich konnte es eben nicht lassen."

„Ich will dir etwas sagen," erwiderte Bo, „und wenn es auch dumm war, so werde ich von nun an dein ganzes Leben lang dein Freund sein, dafür daß du es getan hast."

Auf dem Ölberg

Ingmar wurde von einem der Ärzte des großen englischen Augenhospitals behandelt. Dieser kam jeden

Tag in die Kolonie heraus, um den Verband zu erneuern. Ingmars Auge heilte auch rasch und gut, und er fühlte sich bald so frisch, daß er das Bett verlassen konnte.

Aber eines Morgens bemerkte der Doktor, daß das unbeschädigte Auge rot und geschwollen war. Er wurde ängstlich und gab sogleich genaue Anweisung, wie dieses Auge behandelt werden müsse. Hierauf wandte er sich an Ingmar und sagte ihm gerade heraus, daß er am besten daran täte, wenn er Palästina so schnell als möglich verließe.

„Ich fürchte, Sie sind von der gefährlichen morgenländischen Augenkrankheit angesteckt worden," sagte er; „ich werde zwar tun, was in meinen Kräften steht, aber Ihr eines Auge ist nicht stark genug, um der Ansteckung, die hier überall umherfliegt, zu widerstehen. Wenn Sie hier bleiben, werden Sie in ein paar Wochen unfehlbar erblindet sein."

Über diesen Bescheid entstand große Traurigkeit in der Kolonie, nicht allein unter Ingmars Verwandten, sondern auch unter den andern Kolonisten. Alle sagten, Ingmar habe ihnen die größte Wohltat erwiesen, indem er sie verleitet habe, wie andere Menschen ihr Brot im Schweiße ihres Angesichts zu verdienen, und daß ein solcher Mann die Kolonie nie wieder verlassen sollte. Aber doch sahen alle ein, daß Ingmar reisen mußte, und Mrs. Gordon sagte sogleich, einer der Brüder solle sich bereit halten, um ihn zu begleiten, da er nicht gut allein reisen könne.

Lange hörte Ingmar schweigend den Verhandlungen über seine Abreise zu und schließlich sagte er: „Es ist wohl nicht so sicher, daß ich blind werde, wenn ich mich noch länger hier aufhalte."

Mrs. Gordon fragte ihn, was er damit sagen wolle.

„Ich bin noch nicht fertig mit der Sache, derentwegen ich gekommen bin," sagte er langsam.

„Heißt das soviel, als daß Sie nicht abreisen wollen?" fragte Mrs. Gordon.

„Ja," antwortete Ingmar, „es wäre sehr hart für mich, wenn ich unverrichteter Sache heimkehren müßte."

Und nun zeigte es sich, wie hoch Mrs. Gordon Ingmar schätzte, denn sie suchte Gertrud auf und teilte ihr mit, daß Ingmar nicht abreisen wolle, obgleich er Gefahr laufe, blind zu werden, wenn er bleibe. „Du weißt doch wohl, aus welchem Grunde er nicht abreisen will?" fragte Mrs. Gordon.

„Ja," antwortete Getrud.

Mit großen Augen betrachtete sie Mrs. Gordon, aber diese sagte nichts weiter. Mrs. Gordon konnte sie doch nicht geradezu auffordern, die Gesetze, die in der Kolonie galten, zu brechen; aber Gertrud verstand, daß ihr alles, was sie um Ingmars willen täte, vergeben werden würde. „Wenn es eine andere als ich wäre, würde Mrs. Gordon nicht so nachgibig sein," dachte sie ein wenig gekränkt. „Aber mich rechnen sie nicht für ganz klug, und sie wären gewiß nur froh, wenn ich meiner Wege ginge."

Den ganzen Tag hindurch kam bald der eine,

bald der andere zu Gertrud und redete von Ingmar mit ihr. Niemand wagte, ihr offen ins Gesicht zu sagen, daß sie mit ihm heimreisen solle, aber die schwedischen Bauern setzten sich neben sie und sprachen von dem Helden, der im Tal Josaphat um die Tote gekämpft habe, und sagten, nun habe Ingmar bewiesen, daß er ein echter Sprößling des alten Stammes sei. Es wäre ewig schade, wenn ein solcher Mann blind würde," sagten sie.

„Ich sah Ingmar an dem Tage der Auktion auf dem Ingmarshof," sagte Gabriel, „und wenn du ihn damals gesehen hättest, wärest du nie böse auf ihn gewesen, das sage ich dir."

Aber Gertrud war es, als müsse sie den ganzen Tag wie in einem jener Träume kämpfen, in denen man fliehen möchte, aber doch nicht von der Stelle kommt. Sie wollte Ingmar helfen und wußte doch nicht, woher sie die Kraft dazu nehmen solle. „Wie kann ich dies für Ingmar tun, da ich ihn doch nicht mehr liebe?" fragte sie sich. „Und wie kann ich unterlassen, es zu tun, da ich doch weiß, daß er dann blind wird?" fragte sie sich auch.

Am Abend stand Gertrud vor dem Hause unter den großen Sykomoren und dachte immerfort daran, daß sie mit Ingmar ziehen sollte, aber nicht die Kraft habe, den Entschluß zu fassen. Da trat Bo zu ihr.

„Es ist manchmal so," sagte er, „daß die Menschen sich über ihr Unglück freuen und über ihr Glück trauern möchten."

Gertrud wandte sich um und sah ihn mit scheuen Augen an. Sie sagte nichts, aber er verstand, daß sie dachte: „Kommst du nun auch noch, mich zu hetzen und zu verfolgen?"

Bo biß sich auf die Lippen und verzog das Gesicht ein wenig, aber im nächsten Augenblick sagte er doch, was er beabsichtigt hatte.

„Wenn man einen Menschen sein ganzes Leben lang lieb gehabt hat," begann er, „dann hat man stets Angst, man könne ihn verlieren. Aber die größte Angst hat man doch davor, ihn auf die Weise zu verlieren, daß man sehen muß, daß er ein hartes Herz hat, das nicht vergeben und vergessen kann."

Bo sprach seine harten Worte in sehr mildem Ton, und Gertrud wurde nicht böse darüber, sondern begann zu weinen. Sie erinnerte sich, daß sie einmal geträumt hatte, sie steche Ingmar die Augen aus. „Nun zeigt es sich, daß es ein wahrer Traum war und daß ich wirklich hartherzig und rachgierig bin, gerade wie in jenem Traum," dachte sie. „Sicherlich verliert Ingmar sein Augenlicht noch durch meine Schuld." Sie wurde tief betrübt, aber das Gefühl der Ohnmacht, das sie gefangen hielt, wich darum doch nicht von ihr, und als die Nacht anbrach und sie schlafen ging, hatte sie noch immer keinen Entschluß fassen können.

Am Morgen machte sie sich zu ihrer gewöhnlichen Wanderung fertig und begab sich über die Hügel nach dem Ölberg.

Auf dem ganzen Wege kämpfte sie mit demselben schweren Gefühl der Ohnmacht. Sie erkannte, was sie zu tun hatte, aber ihr Wille war gelähmt und konnte das, was ihn gefangen hielt, nicht überwinden.

Sie erinnerte sich, daß sie einmal eine Turmschwalbe gesehen hatte, die zu Boden gefallen war und mit den Flügeln auf den Sand schlug und doch nicht genug Luft unter die Schwingen bekam, um sich erheben zu können. Gerade so, meinte sie, liege sie nun auch da und flattere hin und her, ohne vom Fleck zu kommen.

Aber als sie den Ölberg erreicht hatte und auf dem Platze stand, wo sie den Sonnenaufgang zu erwarten pflegte, gewahrte sie da den Derwisch, der Jesus ähnlich war. Er saß auf der Erde mit gekreuzten Beinen, und seine großen Augen schauten über Jerusalem hin.

Nicht einen Augenblick vergaß Gertrud, daß der Mann nur ein armer Derwisch war, der seine ganze Ehre darein setzte, von seinen Anhängern ein noch wilderes Tanzen zu verlangen als die andern. Aber als sie sein Gesicht sah, mit den dunklen Ringen um die Augen und dem Schmerzenszug um den Mund, lief ein Zittern durch ihren Körper. Mit gefalteten Händen blieb sie neben ihm stehen und betrachtete ihn.

Sie träumte nicht, sie hatte auch keine Erscheinung, die große Ähnlichkeit mit Christus allein war schuld daran, daß sie einen Gott in Menschengestalt vor sich zu sehen vermeinte.

Aufs neue glaubte sie, wenn er sich nur den Menschen offenbaren wollte, dann würde es sich gar bald zeigen, daß er die Tiefe aller Wissenschaft erreicht habe. Sie glaubte, daß Wind und Wellen ihm gehorsam sein würden, sie glaubte, daß Gott mit ihm redete, sie glaubte, daß er den Kelch des Leidens bis auf die Neige geleert habe und daß alle seine Gedanken den unbekannten Dingen nachjagten, die kein anderer verstehen konnte.

Sie fühlte, daß sie, wenn sie krank wäre, durch seinen Anblick schon geheilt würde.

„Er kann kein gewöhnlicher Mensch sein," dachte sie. „Ich fühle, daß sich die Seligkeit des Himmels auf mich herabsenkt, nur weil ich ihn anschaue."

Sie hatte schon eine gute Weile neben dem Derwisch gestanden, ohne daß dieser sie gewahr zu werden schien. Doch plötzlich wandte er sich und sah sie an.

Und indem er sie ansah, fuhr Gertrud zusammen, als könne sie seinen Anblick nicht ertragen.

Still und ruhig betrachtete er Gertrud wohl eine ganze Minute lang, dann bot er ihr die Hand dar, damit sie sie küsse, wie seine Anhänger zu tun pflegten. Und Gertrud küßte sie in aller Demut.

Hierauf bedeutete er ihr mit freundlichem Ernst, daß sie sich nun entfernen und ihn nicht länger stören solle.

Gehorsam wandte sich Gertrud um und ging langsam heimwärts. Es war ihr, als liege in der Art, in der er Abschied von ihr genommen hatte, eine große

Bedeutung. Es war ihr, wie wenn er zu ihr gesagt hätte: „Eine Zeit lang hast du mir angehört und mir gedient, aber nun gebe ich dich frei. Lebe nun auf der Erde für deine Nebenmenschen!“

Als sie der Kolonie näher kam, verschwand der lichte Zauber allmählich. „Ich weiß ja, daß er nicht Christus ist. Nein, ich glaube nicht, daß er Christus ist,“ sagte sie noch einmal.

Aber sein Anblick hatte eine große Veränderung in ihr hervorgebracht. Allein dadurch, daß er ihr das Bild Christi vor die Augen gestellt hatte, war es ihr, als ob jeder Stein auf dem Wege die heiligen Lehren wiederhole, die der Heiland einst in diesem Lande verkündigte, und daß die Blumen die Seligkeit priesen, die der empfindet, der auf seinen Wegen wandelt.

Als Gertrud die Kolonie erreicht hatte, ging sie zu Ingmar. „Nun werde ich mit dir ziehen, Ingmar,“ sagte sie.

Ingmars Brust hob sich unter ein paar schweren Atemzügen. Es sah aus, als fühle er eine große Erleichterung.

Er ergriff Gertruds Hände und drückte sie zwischen den seinigen. „Nun ist Gott sehr gut gegen mich gewesen,“ sagte er.

„Ja gewiß, wir sehn uns wieder!"

Eine merkwürdige Emsigkeit herrschte in der Kolonie. Die Leute aus Dalarne waren in allen ihren Stuben aufs eifrigste beschäftigt, so daß sie keine Zeit hatten, sich zu ihrer Arbeit auf die Felder und in die Weinberge zu begeben, und die schwedischen Kinder hatten Ferien bekommen, um daheim arbeiten zu können.

Es war bestimmt worden, daß Ingmar und Gertrud in zwei Tagen abreisen sollten, und deshalb mußte man alles, was man durch sie in die Heimat senden wollte, eilig in Ordnung bringen.

Nun war die Gelegenheit da, ein kleines Andenken an liebe Kameraden von der Schulbank zu schicken, sowie alte Freunde, die ein ganzes Leben lang treu geblieben waren — nun konnte man zeigen, daß man doch bisweilen manchen einen freundlichen Gedanken geschickt hatte, von denen man sich getrennt und mit denen man in der ersten schweren Zeit daheim nicht mehr hatte umgehen wollen — und endlich auch an alte kluge Leute, deren Ratschläge man bei der Abreise übel aufgenommen hatte. Nun konnte man den Eltern und der Liebsten, sowie dem Pfarrer und dem Schulmeister, die sie alle erzogen hatten, eine kleine Freude machen.

Ljung Björn und Kolas Gunnar hielten den ganzen Tag die Feder zwischen den steifen Fingern

und schrieben Briefe an Freunde und Anverwandte, während Gabriel kleine Schalen aus Olivenholz drechselte und die Ingmarstochter Karin in viele Pakete von verschiedenem Umfange große Photographien von Getsemane und der heiligen Grabeskirche, sowie von dem stattlichen Haus, wo sie wohnten, und von dem prächtigen Versammlungssaal packte.

Die Kinder plagten sich redlich, auf dünnen Plättchen aus Olivenholz Tuschzeichnungen auszuführen, wie sie es in der amerikanischen Schule gelernt hatten, auch verfertigten sie Photographierahmen, die sie mit den verschiedensten Arten von Getreide- und Samenkörnern und Obstkernen, die es im Morgenlande gibt, beklebten.

Die Ingmarstochter Karin zerschnitt ihre selbstgewebte Leinwand und stickte Namen in Handtücher und Servietten, die sie ihrem Schwager und der Schwägerin schicken wollte. Und sie lächelte, indem sie daran dachte, wie die daheim nun sehen würden, daß sie noch nicht verlernt hatte, ein feines dauerhaftes Gewebe zu weben, obgleich sie nach Jerusalem ausgewandert war.

Die beiden Ingmarstöchter, die in Amerika gewesen waren, banden Töpfe voll Aprikosen- und Pfirsichmarmelade zu, und unten auf die Töpfe schrieben sie die lieben Namen, an die sie nicht denken konnten, ohne daß ihnen die Tränen in die Augen traten.

Israel Tomassons Frau wellte einen Pfefferkuchenteig aus und hatte überdies eine Torte im Backofen, die sie eifrig bewachte. Die Torte sollten Ingmar

und Gertrud unterwegs verzehren, die Pfefferkuchen aber, die man aufheben konnte, so lange man wollte, sollten sie nicht essen, sondern der alten Frau am Myckelsumpf bringen, die damals bei der Abreise gewaschen und gekämmt am Wege stand, sowie auch der Gunnarstochter Eva, die einmal der Gemeinde angehört hatte.

Sobald die kleinen Pakete fertig waren, wurden sie Gertrud gebracht, und diese packte alle die vielen Sendungen in eine große Kiste.

Aber wenn Gertrud nicht selbst ein Kind des Dorfes gewesen wäre, hätte sie es nicht übernehmen können, all die verschiedenen Sachen den rechtmäßigen Empfängern auszuliefern, denn auf mehreren standen ganz merkwürdige Adressen. Sie mußte oft mehrere Male überlegen, wo sie wohl den „Franz, der an dem Kreuzweg wohnte", finden könne, oder die „Lisa, die die Schwester des Per Larsson war", oder den „Erik, der vor zwei Jahren beim Bürgermeister diente".

Gunnar, Ljung Björns Sohn, kam mit dem größten Paket daher. Es trug die Aufschrift: „An Karin, die neben mir in der Schule saß und in dem großen Walde wohnte". Den Namen des Vaters hatte er vergessen, aber der Karin hatte er ein Paar Schuhe aus Glanzleder mit hohen, geschweiften Absätzen verfertigt. Er wußte, daß dies die beste Schuhmacherarbeit war, die je in der Kolonie ausgeführt worden war. „Und sage ihr, daß sie zu mir herauskommen soll, wie

21*

wir ausgemacht haben, ehe ich abreiste," sagte er, als er sein Paket Gertrud anvertraute.

Die Großbauern aber gingen zu Ingmar und übergaben ihm Briefe und wichtige Aufträge. „Und dann mußt du zum Pfarrer gehen und zum Bürgermeister und zum Schulmeister," sagten sie zuletzt, „und ihnen erzählen, daß du mit eignen Augen gesehen hast; wie gut es uns geht, und daß wir in einem richtigen Haus wohnen und nicht in Höhlen, und daß wir Arbeit und ordentliche Nahrung haben und ein anständiges Leben führen."

* * *

Seit jener Nacht, wo Bo Ingmar im Tal Josaphat aufgefunden hatte, bestand große Freundschaft zwischen den beiden, und sobald Bo eine freie Stunde hatte, verbrachte er sie bei Ingmar, der während seiner Krankheit allein im Gastzimmer wohnte. Aber an dem Tag, wo Gertrud vom Ölberg herabkam und Ingmar versprach, mit ihm nach Dalarne zurückzukehren, zeigte sich kein Bo im Krankenzimmer. Ingmar fragte mehrere Male nach ihm, aber niemand konnte ihn ausfindig machen.

Als nun eine Stunde um die andre verging, wurde Ingmar unruhig. Im ersten Augenblick, als Gertrud ihm zu folgen versprach, hatte er sich befriedigt und glücklich gefühlt. Er war nur dankbar dafür gewesen, daß er sie aus diesem gefährlichen Lande,

wohin sie durch seine Schuld getrieben worden war, wegführen durfte. Und sicherlich war er noch immer herzlich froh darüber; aber mit jeder Stunde wurde die Sehnsucht nach seiner Frau stärker und stärker. Es kam ihm ganz unmöglich vor, seinen Vorsatz durchzuführen. Bisweilen fühlte er die größte Lust, Gertrud seine ganze Geschichte zu erzählen, aber nach einigem Nachdenken wagte er es doch nicht. Sobald sie erfuhr, daß er sie nicht mehr lieb hatte, würde sie sich weigern, mit ihm zu reisen. Auch wußte er gar nicht, wen Gertrud lieb hatte, ob er selbst, Ingmar, es war, oder ein anderer. Manchmal hatte er gemeint, es sei Bo, aber schließlich hatte er eingesehen, daß Gertrud, seit sie in der Kolonie wohnte, gewiß keinen andern geliebt hatte, als den, den sie auf dem Ölberg erwartete. Und wenn sie nun aufs neue in die Welt hinauskam, dann würde vielleicht ihre alte Liebe zu Ingmar wieder erwachen. Und wenn dies geschah, dann war es wohl besser, wenn er sie heiratete und sie glücklich zu machen versuchte, als sich immerfort nach einer sehnen, die nie wieder die Seine werden konnte.

Aber obschon er es versuchte, auf diese Weise mit sich selbst zu rechten, so nahm doch der innere Widerwillen, der ihn quälte, immer mehr zu. Während er mit verbundenen Augen dasaß, sah er beständig seine Frau vor sich. „Es ist ganz klar, daß ich zu ihr gehöre," dachte er, „es gibt sonst niemand, der solche Macht über mich hätte."

„Ich weiß, was schuld daran war, daß ich mich

auf dieses Unternehmen einließ," fuhr er fort. „Ich wollte ebenso tüchtig sein wie Vater. So wie er die Mutter aus dem Gefängnis heimführte, so wollte ich Gertrud aus Jerusalem nach Hause bringen. Aber nun weiß ich, daß es mir nicht ebenso gehen kann wie dem Vater, ich komme zu kurz, weil ich eine andere liebe."

Endlich gegen Abend kam Bo zu Ingmar. Er blieb an der Tür stehen, als sei es seine Absicht, gleich wieder zu gehen. „Ich habe gehört, daß du nach mir gefragt hast," sagte er.

„Ja," sagte Ingmar, „ich muß abreisen."

„Ich weiß, daß es beschlossen worden ist," erwiderte Bo ganz kurz.

Ingmar hatte einen Verband auf beiden Augen; er wandte den Kopf nach der Seite, wo Bo stand, als ob er ihn sehen möchte. „Es scheint, daß du es eilig hast," sagte er.

„Ja, ich habe noch viel zu besorgen," versetzte Bo und machte einen Schritt nach der Tür.

„Ich hätte dich übrigens gern etwas gefragt."

Bo trat wieder näher, und Ingmar begann: „Ich möchte wissen, ob du sehr dagegen wärest, für einen oder zwei Monate heimzureisen?"

„Ich weiß nicht, wie du darauf kommst?" fragte Bo.

„Wenn du Lust dazu hättest, würde ich die Ausgaben bestreiten," fuhr Ingmar fort.

„Ach so," sagte Bo.

„Ja," sagte Ingmar, eifriger werdend, „deine Mutter ist ja die einzige Schwester meines Vaters, und ich möchte ihr gerne die Freude machen, daß sie dich vor ihrem Tode noch einmal sieht."

„Du möchtest wohl am liebsten die ganze Kolonie mitnehmen," sagte Bo ein wenig verächtlich.

Da verstummte Ingmar vollständig. Es war seine letzte Hoffnung gewesen, Bo zum Mitreisen zu bewegen. „Ich glaube, daß Gertrud ihn bald lieber gewinnen würde als mich, wenn er uns begleitete," hatte er gedacht. „Er ist ihr immer treu geblieben, und es wird doch wohl etwas ausmachen, daß er sie liebt."

Nach ein paar Augenblicken begann Ingmar aber doch wieder zu hoffen. „Es war vielleicht mein Fehler, ich habe meine Bitte wohl dumm vorgebracht," dachte er. „Na ja," sagte er laut, „ich muß offen bekennen, daß ich dich hauptsächlich um meiner selbst willen gebeten habe." Bo entgegnete nichts. Ingmar wartete auf seine Antwort, als aber keine kam, fuhr er fort: „Ich weiß nicht recht, wie es Gertrud und mir auf dieser schwierigen Reise gehen soll. Wenn ich mit verbundenen Augen reisen muß, ist es mir unverständlich, wie wir in all die kleinen Boote, die zu den Dampfern hinausfahren, hinein und wieder herauskommen sollen. Auch wird es nicht leicht sein, die Fallreepstreppen und dergleichen zu erklettern. Ich habe Angst, ich könnte fehl treten und ins Wasser fallen. Es wäre gut, wenn wir einen Mann bei uns hätten."

„Da hast du schon recht," sagte Bo.

„Und Gertrud versteht es doch nicht, die Fahrkarten zu kaufen.“

„Ich bin auch der Ansicht, daß du noch jemand mitnehmen solltest,“ sagte Bo.

„Ja,“ sagte Ingmar vergnügt, „ich meine, du müßtest begreifen, wie notwendig es ist, daß uns jemand begleitet.“

„Du müßtest Gabriel darum bitten. Sein Vater würde sich auch freuen, wenn er ihn wiedersähe.“

Wieder schwieg Ingmar; er schien sehr niedergeschlagen zu sein, als er wieder sprach: „Ich hatte gedacht, du würdest mitkommen.“

„Nein, mich mußt du nicht darum bitten,“ sagte Bo. „Ich bin so glücklich hier. Jeder andere von der Kolonie geht gewiß gerne mit dir.“

„Es ist ein großer Unterschied, wer einen begleitet. Du bist im Reisen viel besser bewandert, als alle die andern.“

„Ich kann aber jedenfalls nicht.“

Ingmar wurde von zunehmender Unruhe ergriffen. „Dies ist mir eine große Enttäuschung,“ sagte er. „Ich glaubte, es sei dir ernst gewesen, als du sagtest, du wollest mein Freund sein.“

Da unterbrach ihn Bo hastig. „Ich danke dir für das Anerbieten, aber du magst sagen, was du willst, du bringst mich doch nicht auf andre Gedanken, und deshalb gehe ich jetzt auch wieder an meine eigne Arbeit.“ Damit wandte er sich rasch um und ging, ohne Ingmar Zeit zu lassen, noch ein einziges Wort hervorzubringen.

Aber nachdem Bo Ingmar verlassen hatte, konnte man durchaus nicht merken, daß er so große Eile hatte. Er wanderte ganz langsam zum Tor hinaus und setzte sich dort unter den großen Baum. Es war schon Abend, und jede Spur des Tageslichts war verschwunden, aber die Sterne und eine bleiche Mondsichel leuchteten gar schön.

Bo hatte noch keine fünf Minuten dagesessen, als das Tor leise geöffnet wurde und Gertrud heraustrat. Sie sah sich einige Augenblicke um, dann entdeckte sie Bo. „Bist du es, Bo?" fragte sie, indem sie näher trat und sich neben ihn setzte. „Ich dachte mir wohl, daß ich dich hier finden würde."

„Ja, wir haben gar manchen Abend hier gesessen," sagte Bo.

„Das ist wahr," sagte Gertrud, „und dies ist nun wohl der letzte."

„Ja, so ist es wohl." Bo saß sehr aufrecht und steif da, seine Stimme klang kalt und hart, so daß man hätte meinen können, sie redeten von etwas, das ihm mehr als gleichgültig sei.

„Ingmar sagte mir, daß er dich bitten wolle, uns zu begleiten."

„Ja, er hat schon mit mir gesprochen, aber ich habe nein gesagt," erwiderte Bo.

„Ich konnte es mir denken, daß du nicht mitreisen wolltest," sagte Gertrud.

Nun schwiegen beide, als hätten sie einander nichts zu sagen; aber Gertrud wandte einmal ums andre das

Gesicht und betrachtete Bo. Er hatte den Kopf etwas erhoben und schaute starr zum Himmel auf.

Nachdem das Schweigen lange gedauert hatte, begann Bo, ohne den Blick von den Sternen abzuwenden oder sonst eine Bewegung zu machen: „Friert es dich nicht, wenn du so lange hier außen bleibst?“

„Du möchtest gewiß, daß ich meiner Wege gehe.“

Bo machte eine bejahende Bewegung mit dem Kopf, glaubte jedoch nicht, daß Gertrud sie in der Dunkelheit sehen könne. Laut sagte er: „Es ist mir lieb, daß du hier sitzest.“

„Ich bin heute abend herausgekommen,“ sagte Gertrud, „weil ich dachte, es sei nicht sicher, ob wir uns vor meiner Abreise noch einmal allein treffen würden. Und ich wollte es nicht versäumen, dir zu danken, daß du mich des Morgens so oft auf den Ölberg begleitet hast.“

„Das tat ich um meiner selbst willen,“ sagte Bo.

„Dann möchte ich dir auch noch für den Gang nach dem Paradiesesbrunnen danken, sagte Gertrud lächelnd.

Bo schien antworten zu wollen, aber anstatt der Worte kam nur etwas, das wie ein Schluchzen klang. Gertrud fand, daß Bos Wesen an diesem Abend etwas unendlich Rührendes hatte, und sie fühlte großes Mitleiden mit ihm. „Es ist recht schwer für ihn, daß er mich nicht wiedersehen soll,“ dachte sie. „Und er ist recht tapfer, er klagt nicht, und doch weiß ich, daß er mich sein ganzes Leben lang geliebt hat. Wenn ich

nur wüßte, womit ich ihn trösten könnte! Wenn ich ihm doch etwas sagen könnte, woran zu denken ihm Freude machen würde, wenn er an den Abenden einsam unter diesem Baum sitzt!"

Aber während Gertrud so dachte, war es ihr, als krampfe sich ihr eigenes Herz schmerzlich zusammen und als komme eine sonderbare Erstarrung über sie. „Ja, ja, auch ich werde Bo vermissen," dachte sie, „wir haben uns in der letzten Zeit sehr viel zu sagen gehabt. Ich hatte mich nun daran gewöhnt, daß sein Gesicht aufleuchtete und er froh wurde, so oft wir uns trafen, und es hat mir gut getan, jemand neben mir zu haben, der immer zufrieden mit mir war, was ich auch tun mochte."

Sie verhielt sich ganz still; wie eine plötzlich aufsteigende Krankheit fühlte sie schon die zukünftige Leere. „Was ist es, was ist es, das mich überkommt?" dachte sie. „Die Trennung von Bo kann doch kein solch großer Schmerz sein!"

Plötzlich begann Bo zu sprechen. „Ich denke an etwas, was ich schon den ganzen Abend vor mir sehe," sagte er.

„Sag' mir, was es ist," sagte Gertrud eifrig, es wurde ihr wie leichter ums Herz, als er sprach.

„Ja," sagte Bo, „Ingmar erzählte einmal von einer Sägemühle, die zum Ingmarshof gehöre. Ich glaube, es war seine Absicht, sie mir zu verpachten, wenn ich mit ihm nach Hause käme."

„Ingmar scheint große Freundschaft für dich

gefaßt zu haben,“ sagte Gertrud, „die Sägemühle ist ihm wichtiger als alles andere.“

„Nun höre ich die Säge den ganzen Tag in meinen Ohren sausen,“ sagte Bo. „Der Wasserfall rauscht, und die Balken stoßen im Fluß gegeneinander. Du kannst dir nicht denken, wie schön es klingt. Und dann überlege ich, wie es sein würde, wenn ich auf eigne Rechnung arbeitete und etwas für mich selbst hätte und nicht ganz und gar in so einer Kolonie aufginge.“

„Ach so, also daran denkst du, während du so stumm dasitzest,“ sagte Gertrud in recht kaltem Ton, denn sie fühlte sich durch Bos Rede auf irgend eine Weise enttäuscht. „Darnach brauchst du nicht lange zu seufzen, du kannst einfach Ingmar heimbegleiten.“

„Da ist auch noch etwas anderes,“ sagte Bo. „Siehst du, Ingmar hat mir erzählt, daß er schon das Bauholz zu einem Haus neben der Sägemühle bereit habe. Er sagte, er habe den Bauplatz auf einem Hügel ausgewählt, gerade über dem Wasserfall, wo ein paar große Birken stünden. Und nun sehe ich dieses Haus den ganzen Abend vor mir. Ich sehe es von außen und von innen. Ich sehe die grünen Fichtenzweige vor der Tür, und ich sehe das Feuer, das auf dem Herd brennt. Und wenn ich von der Sägmühle heimkomme, dann sehe ich eine, die unter der Tür steht und mich erwartet.“

„Es wird nun kalt, Bo,“ sagte Gertrud, ihn unterbrechend. „Meinst du nicht, wir sollten hineingehen?“

„So, nun willst du hineingehen?“ sagte Bo.

Sie rührten sich jedoch nicht von der Stelle, sondern saßen in langem Schweigen nebeneinander, das sie nur selten unterbrachen.

Einmal sagte Gertrud: „Bo, ich glaubte, du liebest die Kolonie über alles, und du würdest dich um nichts auf der Welt von ihr trennen wollen.“

„O ja,“ erwiderte Bo, „es findet sich schon etwas, wofür ich sie opfern würde.“

Wieder hing Gertrud ihren Gedanken nach, dann fragte sie: „Willst du mir nicht sagen, was es ist?“

Bo antwortete nicht sogleich, sondern erst nach einer langen Bedenkzeit und mit halberstickter Stimme: „Ich kann es dir ja auch sagen. Wenn der Fall einträte, daß das Mädchen, das ich liebe, käme und sagte, daß sie mich lieb habe.“

Gertrud verhielt sich so ruhig, daß sie kaum zu atmen wagte.

Aber obgleich nichts geäußert wurde, war es doch, als habe Bo Gertrud sagen hören, daß sie ihn liebe oder etwas Ähnliches, denn nun begann Bo ganz fließend zu sagen: „Du wirst schon sehen, Gertrud, nun erwacht die Liebe zu Ingmar aufs neue in dir. Du bist eine Zeitlang böse auf ihn gewesen, weil er dich aufgegeben hatte, aber nun, wo du ihm vergeben hast, wirst du ihn wieder so lieb gewinnen wie früher.“ — Er hielt inne, um eine Antwort abzuwarten, aber Gertrud schwieg. — „Es wäre entsetzlich, wenn du ihn nicht liebtest,“ fuhr Bo fort. „Bedenke, was er alles

für dich getan hat! Er wollte ja lieber blind werden, als ohne dich heimkehren."

„Ja, es wäre entsetzlich, wenn ich ihn nicht lieb hätte," sagte Gertrud mit beinahe ersterbender Stimme. Sie wußte, daß sie bis zu diesem Augenblick in ihrem tiefsten Herzen geglaubt hatte, sie könne nie einen andern lieb haben als Ingmar.

„Ich kann das heute abend nicht ausmachen, Bo," sagte Gertrud. „Ich weiß nicht, was mit mir ist, aber du darfst nicht von Ingmar mit mir sprechen."

Und dann sagte bald das eine, bald das andre etwas vom Hineingehen, trotzdem blieben sie aber sitzen, bis die Ingmarstochter Karin zu ihnen herauskam und sie hineinrief: „Ingmar läßt euch beide bitten, zu ihm zu kommen."

Solange Gertrud mit Bo gesprochen hatte, war nämlich Karin bei Ingmar gewesen. Sie hatte ihm Grüße an die in der Heimat Zurückgebliebenen aufgetragen, zog aber dann das Gespräch sehr in die Länge; es war deutlich, daß sie Ingmar noch etwas sagen wollte, was sie nur schwer herausbringen konnte.

Schließlich sagte sie in so langsamem und gleichgültigem Ton, daß jeder, der sie kannte, verstehen konnte, daß sie nun mit ihrem eigentlichen Anliegen herausrückte: „Es ist ein Brief von Per, Ljung Björns Bruder gekommen."

„Ach so," sagte Ingmar.

„Ich will dir sagen, daß ich dir Unrecht tat, als

wir damals, gleich nach deiner Ankunft, in meinem Zimmer miteinander sprachen."

„Ach nein, du sagtest nur, was du für recht hieltest."

„Nein, denn ich weiß jetzt, daß du Grund hattest, dich von Barbro scheiden zu lassen. Ljung Björn schreibt, daß sie keine gute Frau sei."

„Ich habe nie ein böses Wort über Barbro gesagt."

„Es heißt jetzt, es sei ein Kind auf dem Ingmarshof."

„Wie alt ist das Kind?"

„Es soll im August geboren sein."

„Das ist eine Lüge, eine Lüge," sagte Ingmar und schlug mit der Faust auf den Tisch. Er hätte dabei beinahe Karins Hand getroffen, die auf der Tischplatte lag.

„Schlägst du mich jetzt?" sagte sie.

„Ich sah nicht, daß deine Hand da lag," sagte Ingmar.

Karin sprach noch weiter darüber, und Ingmar beruhigte sich schnell wieder. „Du begreifst doch wohl, daß eine solche Nachricht nicht angenehm für mich ist," sagte er. „Deshalb möchte ich dich bitten, Ljung Björn zu sagen, daß er nichts davon laut werden läßt, bis wir wissen, ob es die volle Wahrheit ist."

„Ja, ich werde schon dafür sorgen, daß er schweigt."

„Und dann möchte ich wissen, ob du Bo und Gertrud miteinander zu mir schicken kannst?" sagte Ingmar.

Als Gertrud und Bo in das Krankenzimmer traten, kauerte Ingmar in einem dunklen Winkel, und sie konnten ihn zuerst kaum sehen. „Was ist dir, Ingmar?" fragte Bo.

„Ach, ich habe eine Sache unternommen, die mir übermächtig geworden ist," sagte Ingmar, indem er den Oberkörper hin und her wiegte.

„Ingmar," sagte Gertrud, indem sie zu ihm trat, „sag mir nun aufrichtig, was dich quält. Von unsrer Kindheit an haben wir ja kein Geheimnis voreinander gehabt." Ingmar schwieg. Da trat Gertrud ganz dicht zu ihm und legte ihm die Hand auf den Kopf. „Ich glaube, ich kann erraten, was dir ist," sagte sie.

Da richtete sich Ingmar plötzlich auf. „Ach nein, Gertrud, rate lieber nicht," sagte er, indem er sein Taschenbuch herauszog und es ihr reichte. „Sieh nach, ob sich ein langer Brief darin befindet, der an den Pfarrer gerichtet ist?"

„Ja," sagte Gertrud, „hier ist er."

„Ich möchte dich bitten, ihn zu lesen. Du und Bo, ihr müßt ihn alle beide lesen. Ich schrieb ihn gleich im Anfang, als ich hierherkam, hatte aber damals noch die Kraft, ihn nicht abzuschicken."

Bo und Gertrud setzten sich an den Tisch und begannen zu lesen. Ingmar blieb in seinem Winkel sitzen und horchte auf das Umwenden der Blätter. „Nun lesen sie dies," dachte er, „und nun dies. Nun sind sie an der Stelle, wo Barbro mir erzählt, wie ihr Vater uns durch seine Schlauheit zu Mann und

Frau machte. Nun lesen sie, wie sie die silbernen Humpen zurückkaufte, und nun sind sie an dem, was mir Stig Börjesson mitteilte. Und nun erfährt Gertrud, daß ich sie nicht mehr lieb habe, nun sieht sie deutlich, welch ein Tropf ich bin."

Es war totenstill im Zimmer. Gertrud und Bo machten keine Bewegung, nur die Briefblätter wurden umgewendet. Es war, als wagten sie kaum zu atmen.

„Und wie sollte Gertrud verstehen können, daß es mich gerade heute, wo sie sich mir übergeben hat, so übermannt, daß ich es nicht lassen kann, ihr zu sagen, daß ich Barbro liebe."

„Und wie soll ich selbst verstehen, daß ich gerade da, wo ich Barbro verleumden hörte, nicht ertragen konnte, an eine andre gebunden zu sein? Ich weiß nicht, was ich habe, ich glaube, ich bin gar kein rechter Mensch mehr."

Er lauschte eifrig und wartete immerfort darauf, daß die andern etwas sagen würden, hörte aber immer nur das Knittern des Papiers.

Endlich konnte er es nicht länger ertragen; sachte hob er die Binde von dem Auge, mit dem er noch sehen konnte.

Er sah zu Bo und Gertrud hinüber. Sie lasen noch immer; ihre Köpfe waren sich so nahe gekommen, daß sie beinahe Wang an Wange dasaßen, und Bo hatte den Arm um Gertrud gelegt.

Und während sie lasen, und mit jedem Blatt, das sie umwandten, schmiegten sie sich näher aneinander an.

Ihre Wangen glühten, bisweilen hoben sie den Blick vom Papier und sahen einander tief in die Augen, und ihre Augen waren dunkler und strahlender als gewöhnlich.

Als sie endlich mit dem letzten Bogen fertig geworden waren, sah Ingmar, wie sich Gertrud innig an Bo anschmiegte, und dann hielten sie einander sehr bewegt und feierlich umschlungen. Sie hatten vielleicht von allem, was sie gelesen, nichts weiter erfaßt, als daß ihrer Liebe nun nichts mehr im Wege stand. Und Ingmar faltete stille seine großen Hände, die aussahen, wie die Hände eines alten, geplagten Mannes, und dankte Gott. Und es währte lange, ehe sich eins von den dreien bewegte.

* * *

Die Kolonisten versammelten sich in dem großen Saal zum Morgengebet. Es war die letzte Andachtsstunde, der Ingmar in der Kolonie beiwohnen würde. Er und Gertrud und Bo mußten in ein paar Stunden nach Jaffa aufbrechen.

Am vorhergehenden Tag hatte Bo Mrs. Gordon und einigen der Hauptpersonen in der Kolonie mitgeteilt, daß es seine Absicht sei, Ingmar in das alte Land zu begleiten und dauernd dort zu bleiben. Er war da gezwungen gewesen, Ingmars ganze Geschichte zu erzählen. Mrs. Gordon dachte lange über das eben Vernommene nach, dann sagte sie: „Ich glaube

nicht, daß irgend jemand die Verantwortung auf sich nehmen könnte, Ingmar noch unglücklicher zu machen, als er schon ist, deshalb will ich dich nicht hindern, mit ihm heimzureisen. Aber es kommt mir vor, als könne dies dazu führen, daß du mit Gertrud einmal zu uns zurückkehrst. Ich bin überzeugt, daß ihr euch an keinem andern Ort ganz befriedigt fühlen werdet."

Damit jedoch Ingmar und die beiden andern in Eintracht und Frieden von der Kolonie abreisen könnten, sollten die übrigen Mitglieder nichts weiter erfahren, als daß Bo Gertrud und Ingmar begleite, um ihnen auf der schwierigen Reise behilflich zu sein.

In dem Augenblick, wo die Morgenandacht begann, wurde Ingmar in den Versammlungssaal geleitet. Mrs. Gordon stand auf und ging ihm entgegen. Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu einem Sitz neben dem ihrigen. Ein bequemer Stuhl stand für ihn bereit, und sie half ihm sehr fürsorglich beim Niedersitzen.

Dann stimmte Miß Young, die an der Orgel saß, ein Lied an, und die Morgenandacht wurde wie gewöhnlich gehalten.

Aber als Mrs. Gordon die kurze Bibelerklärung, die sie jeden Morgen hielt, geschlossen hatte, erhob sich die alte Miß Hoggs und betete um eine gute Reise und eine glückliche Heimkehr für Ingmar. Hierauf stand einer nach dem andern der Amerikaner und Syrer auf und alle baten Gott, er möge Ingmar das rechte Licht der Wahrheit aufgehen lassen.

Einige von ihnen drückten sich sehr schön aus. Sie versprachen, jeden Tag für Ingmar zu beten, der ihr liebster Bruder sei, und hofften, daß er seine Gesundheit wieder erlange. Und alle wünschten, daß er nach Jerusalem zurückkehre.

Während die Fremden sprachen, schwiegen die Schweden. Sie hatten ihren Platz gerade vor Ingmar und betrachteten ihn unverwandt.

Und während sie Ingmar betrachteten, mußten sie unwillkürlich an das denken, was sicher und rechtschaffen und wohlgeordnet in dem alten Lande war. Während er hier bei ihnen weilte, hatten sie das Gefühl, als ob etwas davon zu ihnen gekommen sei. Aber nun, da Ingmar reiste, überfiel sie die Angst der Hilflosigkeit. Sie fühlten sich wie verloren in einem gesetzlosen Lande unter all diesen Leuten, die ohne Schonung und Erbarmen um Menschenseelen miteinander kämpften.

Und dann wanderten ihre Gedanken mit großer Wehmut nach der Heimat. Sie sahen die ganze Gegend vor sich mit den Feldern und Höfen. Und auf den Wegen wandelten die Menschen still und friedlich, alles war sicher, ein Tag verlief wie der andre, und das eine Jahr war dem andern so ähnlich, daß man sie nicht voneinander unterscheiden konnte.

Aber gerade als sich die Bauern an die große Stille daheim erinnerten, überkam es sie, wie groß und berauschend es doch für sie war, daß sie hinausgekommen waren ins Leben, daß sie ein Ziel hatten.

für das sie leben konnten, und daß sie von dem grauen Einerlei des Alltages hinweggekommen waren.

Und einer von ihnen hob seine Stimme und betete auf schwedisch, indem er sagte: „Mein Gott, ich danke dir, daß du mich nach Jerusalem geführt hast.“

Hierauf erhob sich einer nach dem andern, und alle dankten Gott dafür, daß er sie nach Jerusalem geführt habe.

Sie dankten ihm für die teure Kolonie, die ihre größte Freude sei. Sie dankten ihm, daß ihre Kinder schon von Jugend auf lernten, mit allen Menschen in Eintracht zu leben. Sie sprachen die Erwartung aus, daß die Jungen in der Vollkommenheit weiter kommen würden, als sie selbst. Sie dankten für Verfolgungen und Leiden, sowie für die schöne Lehre, der nachzufolgen sie berufen seien.

Keiner setzte sich nieder, ohne von dem großen Glück, das er in sich trage, Zeugnis abgelegt zu haben. Und Ingmar verstand wohl, daß dies um seinetwillen gesagt wurde, und daß sie wünschten, gerade dies, daß sie alle glücklich seien, solle er daheim erzählen.

Ingmar richtete sich ein wenig auf, als er die Bauern sprechen hörte. Er trug den Kopf höher, und der scharfe Zug um den Mund vertiefte sich.

Schließlich, nachdem dieser Strom des Zeugnisablegens versiegt war, stimmte Miß Young ein Lied an, und dann glaubten alle, die Feier sei zu Ende und wandten sich zum Gehen. Aber da sagte Mrs. Gordon:

„Heute wollen wir auch noch ein schwedisches Lied singen."

Da stimmten die Schweden dasselbe Lied an, das sie bei der Abreise aus dem Heimatlande gesungen hatten: „Ja gewiß, wir seh'n uns wieder, ja gewiß, wir seh'n uns wieder, droben einst im Himmelreich!"

Und als der Gesang ertönte, wurden alle sehr bewegt, und die Tränen traten ihnen in die Augen. Denn nun dachten sie wieder an alle die, die sie entbehren mußten und erst im Himmel wiedersehen konnten.

Aber sobald das Lied zu Ende war, erhob sich Ingmar und versuchte ein paar Gedanken auszusprechen. Er hätte denen, die zurückblieben, gern einige Worte gesagt, die gleichsam aus dem alten Lande, wohin er nun zurückkehrte, zu ihnen dringen sollten. „Ich glaube fest, daß ihr uns daheim große Ehre machet," sagte er. „Ich glaube, daß sich alle freuen werden, euch wiederzusehen, sei es im Himmel oder auf der Erde. Ich glaube, es gibt nichts Schöneres, als zu sehen, wie Menschen mit großen Opfern Gerechtigkeit üben."

Wieder daheim

Nun ist zu berichten, wie es der Svenstochter Barbro erging, so lange Ingmar in Jerusalem war.

Nachdem Ingmar ungefähr einen Monat abwesend

war, begann es der alten Lisa auf dem Ingmarshof aufzufallen, daß Barbro von einer beständigen Unruhe und Ratlosigkeit geplagt war. „Es ist merkwürdig, wie verwirrt sie aus den Augen schaut," dachte das alte Weib. „Es sollte mich nicht wundern, wenn sie eines Tages verrückt würde."

Eines Abends begann sie Barbro auszufragen. „Ich möchte wohl wissen, was dir fehlt?" sagte sie. „Als ich ein junges Ding war, sah ich in einem Winter die Hausmutter auf dem Ingmarshof auch mit solchen Augen herumgehen, wie du jetzt hast."

„War es die, die das Kind umbrachte?" fragte Barbro schnell?"

„Ja," sagte Lisa, „und nun glaube ich beinahe, daß du dich mit denselben Gedanken trägst."

Barbro gab keine direkte Antwort, sondern sagte: „Als ich diese Geschichte erfuhr, verwunderte ich mich nur über eins." — Die alte Lisa fragte, was das sei. — „Ja, daß sie nicht zugleich auch ein Ende mit sich selbst machte."

Die alte Lisa saß an ihrem Rädchen und spann. Sie legte die Hand auf das Rad, um es anzuhalten, und richtete ihre Augen auf Barbro. „Es kann ja niemand wundern, wenn du unglücklich bist, im Fall es Zuwachs auf dem Hofe gibt, so lange dein Mann abwesend ist," sagte sie langsam. „Er wußte doch wohl nichts davon, als er abreiste?"

„Wir wußten nichts davon, weder er noch ich," sagte Barbro mit leiser Stimme, wie wenn ein solch

sich. Barbro war groß und stark, und die alte Lisa glaubte, sie wolle sie mit Gewalt zurückhalten. Aber auf einmal brach Barbro in ein Gelächter aus und trat auf die Seite.

„Ja, schreib nur," sagte sie, „das macht mir nichts aus. Es wird dann einfach so, daß ich noch früher ein Ende machen muß, als ich beabsichtigt hatte."

„O nein," erwiderte die Alte, die begriff, daß sie sachte mit Barbro umgehen müsse, weil sie in solcher Verzweiflung war. „Ich werde nicht schreiben; ich will dich nicht zu einer unbesonnenen Tat treiben."

„Doch, schreib nur, das macht keinen Unterschied. Du begreifst doch wohl, daß ich jedenfalls ein Ende mit mir machen muß? Man kann doch wirklich nicht die Verantwortung auf sich nehmen, solch ein Elend in Ewigkeit weitergehen zu lassen."

Das Weib ging wieder an ihr Spinnrad und begann zu spinnen. „Willst du nicht den Brief besorgen?" sagte Barbro zu ihr tretend.

„Ich möchte wissen, ob ich ein vernünftiges Wort mit dir sprechen könnte?" sagte die alte Lisa.

„O ja," sagte Barbro, „das kannst du schon."

„Ich denke nun so," sagte Lisa, „ich will dir versprechen, es geheim zu halten, aber dann mußt du darauf eingehen, daß du weder dir noch dem Kinde etwas zu leid tust, bis wir ganz sicher sind, daß es so wird, wie du fürchtest."

Barbro überlegte. „Versprichst du mir, daß ich nachher vollständig freie Hand bekomme?"

„Ja,“ sagte die Alte, „nachher kannst du tun, was du willst, das verspreche ich dir.“

„O, ich meine, ich könne ebensogut jetzt gleich ein Ende machen,“ sagte Barbro mit gleichgiltigem Gesicht.

„Ich glaubte, du wünschtest vor allem, daß Ingmar das wieder gut mache, was er schlecht gemacht hat,“ sagte Lisa, „aber daraus wird nichts, wenn er eine solche Nachricht bekommt.“

Barbro fuhr zusammen und griff nach dem Herzen. „Nun, es sei, wie du willst, aber es ist ein schweres Versprechen,“ sagte sie. „Du mußt wohl acht geben, daß du mich nicht täuschest.“

Die Verabredung wurde genau eingehalten. Die alte Lisa verriet nichts, und Barbro nahm sich von da an so zusammen, daß niemand ahnte, was ihr bevorstand. Sie hatte auch insofern Glück, als der Frühling sehr frühzeitig anbrach. Schon im März schmolz der Schnee im Walde, sobald sich nur ein grüner Halm fand, an dem sich das Vieh nähren konnte, ließ Barbro eine Anzahl Kühe auf die Alm treiben, die weit entfernt zwischen einsamem Ödland lag. Sie und die alte Lisa zogen mit hinauf, um das Vieh zu besorgen.

Ende Mai kam dann ein Kind zur Welt. Es war ein Junge, und er sah viel weniger gut aus als das Kind, das Barbro im vorhergehenden Herbst geboren hatte. Es war klein und elend und schrie beständig. Als die alte Lisa es Barbro zeigte, lachte

diese bitter. „Um dieses Kindes willen hättest du mich nicht zu zwingen brauchen, zu leben," sagte sie.

„Einem so kleinen Geschöpf kann man nicht ansehen, was aus ihm werden wird," sagte die Alte.

„Nun denke auch daran, daß du dein Versprechen hältst und mir freie Hand lässest," sagte Barbro mit harter Stimme.

„Ja," erwiderte die Alte, „aber ich muß zuerst wissen, ob es blind ist."

„Du kannst ja tun, als ob du nicht sähest, was für ein Kind es ist," sagte Barbro.

Auch Barbro war diesmal elender als im vorigen Jahr. In der ganzen ersten Woche war sie so schwach, daß sie nicht aufstehen konnte. Das Kind lag nicht im Zimmer, sondern die Alte hielt es in einem der kleinen Schuppen, die an dem Wall standen, verborgen.

Sie pflegte es Tag und Nacht, gab ihm Ziegenmilch zu trinken und erhielt es nur mit großer Mühe am Leben. Ein paarmal am Tage brachte sie es in die Stube; da wandte sich Barbro gegen die Wand, um es nicht sehen zu müssen.

Eines Tages stand die alte Lisa an dem kleinen Fenster der Sennhütte und sah hinaus. Sie hatte das Kind auf dem Arm, das wie gewöhnlich schrie, und die Alte dachte eben, wie elend es doch sei. „Sieh, sieh!" sagte sie dann plötzlich und beugte sich vor, um besser sehen zu können, „hier kommt jemand zu Besuch." Im nächsten Augenblick war sie auch schon mit dem Kinde bei Barbro. „Du mußt das Kind einstweilen

nehmen. Ich will denen draußen entgegengehen und ihnen sagen, daß du krank im Bett liegest und sie nicht hereinkommen können.“ Sie legte das Kind aufs Bett, und Barbro ließ es liegen, ohne es zu berühren. Es schrie unausgesetzt aus vollem Halse. Nach einem Augenblick kam die Alte wieder herein. „Das Kind schreit so laut, daß man es im ganzen Walde hört,“ sagte sie. „Wenn du es nicht zum Schweigen bringen kannst, ist es unmöglich, die Leute in Unwissenheit darüber zu erhalten, daß ein Kind da ist.“ Nach diesen Worten verschwand sie wieder, und Barbro wußte sich keinen andern Rat, als das Kind an die Brust zu legen.

Die Alte blieb eine gute Weile draußen. Als sie zurückkam, schlief das Kind, und Barbro betrachtete es. „Du brauchst keine Angst zu haben,“ sagte die alte Lisa. „Sie haben nichts gehört, sie sind nach einer andern Seite gegangen.“

Barbro warf ihr einen finstern Blick zu. „Nun denkst du, du habest deine Sache gut gemacht. Meinst du, ich verstehe nicht, daß niemand draußen war und du mich nur erschrecken wolltest, damit ich das Kind nehme?“

„Jetzt kann ich es wohl wieder hinaustragen?“ sagte die Alte.

„Laß es hier liegen, bis es aufwacht.“

Gegen Abend wollte die Alte den Jungen wieder hinausnehmen. Er war nun ganz still und lieb und machte die Händchen auf und zu. „Was machst du denn in der Nacht mit ihm?“ fragte Barbro.

„Er liegt draußen in der Scheune."

„Lässest du ihn da draußen liegen wie eine junge Katze?"

„Ich glaubte nicht, daß es so wichtig sei, wo dies Kind liege, aber wenn du es willst, kann es wohl hier im Zimmer bleiben."

Als der Junge sechs Tage alt war, sah Barbro vom Bett aus zu, wie die Alte ihn wickelte. „Du hältst ihn recht schlecht," sagte Barbro, „da wundert es mich nicht, daß er so viel schreit."

„Ich habe schon andre Kinder versorgt," sagte die Alte, „und ich glaube, ich verstehe mich ebensogut darauf wie du."

Barbro schwieg eine Weile, aber im stillen dachte sie, sie habe noch nie jemand so schlimm mit einem Kinde umgehen sehen. „Du hältst ihn ja so, daß er ganz schwarzblau im Gesicht wird!" sagte sie ungeduldig.

„Ich glaubte, mit einem Wechselbalg brauche man nicht so viele Umstände zu machen, als sei es ein Prinz," sagte die Alte ärgerlich werdend; „aber da ich nichts kann, so kannst du es ja selbst versuchen."

Barbro nahm das Kind; sie wickelte es und der Junge wurde bald still und befriedigt. „Siehst du, nun schweigt er," sagte sie, als Lisa wieder herein kam und sah ganz stolz dabei aus.

„Man hat mir immer gesagt, ich verstehe mich auf Kinder," erwiderte die Alte, und noch lange nachher war sie schlechter Laune.

Von da ab besorgte übrigens Barbro den Jungen immer selbst. Eines Tages, solange sie noch bettlägerig war, bat sie Lisa um eine reine Windel. Die Alte sagte, daß sie keine mehr im Vorrat habe, sie wolle aber gleich eine waschen.

Barbro errötete, und die Tränen traten ihr in die Augen. „Dies arme Kind hat es nicht besser, als wenn es von einer Bettelfrau geboren wäre," sagte sie hastig.

„Du hättest selbst ein wenig an all dies denken sollen," sagte die Alte. „Ich möchte wohl wissen, wie es dir ergangen wäre, wenn ich nicht eingepackt hätte, was ich an Kindersachen finden konnte."

Nun tauchte die Vergangenheit wieder vor Barbro auf. Die düstre Verzweiflung, die sie den ganzen Winter hindurch gequält hatte, überfiel sie aufs neue und machte sie hart. „Es wäre besser, wenn dies Kind weder gepflegt noch gewartet würde," sagte sie.

Am nächsten Tage stand Barbro auf. Sie holte Nadel und Faden herbei und begann ein Laken zu zerschneiden, um Kinderzeug daraus zu machen. Nachdem sie eine Weile gearbeitet hatte, kehrten die düstern Gedanken wieder. „Was nützt es, daß ich auf diese Weise für ihn sorge? Es wäre besser, ich ginge mit ihm zum Moor hinaus, denn dort müssen wir alle beide enden."

Sie ging zur alten Lisa, die die Kühe molk, ehe sie sie in den Wald hinaustrieb. „Lisa, weißt du,

wie lange es dauern kann, bis wir sicher wissen, ob das Kind sieht?"

„Das wird schon noch acht bis vierzehn Tage anstehen, ehe man ganz sicher sein kann," antwortete die Alte. Hierauf ging Barbro wieder an ihre Arbeit. Als sie die Schere führte, schnitt sie ungleich, sie fühlte, daß ihre Hand zitterte und bebte. Bald teilte sich das Zittern ihrem ganzen Körper mit, und sie mußte die Arbeit eine ganze Weile einstellen. „Lieber Gott, was ist mir denn? Ist es denn möglich, daß ich mich über die Aussicht, ihn noch ein paar Wochen behalten zu dürfen, so freue, daß ich an allen Gliedern zittere?"

Die alte Lisa hatte es recht beschwerlich draußen im Walde. Sie mußte auf die Kühe acht geben und auch die Milch allein versorgen. Barbro dachte nur noch an die Pflege des Kindes und half ihr in nichts. „Du könntest auch etwas andres tun, als immerfort den Jungen anstarren," sagte die Alte eines Tages, als sie ganz ermattet war.

Barbro stand auf und verließ die Hütte. Aber auf der Schwelle wandte sie sich wieder um. „Später im Sommer wirst du schon Hilfe bekommen," sagte sie. „In diesen Tagen will ich nicht von ihm weggehen."

Als nun Barbro den Jungen immer lieber gewann, sagte sie sich, daß die größte Barmherzigkeit, die sie ihm erweisen könnte, die wäre, ihren ersten Vorsatz auszuführen. Das Kind war die ganze Zeit schwach und kränklich. Es nahm kaum zu und war war fast noch ebenso klein, wie da es zur Welt kam.

Aber am meisten bekümmerte es Barbro, daß seine Augen immer geschwollen und rotgerändert waren. Es machte kaum einen Versuch, die Lider zu heben.

Eines Tages begann Lisa davon zu sprechen, wie alt das Kind sei. „Barbro, heute ist der Junge schon drei Wochen alt," sagte sie.

„Nein," erwiderte Barbro heftig, „erst morgen."

„Ach so," sagte die Alte, „dann habe ich mich verrechnet, aber ich erinnere mich genau, daß er an einem Mittwoch geboren wurde."

„Ich meine, du könntest es mir wohl gönnen ihn einen Tag länger zu haben," sagte Barbro.

Als die alte Lisa sich am nächsten Morgen ankleidete, sagte sie zu Barbro: „Das Futter ist recht knapp hier in der Nähe, ich will die Kühe etwas weiter in den Wald hinein treiben. Wir kommen erst am Abend zurück."

Heftig wandte sich Barbro nach ihr um und schien etwas sagen zu wollen, preßte jedoch die Lippen zusammen und schwieg.

„Wolltest du etwas?" fragte die Alte. Es kam ihr vor, als wolle Barbro sie bitten, daheim zu bleiben. Aber es wurde doch nichts daraus.

Am Abend kam die Alte langsam mit dem Vieh zurück. Sie lockte die Kühe vorwärts, die Umwege nach rechts und links machten und stehen blieben, sobald sie einen grünen Fleck sahen. Lisa wurde ungeduldig. Sie schalt die eigensinnigen Tiere. „Ach, es ist wohl gar nicht der Mühe wert, daß du dich so

beeilst, du alte Lisa," sagte sie. „Du kommst noch früh genug zu dem, was dich erwartet."

Als sie die Tür der Sennhütte öffnete, hatte Barbro den Jungen auf dem Schoße und sang ihm vor. „Ach, lieber Gott, wie spät du kommst, Lisa!" rief sie. „Ich weiß gar nicht, was ich tun soll. Sieh, der Junge hat einen Ausschlag bekommen!" Und sie kam näher und zeigte ein paar rote Flecken an dem Halse des Kindes. Die alte Lisa stand noch immer unter der Tür; nun schlug sie die Hände zusammen vor Verwunderung und begann zu lachen. Barbro sah sie bestürzt an. „Ist denn der Ausschlag nicht gefährlich?" sagte sie.

„Der ist bis morgen wieder vorüber," sagte die Alte und fuhr fort zu lachen.

Barbro verwunderte sich immer mehr, bis ihr einfiel, welche Angst die arme Frau an diesem Tage ausgestanden haben mußte. „Ja, es wäre für uns alle besser gewesen, wenn ich es getan hätte," sagte sie. „Das war wohl auch deine Ansicht, und deshalb bist du heute weggegangen."

„Ich habe heute Nacht überlegt, was ich tun solle," sagte die Alte, „und da flüsterte mir etwas zu, daß der Junge sich am besten selbst bewachen würde, wenn ich dich allein mit ihm ließe."

Als die Abendarbeit beendigt war und die beiden zur Ruhe gingen, sagte Lisa zu Barbro: „Bist du nun sicher, daß du den Jungen leben lässest?"

„Ja," antwortete Barbro, „wenn Gott ihm Gesundheit gibt, sodaß ich ihn behalten darf."

„Aber wenn er nun schwachsinnig wird und blind dazu?"

„Ich weiß ja schon, daß er das ist," sagte Barbro. „Aber ich bin jedenfalls nicht im stande, ihm ein Leid anzutun. Wie es auch sein mag, so bin ich dankbar, daß ich ihn pflegen darf."

Die Alte setzte sich auf die Bettkante und überlegte. „Da es nun so gegangen ist, wirst du doch wohl an Ingmar schreiben?" sagte sie.

„Ich glaubte, daß es dir recht wäre, wenn das Kind am Leben bliebe," sagte sie, „aber wenn du an Ingmar schreibst, dann weiß ich nicht, was ich tue."

„Ich möchte wissen, wie du es anders machen willst," sagte Lisa. „Der erste beste, der erfährt, daß du ein Kind hast, kann ja an ihn schreiben und es ihm mitteilen."

Barbro sah ganz entsetzt aus. „Ich möchte versuchen, es geheim zu halten, bis Ingmar mit Gertrud verheiratet ist."

Die alte Lisa schwieg und grübelte lange über diese Worte nach. Sie sah deutlich, daß Barbro ganz erpicht darauf war, großes Unglück über sich zu bringen, und wagte nicht mehr, ihr zu widersprechen. „Du bist gegen uns alte Leute auf dem Ingmarshof sehr gut gewesen," sagte sie zaghaft, „und es braucht dich nicht zu verwundern, daß wir dich gern als Hausmutter behalten möchten."

„Wenn ich je gut gegen dich gewesen bin," antwortete Barbro, „dann vergiltst du es mir tausendfach, wenn du mir in dieser Sache folgsam bist."

Barbro setzte ihren Willen durch, und den ganzen Sommer hindurch erfuhr niemand etwas von dem Jungen. Wenn Leute nach der Sennhütte kamen, wurde er in dem Heuschuppen versteckt. Barbros größte Sorge war, wie sie es angreifen solle, ihn geheim zu halten, wenn der Herbst kam und sie ins Dorf zurückkehren mußte. Jeden Tag grübelte sie darüber nach.

Aber mit jeder Stunde wurde ihr das Kind lieber, und damit gewann sie ihre frühere Seelenruhe teilweise wieder. Allmählich wurde der Junge auch kräftiger, obgleich er noch immer nur langsam wuchs und zunahm. Den ganzen Sommer hindurch weinte er sehr viel, und seine Augenlider waren immer rot und geschwollen, so daß er sie kaum öffnen konnte. Barbro zweifelte keinen Augenblick, daß er schwachsinnig sei, und obgleich sie jetzt nichts andres mehr dachte, als ihn am Leben zu lassen, hatte sie um seinetwillen doch viele schwere Stunden. Dies war am häufigsten bei Nacht der Fall, und dann stand sie auf und betrachtete das Kind. Es war sehr häßlich, hatte eine gelbliche Hautfarbe und dünnes, rötliches Haar. Die Nase war zu kurz, die Unterlippe zu groß, und wenn es schlief, zog es die Augenbraunen zusammen, so daß sich tiefe Runzeln auf seiner Stirne zeigten. Wenn Barbro den Knaben ansah, meinte sie, er habe ein richtiges Idiotengesicht, und dann weinte sie die ganze Nacht

23*

hindurch, weil ihr Sohn so ein armer Tropf werden müsse. Aber früh am Morgen erwachte das Kind, ausgeruht und wohlgelaunt lag es in seinem Korb, der ihm als Wiege diente, und streckte Barbro die Ärmchen entgegen, wenn sie mit ihm plauderte. Dann wurde Barbro aufs neue still und geduldig. „Ich glaube, daß andre, die gesunde Kinder haben, diese nicht so lieben, wie ich dieses kränkliche," sagte sie zu der alten Lisa.

Die Zeit verging, und der Sommer ging zur Rüste. Barbro war sich noch nicht klar darüber, wie sie es angreifen solle, um das Kind auch nach ihrer Rückkehr noch geheim zu halten. Bisweilen dachte sie, es werde ihr nichts andres übrig bleiben als außer Lands zu reisen.

Im Anfang September war es an einem Abend sehr dunkel und rauh; es regnete und stürmte. Barbro und Lisa hatten ein Feuer im Kamin angezündet und wärmten sich an den Flammen. Barbro hatte das Kind auf dem Schoß, und wie gewöhnlich sann sie darüber nach, wie sie es machen solle, daß Ingmar nichts erfahre.

„Sonst kehrt er zu mir zurück," dachte sie. „Ich weiß nicht, wie ich's ihm begreiflich machen soll, daß ich meine Last allein tragen will."

Während sie dies dachte, öffnete sich die Tür der Hütte ganz unerwartet, und ein Wandrer trat ein.

„Gott zum Gruß im Walde!" begann der Mann. „Es ist ein Glück, daß ich das Haus entdeckt habe.

In dieser pechschwarzen Nacht hätte ich das Dorf nicht erreichen können; aber da fiel mir ein, daß Ingmars Sennhütte hierherum liegen müsse."

Der Mann war ein armer Schlucker, der früher als Krämer umhergezogen war. Jetzt bot er keine Waren mehr feil, sondern bettelte nur. Er war gewiß nicht so verarmt, daß er nicht hätte leben können, ohne die Barmherzigkeit andrer Menschen anzusprechen, aber er konnte es nicht lassen, von Hof zu Hof zu ziehen und Neuigkeiten auszukramen.

Das erste, was er in der Sennhütte sah, war natürlich das Kind, und er machte große Augen, als er dessen gewahr wurde.

„Wem gehört denn der?" fragte er schnell. Die beiden Frauen schwiegen einen Augenblick, dann sagte die alte Lisa kurz und bestimmt: „Er gehört Ingmar Ingmarsson."

Der Mann sah noch verwunderter aus. Er wurde auch verlegen, weil er wohl in etwas hineingeraten war, was er nicht hätte wissen sollen. In seiner Verwirrung beugte er sich über das Kind. „Ich möchte wissen, wie alt so ein kleiner Kerl sein kann?" fragte er. Und nun war es Barbro, die sich beeilte, zu antworten: „Er ist einen Monat alt."

Der Mann war unverheiratet und verstand sich nicht besonders auf Kinder; er konnte nicht sehen, daß Barbro ihn betrog. Bestürzt sah er sie an; sie saß ganz ruhig da. „Ach wirklich, ist er einen Monat alt?" fragte er.

„Ja," antwortete Barbro in demselben Ton.

Der Mann errötete und wurde verwirrt, so alt er auch war; aber Barbro sah aus, als ginge sie die Sache gar nichts an. Er merkte wohl, daß die alte Lisa Barbro ein warnendes Zeichen machte, diese aber saß mit stolz erhobenem Kopf und sah Lisa nicht an. „Die Alte da fürchtet sich nicht vor dem Lügen," dachte er, „aber Barbro sieht man wohl an, daß sie denkt, sie sei zu gut dazu."

Am nächsten Morgen ergriff er Barbros Hand und drückte sie treuherzig. „Ich werde schon schweigen," sagte er.

„Ja, ich verlasse mich darauf," sagte Barbro.

„Nie und nimmer werde ich verstehen können, was dich angekommen ist, Barbro," sagte die Alte, sobald er gegangen war. „Warum lügst du über dich selbst?"

„Es blieb mir nichts andres übrig," entgegnete Barbro.

„Meinst du denn, der Krämer Johannes werde über so etwas schweigen?"

„Ich will gar nicht, daß er schweigen soll."

„Sollen die Leute etwa glauben, daß der Junge nicht Ingmars Kind sei?"

„Ja," sagte Barbro, „nun läßt sich sein Dasein ja unmöglich mehr verheimlichen. Da bleibt nichts andres übrig, als sie dies glauben zu lassen."

„Und du glaubst, darauf werde ich eingehen?" fragte die Alte.

„Du mußt wohl darauf eingehen, wenn du nicht willst, daß so ein armer Tropf der Erbe des Ingmarshofs wird.“

Mitte September pflegten alle heimzukehren, die während des Sommers auf der Alm gewesen waren. Barbro und Lisa zogen also auch wieder nach dem Ingmarshof hinunter, und da merkten sie bald, daß die Neuigkeit über Barbro im ganzen Dorfe verbreitet war. Sie versuchte es jetzt auch gar nicht mehr zu verheimlichen, daß sie ein Kind hatte, aber sie hatte große Angst davor, dieses jemand sehen zu lassen, und verbarg es immer bei der alten Lisa in der hinteren Kammer des Brauhauses. Der Gedanke war ihr unerträglich, daß es jemand betrachten könnte und dabei entdecken, daß es krank war und nie ein rechter Mensch werden konnte.

Selbstverständlich wurde Barbro in diesem Herbst sehr viel getadelt und verachtet. Die Leute gaben sich keine Mühe zu verbergen, was sie über sie dachten, und Barbro schrak bald so vor ihnen zurück, daß sie das Haus nicht mehr verlassen wollte. Aber selbst das Hofgesinde betrug sich anders gegen sie als früher. Knechte und Mägde machten gehässige Anspielungen, wenn sie in Hörweite war, und es wurde ihr schwer, sich Gehorsam zu verschaffen.

Dies nahm jedoch ein schnelles Ende. Seit Ingmar im fremden Lande weilte, wohnte Stark-Ingmar auf dem Hof und leitete ihn als Herr. Da hörte er eines Tags, daß einer der Knechte Barbro eine unziemliche

Antwort gab, und da versetzte ihm Stark-Ingmar eine solche Ohrfeige, daß der Knecht an die Wand taumelte. „Wenn ich noch einmal so etwas höre, kannst du mehr davon bekommen," sagte der Alte.

Verwundert sah ihn Barbro an. „Ich danke dir," sagte sie.

Er wandte sich zu ihr, aber es war kein freundlicher Blick, der sie traf. „Dafür brauchst du mir nicht zu danken," sagte er. „Solange du Hausfrau auf dem Ingmarshof bist, werde ich schon dafür sorgen, daß das Gesinde dir Achtung und Ehrerbietung erzeigt."

Etwas später im Herbst kam Nachricht von Jerusalem, daß Ingmar und Gertrud nun abgereist seien. „Vielleicht sind sie schon daheim, wenn euch diese Zeilen erreichen," stand in dem Brief. Als Barbro dies hörte, empfand sie es zuerst als eine große Erleichterung. Nun war sie sicher, daß Ingmar die Scheidung vollziehen lassen würde, und wenn sie dann frei war, brauchte sie auch nicht einen Tag länger die schwere Last der Verachtung zu tragen, die sie jetzt bedrückte.

Aber später am Tage, bei ihrer Arbeit, wollten sich die Tränen einmal ums andere hervordrängen. Es war doch herzzerreißend, daß zwischen ihr und Ingmar nun alles aus sein sollte, so unglaublich leer, daß sie nun nichts mehr miteinander zu tun haben sollten.

* * *

Spät im Herbst wanderten eines Vormittags viele Leute nach dem Schulhause. Gertrud war am vorhergehenden Tag angekommen, und nun war in Mutter Stinas Küche ein großer Tisch aufgestellt, worauf alle die Geschenke für die Leute im Heimatdorf lagen, die Gertrud von Jerusalem mitgebracht hatte. Durch die Schulkinder hatte diese all denen weit und breit, die Verwandte und Freunde unter den Kolonisten hatten, sagen lassen, daß sie nach dem Schulhause kommen sollten. Und nun kamen sie dahergewandert, Hök Matts und Ljung Björns Bruder Per und viele andre. Und Gertrud gab jedem, was für ihn bestimmt war, und erzählte dabei von Jerusalem, von der Kolonie und von all dem Wunderbaren, das den Ausgewanderten draußen in dem heiligen Lande widerfahren war.

Bo Månsson war auch im Schulhaus und half Gertrud beim Erzählen, aber Ingmar ließ sich nicht sehen. Unter der ganzen Reise hatte er geglaubt, daß das, was Karin ihm über Barbro gesagt hatte, nur eine Verleumdung sei, aber als er in der Heimat anlangte und erfuhr, daß es wahr war, erschien es ihm zuerst unerträglich, Menschen zu sehen. Er hielt sich bei Bos Eltern auf; da ließ man ihn in Ruhe, soviel er wollte, niemand kümmerte sich um ihn oder sprach mit ihm.

Gegen Mittag nahm indes der Menschenstrom nach dem Schulhause ab, und eine Weile war Gertrud allein in der Küche. Da trat eine hochgewachsene statt-

liche Frau herein. „Wer kann das sein?“ dachte Gertrud. „Wie merkwürdig, daß jemand hier im Dorf ist, den ich nicht kenne!“

Die Fremde trat zu Gertrud und reichte ihr die Hand. „Ich nehme an, daß du Gertrud bist,“ sagte sie. „Ich möchte dich nur fragen, ob es wahr ist, daß sich Ingmar nicht mit dir verheiraten werde?“ Gertrud war schon im Begriff aufzufahren, weil eine Unbekannte daherkam und sie so unvermittelt nach so etwas fragte. Aber da fiel ihr auf einmal ein, daß dies Barbro, Ingmars Frau, sein müsse.

„Nein, Ingmar wird mich nicht heiraten,“ sagte sie.

Die andre seufzte und ging nach der Tür. „Ich konnte es nicht glauben, ehe ich es mit meinen eignen Ohren gehört hatte.“

Barbro dachte nur an die Schwierigkeiten, die ihr aus dieser Nachricht erwachsen würden. Da kam nun Ingmar los und ledig heim und sicherlich mit derselben Liebe zu ihr, mit der er abgereist war. „In alle Ewigkeit darf ich es nun nicht bekannt werden lassen, daß es sein Kind ist,“ dachte sie. „Denn das weiß ich, er würde sich vor allen Menschen für entehrt halten, wenn er mich mit dem kranken Kinde allein ließe. Er würde mich sicher bitten, seine Frau zu bleiben, und ich würde es ihm nicht verweigern können, und dann würde das alte Elend von vorn anfangen. Aber schwer wird es für mich werden, mein ganzes Leben lang eine Schande zu tragen, die ich nicht verschuldet habe.“

Als sie schon an der Tür stand, wandte sie sich

zu Gertrud: „Ingmar will wohl jetzt nicht auf den Hof zurückkehren?“ sagte sie mit leiser Stimme.

„Es ist vielleicht nicht erlaubt, daß er heimkommt, ehe ihr richtig geschieden seid,“ sagte Gertrud.

„Er wird wohl so wie so nicht heimkommen wollen,“ meinte Barbro.

Da trat Gertrud rasch zu Barbro. „Ich glaube nun, daß du über dich selbst lügst!“ rief sie. „Das habe ich schon immer gesagt, und nun, wo ich dich gesehen habe, bin ich dessen ganz sicher.“

„Wie könnte ich lügen?“ sagte Barbro. „Ich habe ja ein Kind.“

„Du handelst unrecht gegen Ingmar, der sich so sehr nach dir sehnt,“ sagte Gertrud. „Er ist ein verlorener Mensch, wenn du ihm die Wahrheit nicht sagst.“

„Da ist nichts zu sagen,“ erwiderte Barbro.

Gertrud sah Barbro an, wie wenn sie sie mit ihrem Blick zwingen wollte.

„Kannst du Ingmar eine Botschaft ausrichten?“ fragte Barbro.

„Ja gewiß, das kann ich.“

„Dann sag ihm, daß Stark-Ingmar am Sterben sei. Er soll kommen und ihm Lebewohl sagen; mit mir braucht er nicht zusammenzutreffen.“

„Es wäre schon am besten, wenn ihr zusammenträfet.“

Barbro wandte sich wieder der Tür zu, aber als sie sie geöffnet hatte, drehte sie noch einmal den Kopf. „Es ist wohl nicht wahr, daß Ingmar blind ist?“

„Er hat ein Auge verloren, aber das andre ist jetzt wieder gesund.“

„Nun danke ich dir,“ sagte Barbro. „Ich freue mich, daß ich dich gesehen habe,“ fügte sie hinzu, indem sie Gertrud freundlich ansah. Damit schloß sie die Tür und war verschwunden.

Es mochte eine Stunde später sein. Ingmar war auf dem Weg nach dem Ingmarshof, um Stark-Ingmar Lebewohl zu sagen. Er ging nicht schnell, es war, als koste ihn jeder Schritt große Mühe.

In einiger Entfernung lag ein kleines ärmliches Haus am Wege. Als Ingmar noch ziemlich weit davon entfernt war, sah er einen Mann und eine Frau aus der Tür treten, und Ingmar meinte zu sehen, daß die Frau dem Mann etwas in die Hand drückte. Dann eilte sie auf die Straße hinaus und ging mit schnellen Schritten dem Ingmarshof zu.

Als Ingmar an der Hütte vorüberkam, stand der Mann noch immer auf der Schwelle. Er drehte und wandte ein paar Silbermünzen in seiner Hand. Nun erkannte ihn Ingmar; es war Stig Börjesson.

Stig sah erst auf, als Ingmar schon vorüber war. Da rief er ihm nach: „Warte, Ingmar, warte! Nun, so warte doch, ich habe dir etwas mitzuteilen!“ Er lief auf die Straße hinaus, als aber Ingmar weiter ging, ohne sich auch nur umzusehen, schien er ärgerlich zu werden. „Ja, versteck' dich nur,“ rief er, „sonst hätte ich dir wohl etwas berichtet, worüber du dich freuen würdest!“

In wenigen Augenblicken war Ingmar dicht bei der Frau, die sich eben von Stig Börjesson getrennt hatte. Sie hatte es offenbar sehr eilig und ging so rasch sie konnte. Als sie hörte, daß jemand hinter ihr herkam, dachte sie, es sei Stig und sagte, ohne sich umzudrehen: „Du mußt dich mit dem, was ich dir gegeben habe, begnügen; ich habe selbst nicht mehr.“ — Ingmar sagte nichts, ging aber noch schneller. — „In der nächsten Woche sollst du mehr bekommen, wenn du nur Ingmar nichts davon sagst,“ fuhr sie fort. In diesem Augenblick hatte Ingmar sie erreicht und legte ihr die Hand auf die Schulter. Sie riß sich los und wandte sich mit zornigem Blick um.

Als sie sah, daß es Ingmar und nicht Stig war, der hinter ihr stand, schlug sie die Hände zusammen, wie jemand, der sehr froh überrascht wird. Aber als Ingmars Augen die ihrigen trafen, erhob sich sein Arm langsam, seine Stirn zog sich finster zusammen, es sah aus, als habe er die größte Lust, sie zu Boden zu schlagen.

Barbro erschrak nicht; einen Augenblick sah sie ihn ruhig an, dann trat sie sachte zurück. „Ach nein, Ingmar,“ sagte sie, „mach dich um meinetwillen nicht unglücklich.“

Ingmar ließ den Arm sinken. „Ich muß dich um Verzeihung bitten,“ sagte er steif und kalt. „Aber ich konnte es nicht ertragen, dich in der Gesellschaft dieses Stig zu sehen.“

Ganz leise antwortete Barbro. „Du mußt nicht glauben, daß ich nicht jedem dankbar wäre, der mich vom Leben befreite.“

Ohne noch ein Wort zu sagen, ging Ingmar auf die andre Seite der Straße und schritt ganz stumm weiter. Auch Barbro schwieg; die Tränen traten ihr in die Augen. „Ach, daß er nicht einmal mit mir reden will, nachdem wir uns so lange nicht gesehen haben! Ach, daß wir alle beide so unglücklich sein müssen!“

„Es wäre gewiß besser, wenn ich ihm die Wahrheit sagen würde,“ fuhr es ihr durch den Sinn. „Ich kann es nicht ertragen, daß er mich verachtet. Es ist besser, ich sage ihm die Wahrheit und bringe mich dann um.“

Plötzlich begann sie zu sprechen. „Du fragst ja gar nicht, wie es Stark-Ingmar geht,“ sagte sie.

„Ich komme wohl früh genug, um es selbst zu sehen,“ sagte Ingmar mürrisch.

„Heute morgen kam er zu mir,“ sagte Barbro, „und erzählte, er habe in der Nacht Botschaft erhalten, daß er heute sterben werde.“

„Ist er denn nicht krank?“ fragte Ingmar.

„Das ganze Jahr hindurch hat er sehr viel Gliederreißen gehabt, und beständig klagte er, daß du nicht zurückkämst, damit er sterben könnte. Er sagte, er dürfe nicht heimgehen, ehe du von der Wallfahrt zurückgekehrt seist.“

„Aber ist er nicht heute besonders krank?“

„Nein, nicht kränker als sonst, aber er ist fest überzeugt, daß er sterben wird, und er hat sich im Stübchen aufs Bett gelegt. Er hat sich vorgenommen, es ganz genau ebenso zu haben, wie dein Vater es beim Sterben hatte, und es mußte nach dem Pfarrer und dem Doktor geschickt werden, weil sie auch zu Groß-Ingmar geholt worden seien. Er fragte auch nach der prachtvollen Decke, die über Groß-Ingmar gebreitet gewesen war, aber dieser fand sich nicht mehr auf dem Hof. Er war bei der Auktion verkauft worden."

„Ja, bei jener Auktion ist viel verkauft worden," wandte Ingmar ein.

„Eine der Mägde glaubte, Stig Börjesson sei es gewesen, der darauf geboten habe, und da meinte ich, ich müsse einen Versuch machen, die Decke herbeizuschaffen, so daß Stark-Ingmars Wunsch erfüllt würde. Und es gelang mir auch, ihn zurückzukaufen. Siehst du, hier ist er," sagte sie, und deutete auf ein Bündel, das sie in der Hand trug.

„Du bist immer sehr gut gegen die alten Leute gewesen," sagte Ingmar. Seine Stimme klang rauh und hart, obgleich die Worte freundlich sein sollten. Weiter sagte er nichts, und es herrschte wieder Schweigen zwischen den beiden. Mit sehnsüchtigem Blick schaute Barbro den Weg entlang. „Es ist schrecklich, wie weit es noch ist," dachte sie. „Wir brauchen wenigstens noch eine halbe Stunde, und diese ganze Zeit muß ich sehen, wie unglücklich er ist. Und ich kann ihm nicht helfen. Es würde ja noch viel schlimmer, wenn ich

ihm die Wahrheit sagte. Dann würde er sein Leben wiederum mit dem meinigen zusammenwerfen. Aber nie, nie in meinem Leben habe ich etwas so Schweres durchgemacht!"

Sie versuchte, rasch zu gehen, aber trotzdem war es beiden, als kämen sie nur sehr langsam vorwärts. Die schweren Gedanken klammerten sich fest und hemmten ihre Schritte.

Endlich hatten sie das Gittertor des Hofplatzes erreicht. Hier stellte sich Ingmar Barbro in den Weg.

„Ich will die Gelegenheit benutzen, um dich etwas zu fragen," sagte er. „Denn wenn du nicht darauf eingehst, treffen wir vielleicht nie wieder zusammen. Ich wollte dir vorschlagen, das Scheidungsgesuch zurückzuziehen."

Ingmars Stimme klang sehr kalt, und seine Augen ruhten nicht auf Barbro, sondern auf dem alten Hof, der vor ihm lag. Er nickte den Gebäuden zu, die ihn aus Dachluken und niederen Fenstern nachdenklich zu betrachten schienen. „Ja, nun haben sie die Augen auf mich gerichtet," murmelte er. „Sie wollen wohl sehen, ob ich es nicht endlich gelernt habe, die Wege Gottes zu gehen."

„Ich habe an dem heutigen Tage sehr viel an die Zukunft gedacht," sagte Ingmar laut. „Ich darf ein solches Menschenkind wie Barbro nicht verloren gehen lassen, habe ich bei mir selbst gedacht. Ich muß für sie sorgen, aber auf gewöhnliche Art, Mann und Frau können wir nicht bleiben. Und da möchte ich

dich fragen, ob du nicht Lust hättest, mit mir nach Jerusalem zu ziehen, und dann würden wir uns beide in die Kolonie aufnehmen lassen. Es sind gute Leute dort und viele von den Unsrigen, so daß du dich da bald heimisch fühlen würdest." Er machte eine kleine Pause, um zu hören, was sie sagen würde.

„Willst du um meinetwillen den Hof verlassen?"

„Ich will nur das tun, was recht ist." Ingmar sprach in barschem Ton, unter dem sie zu Eis erstarrte

„Du hast schon ein Auge da draußen verloren, und man hat mir gesagt, du habest heimreisen müssen, um nicht blind zu werden."

„Daran brauchen wir nicht zu denken," sagte Ingmar. „Es wird schon alles recht, wenn man nur tut, was recht ist."

Wieder dachte Barbro, es wäre die reine Barmherzigkeit, wenn sie ihm die Wahrheit sagte. In ihrem Herzen entspann sich ein heißer Kampf, aber sie hatte doch die Kraft, zu schweigen. „Nein, ein solch großes Unglück will ich doch nicht über ihn bringen," dachte sie. „Es ist am besten, wenn sich unsere Wege trennen, sonst muß ich mich umbringen, das weiß ich."

Als sie schwieg, sagte Ingmar: „Nun müssen wir uns auf lange Lebewohl sagen, Barbro."

„Ja," antwortete sie; sie reichte ihm die Hand und er ergriff sie. Als er sie in der seinigen hielt, lief ein Zittern durch seinen Körper. Einen Augenblick sah es aus, als wolle er Barbro heftig in die Arme schließen.

Da sagte diese: „Ich werde hineingehen und Stark-Ingmar sagen, daß du da bist.“

„Ja, tu das,“ sagte Ingmar schroff und ließ ihre Hand los.

* *
*

Stark-Ingmar lag in dem Stübchen auf dem Bett. Er hatte keine Schmerzen, aber sein Herz schlug nur schwach, und mit jedem Augenblick wurde ihm das Atmen beschwerlicher. „Ja, es ist wahr und wahrhaftig, daß ich heute sterben werde,“ dachte er.

Solange er allein war, hatte er seine Geige neben sich. Ganz leise ließ er ab und zu eine Saite erklingen und schien dann ganze Melodien und Lieder zu hören. Als der Doktor und der Pfarrer kamen, legte er die Geige weg und sprach mit ihnen von den wunderbaren Dingen, die ihm in seinem Leben begegnet waren. Die meisten drehten sich um Groß-Ingmar und die Wichte im Walde, die ihm lange gewogen gewesen seien. Aber seit Hellgum den Rosenbusch vor seiner Hütte umgehauen habe, sei es ihm nicht mehr so gut auf der Welt gegangen. Die Geistchen hätten aufgehört, ihn zu beschützen, und er sei von allerlei Übel befallen worden. „Ich habe mich nur gefreut, das darf mir der Herr Pfarrer glauben, als Groß-Ingmar heute nacht zu mir kam und mir sagte, ich brauche nun nicht länger über seinen Hof zu wachen, sondern dürfe zur Ruhe eingehen.“

Stark-Ingmar war sehr feierlich gestimmt, und man konnte leicht sehen, daß er fest und sicher an seinen Tod glaubte. Der Pfarrer ließ ein paar Worte fallen, daß er gar nicht so krank aussehe, aber der Doktor, der ihn untersucht und sein Herz ausgehorcht hatte, sagte ganz ernst: „Nein, nein, Stark-Ingmar weiß, was er sagt. Er erwartet den Tod nicht umsonst!"

Als Barbro hereintrat und die prächtige Decke über den Alten breitete, erbleichte er ein wenig. „Nun geht es zu Ende," sagte er und streichelte Barbro die Hand. „Ich danke dir dafür und für alles andere. Und dann mußt du mir verzeihen, daß ich in der letzten Zeit so hart gegen dich gewesen bin." Barbro begann zu schluchzen. In ihrem Herzen hatte sich so viel Betrübnis angehäuft, daß sie sehr leicht das Weinen überkam. Noch einmal streichelte ihr der Alte die Hand und neckte sie ein wenig, daß sie weine. „Nun haben wir Ingmar bald hier," sagte er.

„Er ist schon da," sagte Barbro. „Ich sollte nur vorausgehen und es dir sagen."

Als Ingmar eintrat, richtete sich der Alte mühsam im Bett auf und streckte ihm die Hand entgegen. „Willkommen daheim!" sagte er.

Ingmar wurde betrübt, als er ihn sah. „Ich hätte nicht geglaubt, daß du mir das Leid antätest, dich an dem Tage meiner Rückkehr hinzulegen und zu sterben," sagte er.

„Darüber darfst du mich nicht tadeln," erwiderte

der Alte, sich gleichsam entschuldigend. „Du erinnerst dich doch, daß Groß-Ingmar mir versprach, ich dürfe zu ihm kommen, sobald du von der Wallfahrt zurückgekehrt seiest?“

Ingmar setzte sich auf die Bettkante. Der Alte streichelte ihm die Hand, aber lange Zeit sprach er kein Wort. Man sah, daß der Tod sich näherte. Er wurde immer bleicher und sein Atem glich einem dumpfen Zischen.

Dann verließ Barbro das Zimmer, und nun begann er Ingmar auszufragen. „Bist du gut heimgekommen?“ fragte er und sah ihn scharf an.

„Ja,“ antwortete Ingmar und streichelte ihm die Hand. „Ich habe eine gute Reise hinter mir.“

„Hier ging das Gerücht, daß du Gertrud mitbringest?“

„Ja, sie ist mitgekommen und heiratet nun meinen Vetter Bo Månsson.“

„Ist dir dies recht, Ingmar?“

„Ja, es ist mir ganz recht,“ antwortete Ingmar mit fester Stimme.

Der Alte sah ihn forschend an; er schüttelte den Kopf. Es schien ihm vieles unverständlich dabei zu sein. „Wie steht es mit deinem Auge?“ fragte er.

„Das habe ich in Jerusalem eingebüßt,“ sagte Ingmar schnell.

„Bist du auch damit zufrieden?“ fragte der Alte.

„Du weißt wohl, Stark-Ingmar, daß der liebe Gott ein Pfand verlangt, wenn er einem ein großes Glück schenken will.“

„Hat er dir ein großes Glück geschenkt?“

„Ja,“ antwortete Ingmar, „ich habe das wieder gut machen dürfen, was ich falsch gemacht hatte.“

Der Sterbende begann sich unruhig hin und her zu bewegen.

„Hast du Schmerzen?“ fragte Ingmar.

„Nein, aber Unruhe,“ sagte der Alte.

„Sag' mir, was es ist.“

„Du lügst mir doch wohl nicht etwas vor, damit ich eine ruhige Heimfahrt habe?“ sagte der Alte mit großer Zärtlichkeit. Ingmar war ganz betroffen. Er verlor seine Ruhe und brach in Schluchzen aus. „Sag' mir lieber die Wahrheit,“ sagte der Alte.

Da faßte sich Ingmar augenblicklich. „Ich darf doch wohl weinen, wenn ich einen solchen Freund verlieren soll, wie du mir einer gewesen bist.“

Hierauf wurde der Alte immer ratloser, und der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirne. „Du bist erst so kurz wieder im Lande, Ingmar,“ sagte er schließlich, „daß ich nicht weiß, ob du schon etwas vom Hofe gehört hast.“

„Jawohl,“ sagte Ingmar, „das, woran du denkst, erfuhr ich schon in Jerusalem.“

„Ich hätte das, was dir gehörte, besser bewachen sollen,“ sagte der Alte.

„Ich will dir etwas sagen, Stark-Ingmar, du tust unrecht, wenn du von Barbro etwas Schlechtes glaubst.“

„Tue ich unrecht?“ fragte der Alte.

„Ja,“ antwortete Ingmar mit stärkerer Stimme. „Es ist gut, daß ich heimgekommen bin, so daß sie jemand hat, der sie verteidigt.“

Stark-Ingmar wollte etwas erwidern, aber Barbro, die in den Saal gegangen war, um für die Gäste den Kaffee herzurichten, hatte durch die halboffene Tür das ganze Gespräch mit angehört. Nun trat sie hastig ins Stübchen und ging auf Ingmar zu, wie um ihm etwas zu sagen. Aber im letzten Augenblick schien sie sich anders zu besinnen; sie beugte sich statt dessen über den Alten und fragte ihn, wie es gehe.

„Es geht mir besser, seit ich mit Ingmar gesprochen habe,“ antwortete er.

„Ja, es ist gut mit ihm reden,“ sagte Barbro leise, indem sie zurücktrat und sich ans Fenster setzte.

Nach diesem wurde es allen klar, daß Stark-Ingmar sich zum Fortgehen vorbereitete. Er lag mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen da. Alle verhielten sich still, um ihn nicht zu stören.

Aber Stark-Ingmars Gedanken kehrten immer wieder zu dem Tag zurück, wo Groß-Ingmar gestorben war. Er sah die Stube vor sich, wie sie ausgesehen hatte, als er gekommen war, um Abschied von ihm zu nehmen. Da fielen ihm die Kinder ein, die sein Herr gerettet hatte und die auf seinem Bett saßen, als er starb. Als er daran dachte, wurde es ihm sehr weich ums Herz. „Siehst du, Groß-Ingmar, du hast doch noch etwas vor mir voraus,“ flüsterte er, denn er wußte wohl, daß sein Jugendfreund in dieser Stunde nicht ferne

von ihm war. „Der Pfarrer und der Doktor sind hier, und deine Decke ist über mich gebreitet, aber ein kleines Kind, das da unten auf meinem Bett sitzen könnte, kann ich nicht auftreiben."

Kaum war dies gesagt, als er hörte, wie jemand sagte: „Es gibt wohl ein Kind auf dem Hof, dem du in deiner letzten Stunde eine Wohltat erweisen könntest."

Als Stark-Ingmar dies vernahm, begann er vor sich hin zu lächeln. Er schien sogleich zu verstehen, was er nun zu tun habe. Mit einer Stimme, die nun sehr schwach geworden, aber doch ganz deutlich war, begann er zu jammern, daß der Pfarrer und der Doktor so lange auf seinen Tod warten müßten. „Aber da der Herr Pfarrer nun doch einmal da ist," sagte er, „möchte ich ihm mitteilen, daß sich ein ungetauftes Kind im Haus befindet, und ich möchte fragen, ob der Herr Pfarrer nicht so gut sein würde, es zu taufen, so lange er hier wartet?"

Es war schon vorher still im Zimmer gewesen, aber nach diesen Worten wurde es noch stiller darin. Dann sagte der Pfarrer: „Das war ein guter Gedanke von dir, Stark-Ingmar. Das hätten wir andern schon lange vorbereiten sollen."

Ganz bestürzt stand Barbro auf. „Ach nein," sagte sie, „das wollen wir doch jetzt nicht tun." Sie hatte sich immer gedacht, daß sie, wenn der Junge getauft würde, sagen müsse, wessen Kind er sei, und deshalb hatte sie es so lange hinausgeschoben. Wenn

ich nur erst rechtmäßig geschieden bin, dann lasse ich ihn taufen," hatte sie gedacht. Und nun war sie so erschrocken, daß sie nicht aus noch ein wußte.

„Du könntest mir die Freude zuteil werden lassen, in meiner letzten Stunde jemand eine Wohltat erweisen zu dürfen," sagte Stark-Ingmar, indem er die Worte wiederholte, die er zu hören gemeint hatte.

„Nein, das kann nicht sein," sagte Barbro.

Aber nun legte auch der Doktor ein gutes Wort für Stark-Ingmar ein. „Ich bin überzeugt, daß Stark-Ingmar eine Weile leichter atmen könnte, wenn er etwas andres zu denken bekäme, als seinen herannahenden Tod."

Barbro war es, als sei sie von den beiden in Ketten geschlagen, weil sie sie in dem Zimmer, wo ein Mensch in den letzten Zügen lag, um dies baten. Sie sagte mit leisem Klagen: „Sie werden doch begreifen, daß es nicht sein kann."

Da trat der Pfarrer zu Barbro und sagte ernst: „Du weißt doch wohl, daß dein Kind getauft werden muß, Barbro."

„Ja, aber heute ist es mir zu schwer," entgegnete sie flüsternd. „Ich will morgen mit dem Kinde ins Pfarrhaus kommen. Es kann doch jetzt nicht getauft werden, wo Stark-Ingmar im Sterben liegt?"

„Du siehst ja, daß es eine Freude für Stark-Ingmar wäre," sagte der Pfarrer.

Bis dahin hatte Ingmar still und unbeweglich dagesessen. Aber er war aufs äußerste erregt, als er

Barbro so gedemütigt und unglücklich sah. „Dies ist entsetzlich schwer für jemand, der so stolz ist wie sie," dachte er. Er konnte es einfach nicht ertragen, daß sie, die er mehr als sonst jemand geliebt und geehrt hatte, der Schande und Schmach ausgesetzt ward.

„Du mußt diesen Vorschlag fallen lassen, Stark-Ingmar," sagte er. „Es ist zu schwer für Barbro."

„Wir werden es ihr schon leicht machen, wenn sie nur das Kind holen will," sagte der Pfarrer. „Sie kann ja das, was notwendig ist, auf ein Papier schreiben, und ich trage es dann zu Hause ins Kirchenbuch ein."

„Ach nein, ach nein, es ist ganz unmöglich!" sagte Barbro und überlegte nur immer, was sie ersinnen könnte, damit die Taufe aufgeschoben würde.

Nun richtete sich Stark-Ingmar im Bett auf und sagte mit großem Nachdruck: „Es wird dir dein ganzes Leben lang schwer auf dem Herzen liegen, Ingmar, wenn du es nicht so einrichtest, daß mein letzter Wunsch erfüllt wird."

Da stand Ingmar schnell auf. Er trat zu Barbro neigte sich über sie und flüsterte: „Du weißt doch, Barbro, daß eine verheiratete Frau auf dem Taufschein keinen andern Namen anzugeben braucht, als den ihres Mannes." Und laut fügte er hinzu: „Ich gehe jetzt und sage, daß man das Kind bringe." Er sah Barbro an. Sie erbebte, erwiderte aber kein Wort. „Ich glaube, sie ist drauf und dran, den Verstand zu verlieren," dachte er.

Er ging hinaus und die einfachen Vorbereitungen waren bald getroffen. Kirchenrock und Gebetbuch wurden aus der Reisetasche, die der Pfarrer immer bei sich hatte, herausgenommen, und eine Schale mit Wasser ward hereingebracht. Hierauf kam die alte Lisa mit dem Kind.

Der Pfarrer knöpfte den Kirchenrock zu. „Vor allem muß ich wissen, wie das Kind heißen soll," sagte er.

„Barbro muß wohl selbst den Namen bestimmen," schlug der Doktor vor.

Alle sahen Barbro an; sie bewegte die Lippen ein paarmal, aber kein Laut drang hervor; es schien ein endloses Warten.

Als Ingmar dies sah, dachte er: „Nun erinnert sie sich daran, welchen Namen ihr Sohn hätte haben sollen, wenn alles recht wäre. Sie kann vor lauter Scham nicht sprechen." Er empfand solches Mitleid mit ihr, daß der Zorn verschwand und die große Liebe, die er für sie hegte, ihn vollständig übermannte. „Ihr Kind kann ja gerne Ingmar heißen," dachte er. „Was macht das mir aus? Wir müssen uns ja doch trennen. Das beste wäre, wenn wir den Leuten auf irgend eine Weise einbilden könnten, es sei mein Kind, so daß sie ihren guten Namen und Ruf wieder erlangte."

Da er dies aber doch nicht gerade heraus sagen wollte, verfiel er auf einen Ausweg. „Da Stark-Ingmar es ist, der die Taufe hier angeordnet hat,

meine ich, wir sollten dem Jungen seinen Namen geben." Er sah seine Frau an, während er dies sagte, um zu sehen, ob sie seine Absicht verstehe.

Aber noch nicht eine Sekunde hatte Ingmar zu sprechen aufgehört, als Barbro begann. Langsam trat sie vor, bis sie gerade vor dem Pfarrer stand. Dann sagte sie mit fester Stimme: „Nun ist Ingmar so gut gegen mich gewesen, daß ich es nicht länger ertragen kann, ihn zu quälen, sondern bekennen will, daß das Kind ihm gehört. Aber Ingmar soll das Kind nicht heißen, weil es blind und blödsinnig ist."

Während sie dies sagte, fühlte sie, wie entsetzlich bitter es war, daß ihr das Geheimnis, worauf ihr Leben beruhte, entrissen wurde. Sie brach in heftiges Weinen aus, und da sie fühlte, daß sie sich nicht beherrschen konnte, eilte sie aus dem Zimmer, um den Sterbenden nicht zu stören.

Draußen im Saal beugte sie sich über den großen Tisch und schluchzte bitterlich.

Nach einer Weile hob sie den Kopf und horchte nach dem Stübchen hin. Jemand sprach mit leiser Stimme. Es war die alte Lisa, die erzählte, wie es ihnen in der Sennhütte ergangen war.

Wieder empfand sie die ganze Bitterkeit, daß das Geheimnis verraten war, und wieder überfiel sie das heftige Weinen. Welche Macht war es doch, die sie gezwungen hatte, gerade da zu sprechen, wo Ingmar alles für sie zurecht gelegt hatte, so daß sie gut noch ein paar Wochen hätte schweigen können, bis die

Scheidung vollzogen gewesen wäre. „Nun muß ich mich töten," dachte sie, „dies ist meine letzte Stunde."

Dann lauschte sie wieder. Nun las der Pfarrer die Tauffformel. Er sprach so deutlich, daß sie jedes Wort verstehen konnte. Schließlich kam er an den Namen. Dieser wurde mit lauterer Stimme als das andere ausgesprochen. Er lautete Ingmar.

Als sie dies gehört hatte, brach sie in ihrer Machtlosigkeit aufs neue in Tränen aus.

Kurz nachher ging die Tür auf, und Ingmar kam heraus. Er trat zu ihr und zwang sie, aufzusehen. „Du weißt doch, daß zwischen uns alles so bleiben muß, wie es vor deiner Abreise beschlossen wurde," sagte sie.

Ingmar strich ihr sanft über das Haar. „Ich werde dich zu nichts zwingen," sagte er. „Nach dem, was du jetzt getan hast, weiß ich doch, daß du mich mehr liebst als dein eignes Leben."

Nun erfaßte sie seine eine Hand mit hartem Griff. „Versprichst du mir, daß ich allein das Kind pflegen darf?"

„Ja," antwortete Ingmar, „mach es ganz, wie du willst. Die alte Lisa hat uns erzählt, wie du um das Kind gekämpft hast. Niemand könnte es übers Herz bringen, es dir zu rauben."

Verwundert sah sie ihn an. Sie konnte nicht recht fassen, daß alles, was sie gefürchtet hatte, auf einmal in nichts zerflossen war. „Ich glaubte, du würdest ganz unnachgiebig sein, wenn du die Wahrheit

erführest," sagte sie. „Aber ich bin dir dankbarer, als ich sagen kann. Ich bin so froh, daß wir uns in Freundschaft trennen, so daß wir in Frieden miteinander reden können, wenn wir einmal zusammentreffen."

Ein Lächeln flog über Ingmars Gesicht. „Ich denke viel daran, ob du nicht doch mit mir nach Jerusalem ziehen willst," sagte er.

Als Barbro sah, daß er lächelte, wurde sie aufmerksam. Noch nie hatte sie Ingmar so gesehen. Es kam ihr vor, als verkläre etwas die groben Züge, so daß er ganz schön aussah. „Was ist das, Ingmar?" fragte sie. „Was hast du für Pläne? Ich hörte, daß du den Jungen Ingmar taufen ließest. Was hattest du für eine Absicht dabei?"

„Nun sollst du etwas Merkwürdiges hören, Barbro," sagte Ingmar und ergriff ihre beiden Hände. „Sobald die alte Lisa uns erzählt hatte, wie ihr es droben im Wald gehabt hattet, bat ich den Doktor, das Kind zu untersuchen. Und der Doktor fand keinen Fehler an ihm. Er sagt, es sei ein wenig klein für sein Alter, aber es sei ganz gesund und habe seine fünf Sinne wie andre Kinder."

„Meint der Doktor nicht, es sehe häßlich und sonderbar aus?" fragte Barbro atemlos.

„Ich fürchte, die kleinen Kinder in unserem Geschlecht pflegen nicht schöner zu sein als dieses."

„Hält er es denn auch nicht für blind?"

„Der Doktor wird dich auslachen, solange er lebt,

weil du dir so etwas einbilden konntest, Barbro. Er sagt, er wolle ein Augenwasser schicken, mit dem du den Jungen waschen sollest; und in acht Tagen werden seine Augen ganz gesund sein."

Eilig wandte sich Barbro nach dem Stübchen, aber Ingmar hielt sie zurück. „Du kannst das Kind jetzt nicht bekommen," sagte er. „Stark-Ingmar hat gebeten, daß man es ihm aufs Bett lege. Und nun, sagt er, habe er es ebenso gut wie Vater. Er will sich vor seinem Tode nicht mehr von dem Kinde trennen."

„Nein, ich will es ihm nicht nehmen," sagte Barbro, „aber ich muß selbst mit dem Doktor sprechen."

Als sie zurückkam, ging sie an Ingmar vorüber und stellte sich ans Fenster. „Ich habe den Doktor gefragt, und nun weiß ich, daß es wahr ist." Sie hob die Arme zum Himmel auf. Es war, wie wenn ein gefangener Vogel, der seine Freiheit wieder erlangt hat, die Schwingen aufhebt. „Ach, Ingmar, du weißt nicht, was Unglück heißen will," sagte sie, „niemand weiß es."

„Barbro," sagte Ingmar, „darf ich nun mit dir über unsre Zukunft sprechen?" Aber sie hörte ihn nicht. Sie hatte die Hände gefaltet und begann Gott zu danken. Sie sprach mit leiser, bewegter Stimme, aber Ingmar konnte es gut hören. All den Schmerz, den sie um ihr stiefmütterlich behandeltes Kind ausgestanden hatte, vertraute sie nun Gott an und dankte ihm, daß dies Kind nun werden würde wie andere Kinder, daß sie es herumspringen und spielen sehen

dürfe, daß es in die Schule gehen und lesen lernen dürfe, daß es ein kräftiger Jüngling werden dürfe, der die Axt handhaben und den Pflug führen könne, daß er ein Weib gewinnen und als Herr auf dem alten Hofe wohnen würde.

Nachdem sie Gott also gedankt hatte, trat sie zu Ingmar und sagte mit strahlenden Augen: „Nun weiß ich, warum es heißt, die Ingmarssöhne seien die besten Leute im Dorf.“

„Das kommt daher, daß Gott mit uns größeres Erbarmen hat als mit andern,“ antwortete Ingmar „Aber nun, Barbro, nun möchte ich — —“

Aber Barbro unterbrach ihn.

„Nein, es ist darum, daß ihr euch nicht zufrieden gebt, ehe ihr euch mit dem lieben Gott versöhnt habt,“ sagte sie. „Gott sei uns gnädig, was wäre aus meinem Kinde geworden, wenn du nicht sein Vater gewesen wärest!“

„Ach, ich habe ihm nur wenig helfen können,“ sagte Ingmar.

„Um deinetwillen ist der Fluch von ihm genommen worden,“ sagte Barbro innig. „Darum hast du die Wallfahrt gemacht, die so gut abgelaufen ist. Das einzige, was mich im letzten Winter aufrecht erhalten hat, war, daß ich ab und zu hoffte, Gott werde dir und dem Kinde gnädig sein, weil du nach Jerusalem gezogen warst.“

Ingmar senkte den Kopf. „Ich weiß nur, daß ich mein Leben lang ein armer Tor gewesen bin,“

sagte er und sah ebenso niedergedrückt aus wie vor einer Stunde.

„Weißt du, wovon vorhin im Stübchen die Rede war?“ sagte sie. „Ja, der Pfarrer sagte, daß die Leute dich von jetzt an Groß-Ingmar nennen würden, weil du bei dem lieben Gott so wohl angeschrieben seiest, daß er den Fluch, der auf meiner Familie ruhte, um deinetwillen aufgehoben hat.“

Sie saßen nebeneinander auf der in die Wand eingelassenen Bank. Die Frau schmiegte sich an Ingmar an, aber Ingmars Arm hing schlaff herunter, und sein Gesicht wurde immer düsterer.

„Nun glaube ich, daß du mir böse bist,“ sagte Barbro. „Du denkst gewiß daran, wie hart und unfreundlich ich auf der Straße gegen dich gewesen bin. Aber das mußt du wissen, eine bitterere Stunde habe ich nie durchgemacht.“

„Ich kann nicht froh sein,“ sagte Ingmar, „denn ich weiß ja noch nicht, wie wir es halten sollen. Du sagst mir heute so viel Liebes, aber du antwortest mir nicht, ob du es wagst, als meine Frau bei mir zu bleiben.“

„Hab' ich dir das nicht gesagt?“ fragte Barbro verwundert und lachte. In demselben Moment aber überkam sie etwas von der alten Furcht, und sie schauderte zusammen. Aber dann schaute sie sich um; sie umfaßte mit dem Blick die ganze alte Stube, das breite niedrige Fenster, die festgemachten Bänke und den Kamin, vor dem Geschecht auf Geschlecht beim

Scheine des Torffeuers an der Arbeit gesessen hatte All dies umgab sie mit Sicherheit. Sie fühlte, daß dies sie beschützen und bewahren konnte.

„Nimmer will ich wo anders leben, als unter deinem Dache und in deinem Heim," sagte sie.

Kurz nachher öffnete der Pfarrer die Tür des Stübchens und winkte ihnen, hereinzukommen.

„Nun sieht Stark-Ingmar den Himmel offen," sagte er, als sie an ihm vorübergingen.

Ende

Inhalt

Erste Abteilung

Zweite Abteilung

Im Verlage von Albert Langen erschien auch der erste Teil dieses Werkes:

Jerusalem I

In Dalarne

Erzählung

von

Selma Lagerlöf

Zehntes Tausend

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

